D II 9
1797
20
Coburger Landes-Bücherei

Fedor und Marie,

oder

Treue bis zum Tode.

Von

August Lafontaine.

Mit einem Kupfer und einer Vignette.

Berlin,
bei Johann Daniel Sander.
1802.

(Ladenpreis 1 Thlr. 12 Gr.)

Coburger
Landes-
Bücherei

Fedor und Marie,

oder:

Treue bis zum Tode.

1.

St. Petersburg, 1725.

Hier bin ich wieder, geliebter Gustav, in meinem erstarrenden Norden. Ich bitte dich, sage nicht, der Ehrgeitz habe mich aus deinen Armen gerissen. Um unserer zusammen verlebten Jugend willen, sage das nicht! Ich beschwöre dich, bei den stolzen Träumen, welche unsre Herzen füllten und hoben! — Träume? Mit dieser Benennung verspottet ja der kluge, immer höher kriechende Ehrgeitz die Ahnungen einer bessern Seele, den edleren Stolz eines sich selbst genügenden Herzens. Und wäre es nur das! o, wäre es nur das! Mit dieser Benennung verspottet ja der am Throne gebückte, beschämte Ehrgeitzige die Tugend, und die edelste Hoffnung des Menschengeschlechts, etwas in sich selbst zu seyn! zu seyn!

Nein, Gustav; nicht der Ehrgeitz riß mich aus deinen Armen, aus den Zauberge- büschen des lieblichen Maies, aus dem wal- lenden Meere der Nachtigallentöne, aus dem warmen Hauche deiner vaterländischen Luft, und stieß mich mit harten Händen auf einen Boden, dem kaum eine Blume entsprießt, der keinen Lenz kennt, und wo aus dem kal- ten Schooße des Winters nur die glühende Flamme des Sommers hervorbricht.

Glaub mir, die großen Veränderungen meines Vaterlandes gehen bei mir vorüber, wie die wechselnden Tage. Ich habe nur Wünsche für sein Wohl, für mich nicht Ei- nen. Was sollte ich auch mit meinem war- men, weichen Herzen, in dem Gedränge dieser kalten, harten Steinfiguren, die hoch stehen wollen, um zerschmettern, nicht, um wohlthun zu können! Der große Mann, der wohlthun konnte, weil sein Ehrgeitz keinen Wunsch mehr hatte, ist todt. Die meisten Andern wollen nur sich, und vergessen dar- über, daß sie Kinder des Vaterlandes sind. Nein, Gustav! Der Anblick des jetzigen Trei-

bens und Thuns, dies ängstliche Aufmerken und Bewachen, dieser hervorbrechende Haß, dieser ängstliche Neid, diese kleinlichen Sorgen, welche auf so vielen Gesichtern in schrecklichen Zügen dastehen, haben mir den Ehrgeitz verekelt.

Das Vaterland war es, was mich aus deinem Arme zurück zog. Das Vaterland! — Gustav, nicht der Boden, nicht der Himmel eines Landes, worin man geboren wurde, ist das Vaterland; die freundlichen Gesichter voll Liebe, die wir aus der Jugend her kennen, die bekannten, so wohlklingenden Stimmen unsrer Verwandten sind es. Rauh nennest du meine Sprache. Sie sey es! aber mir ist sie die Sprache der Liebe, der Treue, der Frömmigkeit. In ihren rauhen Tönen muß ich beten, wenn mein Gebet nicht eine Spötterei werden soll. O, wenn einst ein geliebtes Mädchen ihr „ich liebe dich" zu mir sagt, so sey es ja in dieser rauhen Sprache, in der meine Mutter, als ich noch ein Kind war, ihre frommen Segnungen über mich herabrief. So fertig ich deine Sprache auch

rede, Gustav, sie bleibt mir ewig fremd; denn meine Kindheit hat sie nicht gekannt. Ich habe sonst nichts Rührendes in ihr gehört, als die Versicherungen deiner Freundschaft; und wenn diese uns begeistert hatte: — Gustav, in solchen heiligen Augenblicken versiegelten nur Thränen in unsern Augen den Bund; unsre Lippen schwiegen: denn ich hätte in meiner Muttersprache — Muttersprache! wie bedeutend! wer liebt, wie eine Mutter! — wie du in der deinigen, reden müssen. Was zieht dich in der Ferne so stark an den unbedeutenden Landsmann? Nur die Töne der Liebe, seine Sprache. Da hast du, was mich aus dem Paradiese der Erde so unwiderstehlich in den ewigen Winter fortriß.

Den alten ehrwürdigen Feldmarschall Wasilei sehe ich oft. Er wäre der Fürst unseres Hauses, auch wenn er nicht so hieße. Man nennt ihn: den Murrkopf, den lästigen Sittenprediger; und dennoch achtet ihn jeder von unserer Familie, und dennoch sammeln sich in einem Sturme des Unglücks Alle um ihn her.

„Wozu bist du gekommen, Vetter?" sag-

te er zu mir, als ich ihm vorgestellt wurde, und legte seine zitternde Hand auf meine Brust. „Hat auch dieses Herz," fuhr er sanft und lächelnd fort, „schon verlernt, für die Freude, für die Liebe, für das Glück des Lebens zu schlagen? Bist auch du der frohen Träume von einer Schäferwelt, von Hütten und frohen Festen der Liebe schon müde? Träumst auch du schon von Ehrenstellen, von Macht und Ansehn?" Auf einmal wurde sein Auge finster. „Lieber Fedor," sagte er ernst; „der Name, den du trägst, wird dich früh genug auf das Meer voll Stürme rufen, zwischen Klippen voll Trümmern. Du siehst hier" — er drehete mich halb der Gesellschaft zu — „alle Großen deines Vaterlandes, und dort den Mächtigsten unter ihnen. (Hier winkte er auf Menzikof.) Glaub mir, der schimmernde Stern auf der Brust bedeckt ein Herz voll Sorgen, und das leichte, flatternde Ordensband ist durch Kummer und Elend gewonnen."

Am Abend blieb nur die Familie beisammen. Mein Vater machte mich auf die

Bildnisse, die im Saale hingen, aufmerksam. In der That, Gustav, der Anblick meiner Ahnherren, den ich hier zum ersten Male hatte, war mir höchst interessant. „Selbst der Nahme Dolgoruki," sagte mein Vater, „fodert dich auf, für die Größe deines Hauses zu leben. Da stehen deine Ahnen, von Alexei an. Sie alle erfüllten die Bedeutung unseres Nahmens: ihre Hände trugen den Herrscherstab *)."

Der Feldmarschall lächelte. „Lukitsch," sagte er; „nenne doch deinem Sohne unter allen den Dolgorukis den Einen, der glücklich war, der ruhig lebte und ruhig starb, ohne die grausamen Launen des Glücks erfahren zu haben. Sieh ihn!" Er führte mich zu einem Gemählde, das halb versteckt hing. „Dieser hieß, wie du, Fedor, und lebte auf seinen Gütern, wie hier sein Bildniß hängt: verborgen. Ihm fehlt, wie du siehst, jedes Zeichen der Größe; es läßt sich weiter nichts von ihm sagen, als: er war glücklich!"

*) Dolgoruki, eigentlich Langhand, aber, nach einem bekannten Sprichworte, auch so viel als Herrscherhand.

Und hier, sagte mein Vater ein wenig empfindlich, hängst du selbst, Wasilei. Der Commando-Stab kleidet dich doch nicht übel! Der Feldmarschall wendete sich schnell zu meinem Vater: „es sind jetzt sieben Jahre, als wir Beide Moskwa verließen. Die eine Nacht blieben wir in der Hütte eines armen Landmanns, der neben seinem Weibe saß, und sich über seine fünf Kinder freuete, die um ihn her spielten. Da kam sein Bruder aus der Hauptstadt, und erzählte ihm die schrecklichen Vorfälle in der Kaiserlichen Familie, den Tod des Prinzen. Unser Wirth erblaßte; er und seine Gattin drückten zitternd und mit Thränen des Mitleidens ihre Kinder an die Brust. Lukitsch! da flisterteſt du mir in's Ohr: dieser Mensch darf Gatte, Vater, Bruder seyn; die Großen der Erde dürfen es nicht! . . . Und als der Bauer erfuhr, daß auch wir unter den Geächteten waren, und nun, mitleidig den Kopf schüttelnd, zu uns sagte: Gewiß dankt Ihr Gott, daß Ihr frei seyd, und geht nicht wieder an den Hof! — Lukitsch! da ergriffest du die Hand des

Bauern, und sagtest, wie begeistert: nie betrete ich diesen Unglücksboden wieder. Ich will glücklich seyn, wie du; Vater wie du! — Nun denn! sey es! Hier ist dein Sohn!" Er zog mich in die Arme meines Vaters, und umfaßte uns Beide.

Ich blieb mit dem Feldmarschall allein. Als ich von ihm Abschied nahm, sagte er: „schon zweimal sank ich in den Abgrund des Unglücks; nun will ich ruhig sterben. Fedor, erst Einer der Dolgorukis war glücklich; sey du der zweite!" — Was soll ich thun? fragte ich. — „Dich unabhängig von dem Ehrgeitze erhalten," antwortete er. Ich umfaßte ihn, und gelobte das mir selbst an seinem Herzen, dem der Ehrgeitz Wunden schlug, und das nun erst in den letzten Tagen des Alters Ruhe findet.

2.

Pozek, im December 1725.

Nimm, Gustav, und lies! Ich lebe in einer neuen Welt: ein schönerer Frühling als der deinige, ist über meinem Herzen aufgegangen; eine hellere, mildere Sonne erleuchtet, erwärmt mit tausendfachem, unvergänglichem Leben mein Daseyn; ein erquickender, frischer Lebenshauch durchströmt die Welt, in der ich athme. O, was war ich! was! Wie ist mir jetzt alles so neu! so lebendig! Die Schöpfung steht gränzenlos vor mir, wie das Leben. Erst jetzt fühle ich, daß ich bin. Ehemals athmete ich nur, und setzte mein Daseyn fort, wie eine Pflanze; nun endlich ist das todte Gebilde beseelt.

Am liebsten möchte ich die Gefühle meiner Seele in zwei Worte zusammen fassen. Doch so oder so — du wirst mich immer nicht begreifen. — Mein Vater hatte den Gedanken, ich sollte am Hofe leben. Meine Verwandten — glaubst du das? — sagten mir Schmei-

chelelen über meine Gestalt. Ich sprach, darüber verdrießlich, mit dem edlen Feldmarschall, und wurde warm. Er fragte mich lächelnd: „was willst du denn, Vetter?“ — Was ich will? Von hier weg! Ich mag nicht sehen, was ich sehe. Es ist mir unmöglich, heimlich zu hassen; mit dem Schwerte drein zu schlagen, wäre mir lieber. Wir können vor dem Fürsten Menzikof nicht höher hinauf; aber — ich frage Sie, mein theuerster Oheim: würden wir es anders machen, als er, wenn wir in seiner Stelle wären? — „Schwerlich, mein Sohn! . . . Also mit dem Schwerte drein schlagen, willst du? Wohl denn!“ —

Am folgenden Tage bekam ich von der Kaiserin die Erlaubniß, zu dem General Matuschkin, an die Gränze von Persien, zu gehen, um als Freiwilliger gegen den Schamchal *) zu fechten. Ich eilte; und schon am 20sten September war ich im heiligen Kreuz, der neuen Festung, wo Matuschkin mich väterlich aufnahm. Acht Tage nachher griffen

*) Schamchal, oder Schemchal: so hießen die Fürsten der Dagestaner.

wir den wilden Haufen der Tataren an. Ich focht an des Generals Seite, sammelte ein Paar Eskadrons Dragoner, die von dem Feinde zerstreuet waren, und stürzte an ihrer Spitze in dessen gedrängtesten Haufen. Dieser rasche Ueberfall sprengte die Tataren aus einander. Meinen Dragonern folgte Infanterie; der Feind wurde geschlagen, und flüchtete in das Gebirge.

Der General umarmt mich vor der Linie, und schreibt mir den Sieg zu. Wir verfolgen nun den Feind, nehmen seine Hauptstadt Tarchu, und der Krieg ist geendigt. Matuschkin macht seinen Bericht an die Kaiserin, und sagt mir, daß ich ihn überbringen soll. Ich sperre mich; aber er befiehlt, und ich muß gehorchen.

Einige Tagereisen vor Petersburg hole ich ein Paar Schlitten ein, die beinahe so rasch fuhren, wie ich selbst. Nachmittags komme ich an einen See, den ein bei plötzlichem Thauwetter ausgetretener Fluß gebildet hat. Ich halte vor der einzigen Hütte, die in der Gegend ist, und fodere einen Na-

chen, ein Floß, oder einen Wegweiser, der mich zu einer andern Brücke bringen soll. Der Bewohner der Hütte sagte mir: hier könne nur Geduld mir helfen; dies sey der einzige Weg, der nach Petersburg führe. Seine Frau versicherte: das Land wäre weit und breit überschwemmt; ich würde mehr Zeit verlieren, wenn ich einen Umweg nähme, als wenn ich abwartete, daß der Fluß wieder in sein gewöhnliches Bett zurückkehrte. Jetzt kamen die Schlitten heran, in deren erstem einige Damen saßen. Ihre Domestiken, die mit der Gegend sehr bekannt zu seyn schienen, versicherten mir ebenfalls, es sey das kürzeste, hier einen Tag zu verziehen, bis das Wasser abgeflossen sey.

Die Damen stiegen aus: eine Mutter, und zwei Töchter, wie es schien; edle Gestalten. Ihre Gesichter sah ich nicht, weil sie verschleiert waren. Die Kostbarkeit ihres Pelzwerkes zeigte mir übrigens, daß sie Damen von Range seyn mußten. Wir traten in die Hütte; doch — wir blieben auf der Schwelle stehen, weil uns ein unerträglicher Geruch entgegen kam.

Das kann ich unmöglich ertragen! sagte die ältliche Dame. — Kerl! rief ein Mann, der bei ihnen war, dem unschuldigen Bauer zu: schaff uns ein anderes Haus! — „Wie kann er das!" sagte die Dame verweisend und ernst.

Er muß, er soll! rief der Mensch in dem rauhesten Tone; oder — Er hob drohend seinen Stock auf.

Ich hielt seinen Arm. Mein Herr, sagte die Dame mit einer Verbeugung: ich danke Ihnen. Nun wendete sie sich zu ihrem Begleiter, und sagte noch ernster: „wirst du denn niemals menschlich werden? Geh hinaus!" Er gehorchte.

Der Bauer stand indessen furchtsam, demüthig da. Die Dame beruhigte ihn; ihre beiden Töchter setzten sich zu zwei schmutzigen Kindern auf den Boden, liebkosten ihnen, und versicherten den zitternden Eltern mit sanfter, Muth machender Stimme: die Kleinen wären ein Paar Engel. Nur zwei Minuten, so hatten sie für die Mutter eine Haube, und für jedes Kind ein andres kleines Geschenk aus

dem zweiten Schlitten von ihren Mädchen geholt.

Aber was ist zu machen? sagte ich; wo werden wir bleiben? Zurückfahren können wir nicht; die Pferde halten es nicht aus. — Der Bauer sagte uns: im Walde, nicht weit von seiner Wohnung, ständen einige recht trockne und mit Moos verstopfte Hütten von Baumstämmen, für Jäger und Holzfäller. Wir setzten uns wieder in unsre Fuhrwerke, ließen uns von dem Bauer dahin führen, und fanden in der That einige nahe bei einander stehende Hütten. In der besten, die einen kleinen Kamin hatte, ließ ich ein Feuer anzünden, einen Feldtisch und ein Paar Stühle aus meinem Schlitten in die Hütte tragen, und von meinem Bedienten ein warmes Getränk bereiten. Nun führte ich die Damen, die bis jetzt in ihrem Schlitten geblieben waren, hinein. Sie dankten mir mit holder Freundlichkeit für meine kleinen Anstalten. Die älteste Tochter — sie heißt Marie — nahm, als sie vor dem Kamin stand, ihre Kappe ab, und schlug einen grünen Florschleier

schleier über das blonde Haar zurück. Gustav! ich blieb erstaunt vor diesem Engelskopfe stehen. Ein Mädchen von funfzehn Jahren, mit Augen — Doch nein! Sie lächelte, und es war mir, als strahlte die Natur in hellerem Glanze. Ich habe, glaube ich, wohl schönere Gesichter gesehen, aber nie eins, um das der Heiligenschein der Unschuld so lebendig geleuchtet, nie ein Auge, aus dem die milde Flamme aller Tugenden so hell hervorgestrahlt, nie einen Mund, auf dessen Lippen so viel heitere, liebliche Anmuth, in dessen Lächeln so viel fromme Gutmüthigkeit gelegen hätte.

Gustav, ich mußte mir mit dem Feuer, mit dem Holze zu thun machen, um nur meine Blicke von ihr abzuwenden; denn sie war ein Paarmal erröthet. Ich trank mit ihr aus Einem Becher; die Mutter und die Schwester hatten den zweiten. Bin ich nicht ein Kind, daß ich dir das erzähle? Und doch, Gustav, trink' ich seitdem aus keinem andern Becher.

Ihre Sprache war Gesang. Sie redete

schön, und nicht wie ein Buch. Alles, was sie sagte, war so natürlich, als hätte es gar nicht anders gesagt werden können; und dennoch der Ausdruck so zart und wohlklingend! Ich horchte auf jedes ihrer Worte, wie auf die Harmonieen einer fernen schönen Musik. Alles an ihr entzückte mich, und ich suchte das gar nicht zu verhehlen; Mutter und Töchter schienen aber des Beifalls so gewohnt, daß sie es kaum bemerkten. Wir fingen an vertraulicher zu reden; und nun zeigten die beiden Mädchen so viel Geist und so mannichfaltige Kenntnisse, daß ich aufs neue erstaunte. In sichtbarer Erwartung fragte ich sie: wer war Ihr Lehrer? Sie umfaßten ihre Mutter, und küßten sie zärtlich. Welch ein Anblick! Mochten sie immerhin lächeln — ich warf mich vor der Mutter auf ein Knie, und küßte ihr die Hand. „Spielt Ihr mit mir?" sagte die ehrwürdige Frau lächelnd, um durch dieses Lächeln eine sanfte Rührung zu verbergen, die ihre Augen benetzte.

Nein, Madame, erwiederte ich; mein Herz beugt sich vor dem Ehrwürdigsten in der Na-

tur: vor einer guten Mutter! — Wir Alle hatten jetzt in Einem und demselben Momente Thränen in den Augen. Die Töchter umarmten ihre Mutter noch inniger, und ich beugte mich noch tiefer auf ihre Hand.

Am Abend sagte man uns, daß wir wahrscheinlich den folgenden Morgen würden reisen können. Ich selbst ging an den Fluß, und fand ihn schon merklich gefallen. Bei meiner Rückkehr sagte mir ein Domestik, seine Herrschaft wolle versuchen, ein Paar Stunden zu schlafen. Ich setzte mich einsam an ein Feuer, das in einer zweiten Hütte brannte, sprang aber bald auf, und fragte den Menschen: wer ist deine Herrschaft? Er antwortete mir: es sey ihm und allen Domestiken streng verboten, den Nahmen der Dame zu nennen. Finster wendete ich mich um, und wollte gehen. Der Bediente sagte mir aber ängstlich: unter den Bäumen im Walde lauerten Leute. Die gnädige Frau hätte ihm zwar verboten, mir etwas davon zu sagen, damit meine Ruhe nicht gestört würde; allein . . . — Er machte mich auf-

merksam, daß von Zeit zu Zeit ein Pfeifen (sehr wahrscheinlich ein Signal) zu hören sey.

Ich ließ nun sogleich alle Fuhrwerke zwischen die Hütten zusammenziehen, in der Ferne, zwischen den Bäumen, mehrere Feuer anzünden, und alle Gewehre, die wir bei uns hatten, in Stand setzen. So still wir auch bei diesen Arbeiten gewesen waren, so hatten die Damen dennoch von unsern Anstalten etwas gemerkt; und nun ließen sie mich durch eins ihrer Mädchen bitten, daß ich zu ihnen kommen möchte.

Alle drei saßen noch angekleidet am Feuer. Ich mußte ihnen sagen, was wir zu befürchten hätten, und erwartete nun schon eine Scene voll Unruhe, voll Angst. Die beiden Mädchen erblaßten auch wirklich ein wenig; die Mutter aber fragte zu meiner Verwunderung: welche Gegenanstalten sind getroffen? Ich erzählte, und alle wurden nun wieder ruhig. Von Zeit zu Zeit ging ich hinaus, um nach den Wachen zu sehen; dann aber saßen wir vertraulich am Feuer, und plauderten. Ich sagte den drei Damen die Veran-

lassung zu meiner Reise, und erzählte, auf ihr Verlangen, auch meinen kurzen Feldzug. Sie vergaßen, wie wenig wir einander kannten, und theilten mir allerlei Merkwürdiges mit, was ihnen begegnet war.

Ich wurde in der Gesellschaft dieser kindlichen Menschen ein Kind, ein unschuldiges, zutrauliches Kind. Bald erzählte ich ihnen ganz offen das Geheimste, das Rührendste aus meinem Leben, besonders auch den frühen Tod meiner Mutter, von der ich, wie immer, mit Begeisterung redete. Dann sagte ich ihnen, wie deine vortreffliche Mutter mich mit dir erzogen, wie sie mich geliebt hätte, und wie innig wir Beiden noch jetzt einander liebten. Ich saß zwischen der Mutter und Marien, hatte gänzlich vergessen, wer mir zuhörte, und faßte die Hand der Mutter, als ob es d e i n e Mutter gewesen wäre. Alle waren zu Thränen gerührt, und dieser Anblick machte mein Herz so weich, daß auch meine Augen überflossen. O, wie nun weiter? fragte bald die ältere, bald die jüngere Tochter. Und nun erzählte Marie in den

weichen Tönen der Liebe, daß sie mit ihrer Schwester Alexandra beinahe eben so gelebt hätte, wie ich mit dir bei deiner Mutter.

„Welch eine vortreffliche Frau!" sagte die Mutter; „wie gern hätte ich sie kennen mögen!"

Aber — sagte Marie, und legte ihre Hand auf meinen Arm, als sollte ich ja nicht überhören, was sie sagte — aber wir hätten es auch verdient, sie kennen zu lernen! — O, welch ein Haus würden wir zusammen gemacht haben! setzte die jüngere Schwester hinzu. — Das erste, bei Gott! das erste in der Welt! rief ich, ihre Hand ergreifend, und hielt Marien die andere Hand hin, als sollte sie durch Einschlagen meine Worte bekräftigen. Sie schlug ein, und sagte: das erste in der Welt! Nicht wahr, liebste Mutter? — Wir Beide waren aufgesprungen; auf einen lächelnden Wink der Mutter setzte Marie sich wieder.

So verging die Nacht, die schönste meines Lebens. Jetzt meldete uns der Bauer, daß die Brücke nicht mehr überschwemmt

sey, und daß schon ein Paar Schlitten von Petersburg her darüber passirt wären. Ich konnte in einigen Minuten reisefertig seyn, und mußte eilen. Mich überfiel ein Grauen, als ich daran dachte, daß ich Marien vielleicht nie wiedersehen würde, da ich ihren Nahmen nicht wußte. Und doch wollte die Mutter unbekannt bleiben! — Ich muß fort! sagte ich, und küßte dieser die Hand. O, wäre das Schicksal noch einmal so gütig gegen mich, als es gestern gewesen ist! ... Vielleicht sage ich Ihnen jetzt auf ewig Lebewohl. Doch das Andenken an diese glücklichen Stunden wird nie ...

„Leben Sie wohl, mein Sohn," unterbrach mich die Mutter gütig, mit bebender Stimme. „Wir, ich und meine Töchter, werden oft mit Freude an Sie denken." Ich blickte auf, und konnte meine Thränen nicht länger zurückhalten. „O," sagte die Mutter in großer Bewegung, die sie indeß zu verbergen suchte: „welch einen hohen Werth hat die Tugend! Wir sind in wenigen Stunden Freunde geworden!" Sie legte den Arm um meine

Schulter, und bot mir ihre Wange zum Kusse.

Schweigend verbeugte ich mich vor Marien und vor Alexandren, die Beide weinten. Als ich so eben abfahren wollte, traten sie in die Thür, und Marie winkte mir mit ihrem grünen Schleier, den sie in der Hand hielt, das letzte Lebewohl. Ich breitete die Arme aus, der Farbe der Hoffnung entgegen, und dachte: ja, wir trennen uns nicht auf ewig! ...

Den 17ten November, Abends um acht Uhr, kam ich in Petersburg an. Auf der letzten Station hatte ich mich so gekleidet, daß ich sogleich vor der Kaiserin erscheinen konnte. Am Thore sagte man mir: ich müßte nach Wasili-Ostrow fahren; dort wäre die Kaiserin bei dem Fürsten Menzikof, der seinen Geburtstag feierte. Kaum war ich in dem hell erleuchteten Pallaste des Fürsten, so verlangte die Kaiserin, mich selbst zu sprechen. Ich übergab ihr die Depeschen meines Chefs, und ihre Augen funkelten im Lesen vor Freu-

de. „Du," sagte sie endlich mit vieler Güte, „warst der Held des sechs und zwanzigsten Septembers, schreibt mir Matuschkin." Ich mußte ihr erzählen, und dabei wurde sie immer heiterer. Ehe ich noch ganz geendigt hatte, befahl sie mir, ihr zu folgen, und ging nun in den Saal, wo sich die Gesellschaft befand, und wo Pauken und Trompeten sogleich die frohe Nachricht verkündigten. Sie legte eine Hand auf meine Schulter, sagte zu meinem Oheim, dem Feldmarschall: „dieser ist der Held des Sieges!" und las nun vor, was Matuschkin von mir geschrieben hatte.

„Menzikof!" sagte sie dann heiter; „welch ein glücklicher Tag! In der That, Sie sind dem jungen Dolgoruki Dank schuldig, daß er gerade heute gekommen ist. Nun wird Ihr Geburtstag auch ein Siegesfest."

Mein Oheim war gerührt; meine übrigen Verwandten, so viele ihrer zugegen waren, wünschten mir Glück dazu, daß die Kaiserin mich so gnädig ausgezeichnet hatte.

Fürst Menzikof stand da, ohne Theilnah-

me zu äußern, und sogar finster. Man sah, welche Gewalt er sich anthun mußte, um nur gegen die Kaiserin freundlich zu seyn. Der unglückliche Mann! Jeden Augenblick erwartete er die Nachricht von dem Tode einer Tochter, deren Leben ein Unfall auf einer Reise in Gefahr gebracht hatte.

Er jammerte mich. Gustav! Eben das, worüber seine Feinde frohlockten, söhnte mich mit ihm aus. Da stand er, in sich versenkt, mit unruhigen Blicken, die er in jeder Minute mehr als Einmal ängstlich auf die Thür richtete. Seine Lippen waren trocken; und dennoch vermochte er nicht zu trinken, ob er gleich das Glas sehr oft in die Hand nahm. Er wollte reden, fing an, und konnte nicht vollenden. Auch dich würde der unglückliche große Mann gejammert haben. „Er haßt die Dolgorukis," sagte ich zu einem jungen Vetter, von dem ich die Ursache seiner Unruhe erfuhr; „und die Dolgorukis hassen ihn. Doch wie er lieben könnte, wenn wir seine Freunde wären, das siehst du an der Angst, die ihn jetzt foltert. Du nennest

ihn den Ehrgeitzigsten aller Menschen; aber jetzt siehst du ja, daß er mehr Vater als Fürst ist, daß er mehr liebt, als nach Ehre geitzt. Er würde alle seine Orden, alle seine Titel, alle seine Reichthümer, seine Macht, sein Ansehen hingeben, um seine kranke Tochter zu retten. Ja, er würde vor einem Dolgoruki niederknieen, wenn der ein Mittel wüßte, sie ihm zu erhalten." Mein Vetter lächelte höhnisch. „O," fuhr ich fort; „sag, was du willst: wir hassen mehr seine Größe, als seine Herrschsucht. Nein, einen Mann, der groß genug ist, bei einer Siegesnachricht, und — was mehr sagen will — bei dem heitern, frohen Gesichte seiner Kaiserin nicht einmal eine frohe Miene zu machen; einen Mann, der, in Gegenwart des ganzen Hofes und seiner Gebieterin, nur Vater ist: einen solchen Mann kann ich nicht hassen. Was er uns ist, Vetter, das vergebe ihm und uns der gütige Himmel! Ich fürchte, er könnte nichts anderes gegen uns seyn, als was er ist, selbst wenn er wollte."

Mein Vetter sagte, noch höhnischer lä-

chelnd: wir wollen ja nur, daß er gerecht gegen uns seyn, daß er uns nicht hindern soll.

„Gerecht?“ fuhr ich lebhaft fort; „nur nicht hindern? Was würde aus dem Fürsten Menzikof werden, wenn er uns nicht hinderte! Was würden wir ihn seyn lassen, wenn wir Gewalt genug hätten! Freilich, es ist Nothwehr, daß wir gegen ihn sind; aber es ist auch Nothwehr, daß er uns am Steigen hindert. Unser Steigen wäre sein Sturz. Kannst du das leugnen?“ —

Jetzt entstand im Nebenzimmer eine Art von Unruhe, ein Hin- und Herlaufen. Menzikof erblaßte. Ich sah ihn zittern; ich erblaßte und zitterte mit ihm. Auf einmal schmetterten Pauken und Trompeten durch den Saal. Die Flügelthüren flogen auf; und an der Hand der Kaiserin trat — o Gustav! der Boden wich unter meinen Füßen! Ich mußte mich am Kamine halten, um nicht nieder zu stürzen; denn das Unglück stand fürchterlich vor meiner Seele da! — Marie trat an der Hand der Kaiserin herein: sie war Menzikofs Tochter, die Tochter des Man-

nes, der mein Haus und meinen Nahmen unversöhnlich haßt!

Es war mir, als versänke alles um mich her. Der Donner der Pauken, das Schmettern der Trompeten, das freudige Jauchzen der Anwesenden mischte sich zu den quälenden Gefühlen in meiner Seele, und nahm mir alle Besinnung. Mit finstern Blicken, und nur halb, sah ich von der Seite, wie der Vater seine Tochter, die vor ihm auf ein Knie niedergesunken war, umarmt hielt; und mich dünkte, er faßte sie, um sie nicht zuerst in den Abgrund sinken zu lassen, in den jetzt alles krachend niederstürzte. Es konnte für ein Glück gelten, daß alle Augen auf den Fürsten und die Kaiserin gerichtet, und alle Ohren von dem Schalle der Musik betäubt waren; denn es ist mir, wenn ich mich des Augenblicks entsinne, als hätte ich einen lauten Schrei ausgestoßen.

Die Bewillkommnungen zwischen dem Fürsten und seiner Familie dauerten lange genug, daß ich mich wieder erholen und fassen konnte. Marie war in Todesgefahr gewesen; die

Mutter hatte aber, anstatt dem Vater einen Courier mit der Nachricht von ihrer Genesung zu schicken, ihn lieber selbst an seinem Geburtstage überraschen wollen: sie war mit ihren beiden Töchtern eine Stunde nach mir angekommen.

„Sehen Sie, Menzikof,“ sagte die Kaiserin, „wie diesen Abend ein Bote der Freude dem andern folgt! . . . Wo ist denn der meinige?“ — Ich näherte mich. „Du bist,“ sagte sie mir zutraulich, wie eine Mutter, „der Herold meines Glückes.“ (Sie führte mich vor Marien hin.) „Und diese,“ fuhr sie eben so zutraulich fort, „hat eine noch schönere Freude gegeben. Es ist billig, daß Ihr Beiden der König und die Königin des Balles seyd.“ Marie sah mich verwundert an, und lächelte erröthend; sie wußte von mir noch weiter nichts, als daß ich als Courier nach Petersburg geschickt war. Man hatte nicht nach meinem Nahmen gefragt, weil die Fürstin den ihrigen nicht genannt haben wollte, damit ihre nahe Ankunft in Petersburg nicht verrathen werden könnte.

„Ein junger Fürst Dolgoruki," sagte die Kaiserin zu der Fürstin Menzikof, die sogleich näher kam, als sie mich erblickte: „der Bote von meiner siegenden Armee." — Wir kennen einander schon! erwiederte die Fürstin; und in diesem Augenblick wurde das Gespräch von der Musik unterbrochen. Ich faßte Mariens Hand, und führte sie den Saal hinauf. Unsre Hände zitterten; aber sie hielten einander um so fester.

Marie war noch in ihrer Reisekleidung, und hielt den grünen Flor in der Hand, mit dem sie mir zwei Tage vorher ihr Lebewohl zuwinkte: sie hatte nur den Pelz abgeworfen, der ihre schöne, edle, schlanke Gestalt verhüllte; denn in eben dem Augenblikke, als sie ausgestiegen war, hatte die Kaiserin sie und ihre Mutter in Empfang genommen, und troz allem Sträuben zu der Gesellschaft geführt. Als wir den Saal hinauf gingen, sagte sie mir mit einem leisen Händedruck: „meine Ahnung hat mich nicht getäuscht; wir sehen uns wieder!"

Ein glücklicher Zufall! sagte ich, weil ich

doch etwas sagen mußte; denn ich dachte an den Haß, der unsre Väter, unsre Familien von einander trennt. In der That — setzte ich verwirrt hinzu, weil sie mich befremdet ansah — ein sehr glücklicher Zufall!

„Still, o still!" flisterte sie mit einem holden Lächeln; „ich mag lieber von Ihnen Abschied nehmen, als Sie wiederfinden."

Sie war, als wir oben am Ende des Saales standen, mit ihrem grünen Schleier in Verlegenheit; ich steckte ihn ein, und wir fingen nun an zu tanzen. Als ich den Arm um sie geschlungen hatte, und mit ihr, der so edlen, ätherischen Figur, den Saal hinunterschwebte; als ihre zarte, weiche Hand in der meinigen lag, ihr frommes, funkelndes Auge voll festen Zutrauens an dem meinigen hing: da vergaß ich alles, alles; ich schwebte mit ihr in den Räumen einer andern Welt, indessen die Töne einer schöneren Musik meine Seele erhoben. Wir hielten die verschlungenen Hände, drückend, gedrückt. Mariens Auge wurde funkelnder, ihr Lächeln zärtlicher. Nun umfaßte ich sie noch inniger, und

meine zitternde Lippe sagte leise: Marie! meine Marie!

Sie warf einen seelenvollen Blick auf mich, nur Einen; dann erblaßte sie, und sank mir, meine Hand noch immer haltend, in die Arme.

Man umringte uns. „Dir ist nicht wohl, mein Kind!" sagte die Mutter, und nahm sie an ihre Brust. Marie drückte mir die Hand, die sie nicht losgelassen hatte, und sagte: sehr wohl, dünkt mich! — Nun sank sie, wie ohne Leben, zwischen mir und der Mutter hin. Doch schon nach einigen Augenblicken richtete sie sich schnell wieder auf, und fragte zärtlich: habe ich Sie erschreckt, liebe Mutter? Fürchten Sie nichts; ich bin gesund. — „Gesund, mein Kind?" fragte die besorgte Mutter. — Gewiß! antwortete Marie leiser, so, daß die Umstehenden es nicht verstehen konnten. Die Zukunft stand einen Augenblick vor meiner Seele, da überfiel mich ein Schrecken. — Die Fürstin warf einen Blick auf mich, als erriethe sie uns; und dann sagte sie: „nicht wahr, du möchtest

allein seyn, liebe Marie?" — Mit Ihnen allein, meine Mutter, meine Freundin. Sie hob die Augen langsam auf mich, verbeugte sich dann lächelnd, sagte mit einem unbeschreiblich süßen Tone: gute Nacht! und hatte sich nach einer Minute aus dem Saale verloren.

Ich fand mich auf einmal jenseits der Newa an den Schiffswerften wieder, ohne deutlich zu wissen, wie ich dahin gekommen war. In meinen Pelz gehüllt, trat ich in die Arkade der lutherischen Kirche, starrte den hell erleuchteten Pallast an, und glaubte in jedem Laute Mariens Stimme zu hören, in jeder flatternden Wolke ihre Gestalt zu sehen, bis mein Bedienter mich fast mit Gewalt nach Hause zog.

Ich soll aus diesem kleinen Landhause weg, nach Petersburg, sogleich, auf der Stelle. Man wundert sich, daß ich, nach einer so ausgezeichneten Gnade der Kaiserin, so wenig aus mir selbst mache. O, wüßten sie, wie viel ich bin! wüßten sie, daß die

Freude mein Herz bis zum Zersprengen ausdehnt, daß in meinem Auge die Perle des höchsten Entzückens hängt! O, wüßten sie, daß ich zuweilen an mein Schicksal denke, an die stolzen Hoffnungen meiner Familie, nur, um den reinen Himmel meiner Seele mit etwas Irdischem zu trüben! wüßten sie, daß ich einen Thron hingeben könnte für einen Sitz auf einem Rasen neben Marien, eine Krone für ein Band aus ihrem Haar, das Scepter des größten Reiches für eine Blume, die ihre Hand gebrochen hätte! Sie würden verzweifeln, wenn sie das wüßten; denn man hat mich bestimmt — guter Gott! — mich hat man bestimmt, die Menzikofs zu stürzen. Die Kaiserin hat mir ja zugelächelt! Daß auch Marie mir zulächelte, sahen sie nicht. O, die Blinden! Ich sah es, und mir war, als blickte ich in den Himmel. Adieu!

3.

Marie Menzikof an Sophie Roncalez.

St. Petersburg, im December 1725.

O, gute Sophie! du sagtest, die Liebe sey der Lohn der Tugend? Nein, sie ist die Tugend selbst. Denn, meine theure zweite Mutter, ich fühle mich seit dem Geburtstage meines Vaters edler, weicher, sanfter, gütiger, froher, großmüthiger, als je. Welche Tugend hätte ich nicht! zu welcher nicht Kraft und Leben genug! Gute Roncalez, nenne mir das Größte, was je ein Mensch gethan; das schwerste Opfer, das je ein Mensch gebracht hat: ich thue jenes, und bringe dieses! Den Schierlingsbecher wollte ich trinken, Ihn zu retten; und kein Seufzer sollte meinem brechenden Herzen entschlüpfen. Sterben? o, guter Gott! Sterben! was ist es denn? Die Augen verschließen, den Athem anhalten, das Herz stillstehen, das Blut nicht mehr fließen lassen. Nichts

weiter! Ich, deine Marie, ich dringe aus dem todten Staube hervor, eile durch die Schöpfung, suche und finde den seligen Geist, den ich liebte; und, ewig vereinigt, schweben wir, wohin das unruhige Geräusch der irdischen Wünsche, das Seufzen des Unglücks, die Thränen des Schmerzes nicht mehr dringen können.

Sterben? O, ihr Menschen! laßt Marien sterben! So rief ich eben jetzt mit ausgebreiteten Armen, mit Thränen der Sehnsucht im Auge; denn sieh, gute Sophie! ich muß dir alles sagen. Da ist Alexei Dolgoruki, Sergei und Iwan, seine beiden Söhne; da ist Fedors Vater, Lukitsch — o, bei diesem Nahmen zittert meine Hand; vor dem Feldmarschall zittre ich nicht. Sieh, die Alle sind die bittersten, unversöhnlichsten Feinde der Menzikofs. Und o! da ist — meine ganze Seele bebt — mein Vater, Fürst Menzikof, ein eben so bittrer, unversöhnlicher Feind der Dolgorukis! Und mitten zwischen ihren Mienen voll Hasses, ihren aufgehobenen Dolchen, stehen wir, ich und Fedor, mit Blicken voll

Liebe, mit verschlungenen Händen. Ach, ich weiß wohl, was meine Mutter mir so gern verhehlen möchte: daß der Familienhaß des Ehrgeizes der fürchterlichste von allen ist. Liebe Roncalez, da lese ich jetzt (meine Mutter freuet sich über die Wißbegierde ihrer Tochter) — ich lese, was ich sonst vor Abscheu nicht hören mochte, die blutigen Zwiste der Welfen und der Gibelinen, der rothen und der weißen Rose. Vergebens sucht mein Auge nach einer Versöhnung bietenden Hand, vergebens horcht mein Ohr auf eine Stimme des Friedens. Es ist, als hörte ich mein und Fedors Urtheil sprechen. Ihre Dolche sind nur für unsre Herzen geschliffen. Sterben? Guter Gott! lägen wir, ich und Fedor, zwischen ihnen in unsern Särgen: es wäre viel besser! glaube mir, viel besser! Sein Auge, das der Schmerz um mich gebrochen hätte, spräche dann stärker für die Versöhnung, als vorher, da noch Liebe, Liebe zu mir, darin glänzte! . . . Dolgorucki! o, warum muß er so heißen! und warum ich, Menzikof!

Meine Mutter verweist mich hoffend auf

die Zukunft. „Wenn nun," sagt die Gute, „wenn Ihr, du und Fedor, das Band wäret, beide feindselige Häuser in Liebe an einander zu knüpfen!" Ich lächle bei dieser entzückenden Vorstellung; sie seufzt, und sogleich ist der schöne Wahn wieder zerstört.

Liebe Mutter, sagte ich gestern; wenn unsre Liebe beide Häuser nicht versöhnt: vielleicht versöhnt sie unser Tod.

„Woran denkst du, Unglückliche!" fragte sie erschreckend. Ich lächelte, um sie nicht zu betrüben. Aber, Sophie, du hast mich gelehrt: das Grab ist der Hafen, wohin der Unglückliche seine Blicke werfen soll. Dir, gute Sophie, will ich sagen, was ich fühle, ahne, denke, sogar hoffe. Das Grab wird der Altar seyn, der Marien und Fedor vereinigt. Ich sage dir das mit der größten Ruhe — so ruhig, wie ich meiner Mutter sagte, daß ich ihn liebe.

Ja, ich verbarg dir, daß ich ihn von dem ersten Augenblick an, da ich ihn sah, geliebt habe. Wann ich anfing, ihn zu lieben, weiß ich selbst nicht. Es ist mir, als hätte ich ihn

geliebt, so lange mein Herz empfindet. In den stillen Träumen meines Glückes sah ich ihn längst; jede edle grosse That hatte ein Jüngling, wie er, verrichtet. Er war mir nicht fremd, als ich den ersten Ton seiner Stimme hörte; dieser Ton hatte schon lange, Sehnsucht erregend, in meiner Seele geklungen. Als er vor meiner Mutter knieete, als er uns Lebewohl sagte, als er durch den Wald dahin flog: schon da liebte ich ihn, obgleich ohne es zu wissen. Es war mir, als müßte ich ewig bei ihm bleiben, als müßte er mir ewig erzählen, wie er unter die Dagestanischen Tataren gesprengt sey, wie er als Knabe am frühen Sarge seiner Mutter geweint habe, und seinen Gustav und dessen Mutter so innig liebe.

Ich verschwieg dir, Sophie, was in meinem Herzen vorging, als ich dir am Morgen nach dem Geburtstage meines Vaters von unsrer Reise und dem glänzenden Feste erzählte. Sieh, gute, kluge Roncalez, du hattest mir gesagt: eine Liebe müsse so recht besonnen anfangen, erst Freundschaft seyn, dann

ein wenig Liebe, und endlich mehr Liebe werden. Das alles war nun bei uns gar nicht. So wie er meinen Nahmen hörte, wurde sein Auge finster; aber kühn legte er bald seinen Arm um meinen Leib, schwebte mit mir im Tanze hin, als entrisse er mich meiner und seiner Familie, und nannte mich mit einem Tone, der auch den wildesten Haß hätte in Liebe verwandeln können: „meine Marie!" Diese süßen Töne: „meine Marie!" drangen mit Zaubergewalt in meine Seele. War es Ahnung, war es Freude, war es Schmerz, oder dies Alles zusammen? Mit einer schauderhaften und doch süßen Ohnmacht ringend, sank ich an seine Brust, an das Herz meiner Mutter. Ich drückte seine Hand; denn ich war ewig sein! Mein Auge sagte ihm, daß ich ihn liebte, vielleicht auch mein Mund; denn ich weiß nur, was ich fühlte, nicht, was ich gesprochen habe.

Meine Mutter brachte mich auf mein Zimmer, und fragte mich da sehr unruhig: „was war das, Marie?" — O, sahen Sie nicht, Mutter, wie er mich anblickte? hörten

Sie nicht, daß er mich seine Marie nannte? O, ich liebe den edlen Dolgoruki! ich liebe ihn!

Meine Mutter wehrte mich sanft von sich ab, als ich mich an ihre Brust werfen wollte. Sie setzte sich, und sagte mit ihrer sanften Stimme: „ich hoffe, mein Kind, du weißt nicht, was du jetzt redest. Eine Menzikof sollte einen Dolgoruki lieben?"

Als ich, anstatt zu antworten, nur lächelte, sah sie mich fragend an. Ich faßte ihre Hand, und sagte: vor Ihnen, das weiß ich, gilt die Begeisterung der Leidenschaft nichts, selbst nicht die Begeisterung der Tugend. Sie wollen Besonnenheit, ruhige Wahl des Guten, ruhigen Entschluß, und dann Begeisterung zum Ausführen. — „Ganz recht, mein Kind." — Mit aller Ruhe und Besonnenheit, die mir möglich war, fuhr ich fort: ich liebe den Fürsten Dolgoruki, und er liebt mich. Das ist alles, liebe Mutter, was ich Ihnen sagen kann.

Sie seufzte. „Kind! einen unbewachten Augenblick deines verlangenden, zutraulichen

Herzens; eine Täuschung, die der Zufall, die das Zusammentreffen mit einem edlen Jünglinge auf der Reise und auf dem Balle, die eine vertrauliche Stellung beim Tanzen hervorbrachte: die nennest du Liebe?"

Täuschung, liebe Mutter? Nein, das ist es nicht! Auch möchte ich nicht, daß es Täuschung wäre; denn, Mutter, ich würde aufhören, den Menschen zu achten, wenn irgend ein Gefühl — gleichviel, welches — mich so gewaltsam täuschen könnte. Ich liebe ihn, und er liebt mich. Das wäre Täuschung? Ein nahmenloses Verlangen könnte mein ganzes Wesen so im Innersten erschüttern? Für ein bloßes Phantom hätte meine Seele diese unbesiegbare Kraft gewonnen? Lassen Sie mich das nicht glauben, gute Mutter. Ich liebe ihn, und er liebt mich.

„Es sey! Ich würde doch vergebens mit dir darüber streiten. Du liebst ihn; aber er dich? Was sagte er dir? Und — wenn Er, ein Dolgoruki, dir, einer Menzikof, fast im ersten Augenblicke der Bekanntschaft seine Liebe erklären konnte, so ist er nicht werth, sie dir jemals zu erklären."

Ich erzählte ihr ruhig, was er mir gesagt hatte, das einzige Wort: meine Marie. „Nun denn!“ erwiederte sie lächelnd; „so erwarte, kleine Thörin, was der Mann, von dem du geliebt zu seyn glaubst, weiter thun wird. Ich gebe zu, daß du ihn interessirt hast; doch dein Nahme, Marie, wird ihn erinnern, was er thun muß.“

Mich hassen? Nicht wahr, meine Mutter? Ein Dolgoruki darf nur hassen, wenn er einen meines Nahmens kennen lernt.

„Nicht eben hassen! Warum denn hassen? Er wird einsehen lernen, daß du nie die Seinige werden kannst; . . .“

Das sehe ich sogar ein, Mutter; aber dennoch liebe ich ihn.

„Nun, so wird diese hoffnungslose Liebe zerrinnen, vergehen, mein Kind.“

Zerrinnen? vergehen? — Ja wohl! dann wäre sie nichts als eine Täuschung! Hoffnungslos? Ich weiß nicht, liebe Mutter, warum ich Sie heute nicht verstehen soll! Von welcher Hoffnung reden Sie denn? Freilich wird nie ein Geistlicher unsre Hände in

einander legen; freilich werde ich nie seine Gattin werden. Aber, daß ich sein bin, ewig sein; daß er mein ist, ewig mein; daß ich für ihn lebe, denke, fühle, für ihn sterben kann, wie er für mich: das soll kein Menzikof mir, kein Dolgoruki ihm verwehren! Diese freudenreiche Hoffnung haben wir; und welches Herz ließe sich damit nicht genügen! Hoffnungslos? O, im Tode ist Hoffnung. Was braucht der zu fürchten, der sterben kann! Liebe Mutter, wie oft haben Sie selbst gesagt: „der heftigste Strom des Hasses verrinnt in dem leichten Sande des Grabes, und nur die Liebe ist unsterblich!" Soll das nur von meiner Liebe nicht gelten, weil sie meine Liebe ist? Oder soll diese tugendhafte Liebe keine Liebe seyn?

Meine Mutter gerieth in Verwirrung, da sie nicht ableugnen konnte, was sie so oft gesagt hatte, und was auch du gesagt hast, Sophie. Sie griff mich nun von einer andern Seite an. O, es that mir weh, daß sie mich so verkannte! „Nun wohl denn!" sagte sie: „deine Liebe soll nicht Täuschung

seyn; aber — sie ist noch im Entstehen. Du kannst sie besiegen, mein Kind, und noch glücklich werden, wenn auch nicht so glücklich, wie . . ."

. . . wie mit dem geliebten Fedor? unterbrach ich sie. Glücklich! Ich könnte sagen: so wie es nur Eine Tugend giebt, so giebt es auch nur Ein Glück; und wäre ich nicht so glücklich, so wäre ich es gar nicht, so wäre ich unglücklich. Aber, liebe Mutter, verstehen Sie mich, oder verstehe ich Sie nicht mehr? Noch einmal! ich liebe Fedor: das ist alles, was ich sagen kann; das allein ist gewiß, ewig gewiß. Alles Andre ist dunkle Nacht, von der ich nichts weiß, von der ich kaum etwas wünsche. Aber meinen Sie denn, Mutter, ich könnte, um glücklich zu werden, aufhören, die Tochter meines Vaters, Ihre Tochter, die Tochter und die Schwester eines Menzikof zu seyn, oder jemals vergessen, was mir der Anstand gebietet? Dürfen sie Alle einander hassen, so dürfen wir, er und ich, einander doch lieben. Glauben Sie, ich könnte, um glücklich zu

seyn, den Haß unsrer beiden Häuser noch schärfen, noch vergrößern wollen? Ich liebe ihn. Aber — könnte ich diesen Haß in Liebe verwandeln: ich wollte noch heute den Schleier nehmen, und nie wieder den Nahmen Fedor nennen. Freilich ihn lieben, ihn ewig lieben, würde ich dennoch!

„Und dies," fragte meine Mutter ernst, „ist dein Entschluß? dein fester Entschluß?"

Mein fester, unerschütterlicher Entschluß, liebe Mutter! — Jetzt nahm sie mich an ihre Brust, und es flossen heiße Thränen aus ihren Augen über meine Wange hin. „Liebe ihn!" sagte sie schluchzend; „liebe ihn, Marie! und der Gott der Liebe gieße seinen Segen auf Eure Herzen! . . . Ach, ich fürchte, mein Kind, du wirst nie glücklich werden, wie es deine Mutter nie war!" — Hier umfaßten wir uns Beide weinend. Sie zeigte mir jetzt zum ersten Mal ihr tief verwundetes Herz. —

Nie glücklich! Und doch liebt sie meinen Vater! O, die Angst vor seinem Schicksal, das ihm schon oft so fürchterlich nahe trat;

die Angst über seinen nie befriedigten Ehrgeitz; und eine Sorge, die schwerer als alles Andre die Seele meiner Mutter drückt — eine Sorge, der ich so gern entfliehen möchte, und die dennoch, wie ein fürchterliches Gespenst, immer vor mich hin tritt . . . Ach! daß mein Vater — O, Gott gebe ihm eine schöne Reue, und lege seinen Kindern die Buße auf, den zürnenden Schutzgeist der Tugend zu versöhnen!

Kein Wort mehr, theuerste Roncalez! Ich habe mich niedergeworfen, und den Boden mit meinen Thränen benetzt. O, wenn mein Vater wüßte, wie oft seine Gattin und seine Töchter nur darum jammern, weil er so hoch steht und so mächtig ist! Wenn er wüßte, welche heiße, aus einer zerrissenen Seele hervorgeweinte Thränen seine Größe unsrer Mutter kostet! . . . O, Roncalez! du kennst die Geheimnisse unseres Hauses. Vielleicht werden nirgends in dem ganzen Umfange des Reiches so bittre Thränen der tiefsten Sorge geweint, als in den goldenen Sälen unseres Pallastes. Lebe wohl, Roncalez! Ich will

mich

mich niederwerfen und beten. Bete auch du für uns!

Ich brach ab, liebe Sophie. Durfte meine zitternde Hand etwas anderes thun, als sich betend zum Himmel erheben? — Jetzt will ich weiter schreiben; ich habe dir viel, viel zu sagen. Meine Mutter verließ mich. Als ich am folgenden Morgen mit ihr allein beim Frühstück saß, wollte sie mich überreden: es wäre nur eine Täuschung, daß ich Fedors Worte für eine Erklärung seiner Liebe aufgenommen hätte. Mitten in dieser Unterredung wurde meiner Mutter ein Brief gebracht. Sie las ihn mit sichtbarer Verwirrung, las ihn wieder, und wurde gerührt, las ihn noch einmal, und mußte sich die Augen trocknen. Endlich reichte sie mir mit bebender Hand den Brief, und sagte: „dein Vater mag mir verzeihen, daß ich hier, wo die Marmorwände immer nur Seufzer hören, doch Ein Herz, das deinige, Marie, in unschuldiger Freude schlagen lasse.“

So wie ich den Nahmen Fedor Dolgoruki

unter dem Briefe sah, bebte ich, und war entzückt. Er entdeckte meiner Mutter seine ewige, unwandelbare Liebe zu mir, machte sie zur Richterin seines Schicksals, verhehlte ihr die Hindernisse nicht, welche die Feindschaft unsrer Familien seiner Liebe entgegen setzen würde, äußerte aber — den Wunsch vielmehr, als die Hoffnung, daß unsre Liebe vielleicht die Versöhnung der beiden größten Häuser im Reiche bewirken könnte. „Ich liebe Marien,“ sagte er zuletzt; „ich ehre Sie, Mariens Mutter, und bin entschlossen, Ihnen in allem, was das Glück und die Ruhe Ihrer Tochter fodern, zu gehorchen, selbst meine Liebe zu verschweigen, mein Herz zu zerdrücken, und zu sterben, wenn Sie es so wollen. Marie ist Ihre Tochter; und — lassen Sie mich einmal stolz reden! — ich bin werth, Ihr Sohn zu seyn. Verstand ich Mariens Blick und Wort, so ... O, entscheiden Sie mein und Mariens Schicksal!“

Das las ich mit weit ausgedehnter, und doch ängstlicher Brust. In meiner Seele regte sich ein Flammenmeer, und dennoch war ich

— der Himmel weiß wie? — so ruhig. Ich legte den Brief zusammen, gab ihn meiner Mutter zurück, und stand auf, um sie allein zu lassen. Sie sah mich bedeutend an, und sagte sehr ernst: „ich werde ihm sogleich antworten!" — Darum eben, liebe Mutter, will ich gehen. — „Und du hättest mir nichts zu sagen? gar nichts?" fragte sie.

Nichts! Sie entscheiden sein und mein Schicksal.

„Und was ich entscheide, wäre auch dir entschieden, Marie?"

O, gewiß! — Ich legte die Hand betheuernd auf mein Herz.

Meine Mutter sah mich an. „Und wenn ich Euch nun befähle, zu schweigen?"

Wir würden schweigen — und sterben! setzte ich traurig hinzu. . . . Nein, auch dann würde ich leben! rief ich, auf meine Mutter zueilend, und sie an meine Brust drückend: ich würde schweigen, trauern, und mit meiner guten Mutter leben. O, Sie lieben mich! Entscheiden Sie!

„Beinahe solltest du mich durch deinen

Muth beschämen, Marie! Aber auch ich kann, was ich muß. Gott gebe uns Beiden Muth!" Mit diesen Worten entließ sie mich.

Sie sagte über meine Liebe nicht ein Wort, bis zum Nahmenstage der Kaiserin, der mit der höchsten Pracht gefeiert wurde. Wen mein Auge suchte, als ich in den Saal trat — o Sophie! ihn sah ich nicht. Die Dolgorukis waren alle da; nur Er fehlte. Das freuete mich; denn wäre er da gewesen, ich hätte ja schweigen müssen. Aber doch stand ich immer der Thür gegenüber; und so oft jemand herein trat, flog mein Blick funkelnd auf ihn hin. O Sophie, so hielt ich meiner Mutter das Versprechen zu schweigen! Ich war zerstreuet, blieb es auch, als ich tanzte, ging dann zu den Dolgorukis, und begriff nicht, wie sie von etwas anderem reden konnten, als von Fedors Abwesenheit.

Die Kaiserin schenkte meinem Vater große Güter in der Ukraine, mit der Stadt Baturin. Man wünschte mir Glück, und ich wußte nicht, wozu. Ach, in dieser Stunde, die den Reichthum meines Vaters noch vergrö-

ßerte, war ich so arm, so arm! Mir wurde so wehmüthig. O, reich, stolz, hat die große Kaiserin viele Menschen gemacht; aber auch glücklich? Hätte sie ihre mütterliche Hand auf mein so ängstlich schlagendes Herz gelegt: ein Wort, nur Eins, wäre hinreichend gewesen, es auf immer ruhig zu machen.

Verlassen und traurig stand ich da, als, ich weiß nicht wer, an mich heran trat, und mir eine Art von Glückwunsch über die Größe meines Vaters machte. Mir Armen stiegen Thränen in die Augen; denn — Er war nicht da.

Meine Mutter fuhr eher als die Uebrigen vom Hofe nach Hause. „Wie glücklich die Kaiserin deinen Vater machte!" sagte sie lächelnd. „Und mit allem, was sie zu verschenken hat, könnte sie doch wohl dieses Herz, das so ängstlich schlägt, nicht beruhigen. Laß sehen, ob ich es kann!" Sie öffnete die Cabinets-Thür; und da — o Sophie! mein Fedor trat aus dem Cabinette hervor.

„Ich nannte Sie schon einmal Sohn," sagte meine Mutter; „jetzt nenne ich Sie wieder mit eben dem Nahmen."

Er knieete vor ihr nieder, und ich sank neben ihm hin. Sie legte tief bewegt ihre Hände auf unsre Stirnen, und sagte: Gott schütze Euch, meine Kinder! . . . Fedor, Marie liebt Sie. Ich gebe Ihnen, was ich geben kann, meinen Segen, meine besten Wünsche. Vielleicht bin ich eine zu schwache Mutter; aber ich vertraue auf Eure Tugend. Steht auf, meine Kinder!" Sie legte meine Hand in die seinige. „Ich billige Ihre Liebe," fuhr sie fort. „Meine Marie sey Ihre Freundin, der Schutzgeist Ihrer Tugend, wie Sie der Schutzgeist der ihrigen seyn sollen. Ob aber Marie jemals die Ihrige wird seyn können? . . . Gott walte über eine bessere, glücklichere Zukunft!"

Glücklicher? sagten wir Beide zu gleicher Zeit. O, setzte Fedor hinzu, kann eine Stunde kommen, die glücklicher wäre, als diese?

„Schwerlich! Aber leicht eine, die unglücklicher ist; leicht eine, wo du, mein Kind, gezwungen wirst, deine Hand einem andern Manne zu geben, wo Sie gezwungen sind, mein guter Fedor, . . ."

Gezwungen? unterbrach er sie mit funkelnden Augen. Er legte mit einer Art von Heftigkeit einen Arm um mich, drückte seinen Mund auf meine Lippen, und sagte: nimm von mir den Kuß der festesten Treue, den ersten Kuß der heiligsten Liebe! Mein Schicksal ist nun ewig an das deinige gebunden. Zwingen? Man kann mich ermorden, aber nie mich zwingen, meine Hand ohne mein Herz zu vergeben.

„Fürst!" sagte meine Mutter ernst; „das ist gegen unsre Abrede, gegen Ihr Versprechen!"

Gegen mein Versprechen? Ich versprach Ihnen, theure Mutter, meine Liebe zu verschweigen; wenn es Ihre und Mariens Ruhe foderte, die Hand meiner Geliebten ruhig das Eigenthum eines Andern werden zu sehen. Aber von dem, was ich sonst noch thun, oder nicht thun muß, brauche ich nur mir Rechenschaft zu geben. Marie kann andre Pflichten haben. Sie wird nie aufhören mich zu lieben; allein . . . —

Ich unterbrach ihn: Und glaubst du, Fe-

dor, ich werde nicht eben so treu seyn, wie du?

„Sie verlassen nun Petersburg,“ sagte meine Mutter; „und sehen Marien, ohne mein Wissen, nicht wieder. Briefe sollen Sie zuweilen von ihr bekommen. Wohin werden Sie gehen, Fedor?“ — Nach Pozek, meinem Landhause an der Newa, antwortete er. — „Leben Sie wohl, mein Sohn!“ sagte meine Mutter, und er sank schmerzlich in meine Arme. — „Fedor!“ „Marie!“ Das war alles, was wir einander sagten. Ich sah ihm ruhig nach; dann ging ich in mein Cabinet, ihm zu schreiben.

O, gute Roncalez, in Pozek ist er dir so nahe. Willst du den Mann nicht kennen lernen, den deine Marie liebt?

---

4. *)
Marie an Fedor.

St. Petersburg, im December 1725.

Du verliessest mich, Fedor. Aber, sey in Pozek, sey an den Gränzen des Reiches: wir sind nicht getrennt, so lange die Worte, die ich dir schreibe, dich erreichen können. Wenn du vor mir ständest, wenn ich dein Auge sähe, deine schöne Stimme hörte, deine Hand faßte: hätte ich dich dann mehr? Nein! Sind Worte, mit der Stimme ausgesprochen, etwas anderes, als diese Züge: Andeutungen des Geistes? Gewiß nicht. Fast möchte ich sagen: ich hätte dich jetzt mehr, sähe deine Gestalt verklärter, reiner, und wäre ruhiger. Deine liebliche Stimme, dein Händedruck, dein Blick, bringen jetzt meine Gedanken nicht in Verwirrung. Sieh, Fedor, ich

*) Wir unterdrücken mehrere Briefe von Fedor und Marien, in welchen die Begebenheit nicht fortrückt.

blicke lächelnd von dem Papiere auf, und grüße sorgloser, fröhlicher deine Gestalt, die, wie in einem milden Glanze, vor mir schwebt. Ich glaube, jetzt, da ich an dich schreibe, mehr mit dir eins zu seyn, als da ich vor dir stand. Jetzt könnte ich dir den innersten Grund meiner Seele aufschließen; das konnte ich nicht, als du bei mir warst, weil ich bei deinem Blick erröthete. Wir Beide trugen die Fesseln unserer Geschlechter; jetzt sind sie abgeworfen: ich bin nichts mehr als ein Geist, der dich liebt, der schwesterlich mit einem andern Geiste verbunden ist. Aber — ich täusche mich doch wohl! Leihe ich nicht von jener Stunde alle Züge, um sie dir zu geben?

Deine Stimme, dein Blick, dieser funkelnde, sanfte, bescheidne Blick, deine warme Hand, dein Erröthen, dein Gang, dein letztes Verschwinden sogar in der hellen Gallerie — das alles höre, das sehe ich; und mir stehen Thränen in den Augen, wenn ich daran denke, daß wir getrennt sind. Ja, das sind wir, Fedor! Ich fühle es an der ängst-

lichen Sehnsucht, die mein Herz erfüllt. Wir sind getrennt, und der längste Brief wird mir immer weniger seyn, als einer deiner lächelnden Blicke. O, gute Nacht!

Du wirst lächeln, mein treuer Fedor. Als ich mich niedergelegt hatte, überdachte ich meine ganze Jugendgeschichte, und wollte sie dir schreiben. Aber nachher fiel mir ein, daß ich ja dich kenne, ohne etwas mehr von der Geschichte deiner Kindheit zu wissen, als was du uns damals in der Hütte am Walde erzähltest. O, brauche ich denn jemals mehr von dir zu wissen, als daß du mich liebst, und nie aufhören wirst, mich zu lieben? Die Liebe ist genügsam, davon bin ich überzeugt, obgleich meine Mutter das nicht zugeben will.

Pozek ist ganz nahe bei einem Gute meines Vaters mit einem Landhause. Dort lebt eine Französin, Madame Roncalez, die mich erzogen hat, und mich liebt. Sie weiß alles. Besuche sie, Fedor; sie ist es werth. O, hätte mein Vater weiter nichts für mich

gethan, als daß er mich von dieser Frau erziehen ließ: ich dürfte nie aufhören, dankbar gegen ihn zu seyn. Diese Roncalez ist die treue Bewahrerin aller unserer Geheimnisse; ohne ihren Trost, ohne ihre Freundschaft wäre meine Mutter längst der Sorge und dem Kummer erlegen. Selbst mein Vater ehrt diese Frau; er trauet ihr mehr, als irgend einem andren Menschen.

Ich schicke dir einen reitenden Boten, Fedor, um bald Antwort zu bekommen.

5.

St. Petersburg, im Januar 1726.

O, wäre ich wieder in meinem geliebten Renneburg! Ich liebe die Stille; und, „nach und nach" — sagt meine weise Roncalez, die das Leben kennt — „gewinnen die Zerstreuungen, die Vergnügungen der großen Welt, ja selbst ihre Thorheiten, eine sichre Gewalt auch über das beste Herz, über den hellsten Kopf. Man gewöhnt sich an die Armseligkeiten eines müßigen, zerstreuten Lebens;

man bleibt unbesorgt mitten in den dringendsten Gefahren: wie der Matrose in dem gefährlichen Mastkorbe schlafen lernt.“ Ich sehe die Wahrheit dieser Regel halb an mir, halb an meiner Schwester; darum will ich wieder nach Renneburg. Denn, Fedor, darf ich etwas Anderes lieben, als dich und die Stille, die dein geliebtes Bild mir giebt? Ich habe meine Mutter um die Beschleunigung unserer Abreise gebeten. Sie schüttelt besorgt den Kopf, weil sie zweifelt, daß der Vater uns erlauben wird, Petersburg wieder zu verlassen.

Meine gute Mutter scheint besorgter für mich als jemals. Ich bin das nicht, Fedor; denn du bist mein! Gleichviel, ob mit dir in das Grab, oder an deiner Hand durch das Leben. Sieh, das ist es, was mir Muth macht bei Allem, was uns drohend umgiebt. O, bin ich denn nicht glücklich gewesen? und — warst auch du es nicht, Fedor? Wir liebten einander! könnten wir nach dem längsten Leben mehr sagen, als diese drei Worte?

Es ist mir zuweilen, als stände ich an

dem Schlunde eines Vulkans, oder auf einem Boden, den ein Erdbeben erschütterte. Mein Vater hat viele Schmeichler, ach! und viele Feinde, die ihn, wenn er fiele, ohne Schonung behandeln würden, eben weil sie ihm vorher schmeichelten. Die Roncalez sagte einmal: „man rächt sich an einem gefallenen Günstling für dessen Uebermuth und für seine eigne unmännliche Furcht. Gerade der Höfling ist der unversöhnlichste Feind; ihn erbittert seine eigne Niederträchtigkeit.“

Die Kaiserin, sagt man, liebt meinen Vater. Aber — den 10ten kommt die Herzögin von Curland, um ihn anzuklagen; und er selbst gesteht, daß er ihre Feindschaft verdiene. Mein Oheim, der Graf Devier, soll zum Commissair in dieser Anklage bestimmt seyn. O, man hätte dazu keinen bitterern Feind meines Vaters wählen können, als eben seinen Schwager! Durch meine Mutter erfuhr mein Vater zuerst, daß es so wäre; und sie bat ihn, sich bei dieser Gelegenheit mit seinem Schwager zu versöhnen. „Du liebtest deine Schwester!“ sagte sie mit einem zärtlichen Vorwurfe.

Ja, ich liebte sie! antwortete er mit einem finstern Blicke. Aber das ist vorbei! ewig vorbei! Glaube mir, ich kann ihm, und er mir, nie anders als feindlich begegnen. Er oder ich! Ich hasse Niemanden; aber ihn, ihn hasse ich. Er oder ich! — „Und wenn nun du?" fragte meine Mutter sanft: „würdest du es dann nicht bereuen, meinen Rath nicht befolgt zu haben?" — Mein Vater lächelte. O Gott, wie konnte er das in diesem Augenblick! —

Sieh, Fedor, bei allen den Festen, die wir hatten, blieb ich kalt; doch eins feierten wir, ich, meine Mutter und meine Schwester, in der tiefsten Stille. Die Kopfsteuer ist vermindert, und zwar auf den Antrag meines Vaters. O, Fedor, du glaubst nicht, wie demüthig ich sonst immer durch die Straßen von Petersburg fahre. Es ist, als müßte ich jeden Einwohner, der mir begegnet und die prächtige Equipage anstarrt, für diese Pracht um Vergebung bitten; aber an dem Tage fuhr ich stolz durch die Stadt, und lächelte mit bei der allgemeinen Freude. O Fe-

dor, Fedor! wenn weiter niemand als die Großen meinen Vater haßten, wenn das Volk ihn liebte: möchte dann sein Schicksal seyn, wie es wollte! Würde er auch verbannt: seine Reise wäre dann ein Triumphzug, auf dem ihn seine Familie froh begleiten könnte. Ach, jetzt verberge ich mich, besonders an denen Tagen, wo er seines Triumphs am stolzesten genießt!

Fedor, noch vor wenigen Minuten erzählte mein Vater bei Tische, du gingest mit deinem Vater nach Persien. Nein, das ist nicht möglich! Du solltest den Ruhm mehr lieben, als deine Marie? . . . Ich erblaßte, als mein Vater deinen Nahmen nannte. Gewiß, ich zittre nicht für dein Leben; denn ich zittre nicht für das meinige. Aber ich lerne immer mehr, daß unser Glück, wenn das in dieser Welt für uns zu finden ist, in der tiefsten Verborgenheit, in der Ruhe eines einfachen, prunklosen Lebens liegt. Das hast du selbst in deinem Briefe gesagt. O, beruhige mich! Ich schicke den Boten in diesem Augenblick ab.

6.

6.

Fedor an Marien.

Pozek, im Januar 1726.

Sey ruhig, geliebte Marie; ich gehe nicht nach Persien. Freilich wollte es mein Vater. Er kam mit meinem Oheim, dem Feldmarschall, auf mein Zimmer, und fragte mich: „was thust du hier, Fedor? Ich begreife dich nicht!"

Ich thue, sagte ich scherzend, was auch Sie einmal zu thun hoffen, wofür Sie aber bis jetzt noch arbeiten, mein Vater: ich genieße des Lebens.

„Fedor, ich sehe es nicht gern, wenn ein junger Mensch gar keinen Ehrgeitz hat. Es ist ärgerlich! Du machst einen Anfang, als wolltest du uns Alle überfliegen; und nun kriechst du in einen Winkel! Willst du denn gar nichts werden, Fedor? nichts in der Welt?"

Nicht mehr, als ich schon bin: ein Fürst

Dolgoruki. Ich liebe den Hof nicht, für den Sie mich bestimmen wollten, Vater; das Unglück meiner Familie schreckt mich.

„Desto besser! Ich gehe nach Persien, und du gehst als Capitain mit mir." —

Marie, heißes Blut und Verlangen nach Ruhm drängten mich mit großer Gewalt; aber dennoch sagte ich fest: ich gehe nicht nach Persien. Daß ich drein schlagen kann, habe ich gezeigt; und damit ist es genug. Mein Vater, der Muth, der Sie zum Generallieutenant machte, ehrt Sie, nicht Ihr Titel! . . . Einer der Dolgorukis will glücklich seyn, wenn das Schicksal nichts dagegen hat.

So sehr der Feldmarschall seinen Stand auch liebt, so war er dennoch auf meiner Seite. Mein Vater aber wurde mit jeder Minute aufgebrachter. Ich mußte einmal eine Probe bestehen, Marie; denn es kann ein Augenblick kommen, wo ich mich dem Zorne meiner ganzen Familie entgegenstellen muß. Sie hassen deinen Vater. Er oder wir: so heißt auch die Losung meines Hauses. Wenn

dein Vater fiele, und ich dann deine Hand faßte, oder du die meinige: gleichviel! — ich setzte dem Zorne meines Vaters nichts als einen ruhigen Willen entgegen.

Ich will nicht! sagte ich endlich ganz kalt.

„Warum nicht? Rede! Du sollst! Warum willst du nicht?"

Weil ich Lust habe, ein alter Mann zu werden.

„Feigherziger, elender Mensch! Das ist die Ursache, die schändliche Ursache . . .?"

Dieselbe Ursache, aus der Sie einem tollen Hunde ausweichen, und sich aus einem Hause, das einzustürzen drohete, so bald als möglich retten würden.

„Feigherziger! Mensch ohne Ehre! ohne Gefühl! ohne Willen!"

Einen Willen habe ich, Vater; und Sie werden sehen, daß ich ihn zu behaupten weiß. Ich liebe nun einmal das Leben nicht, auf dessen unruhige schlüpfrige Bahn Sie mich bringen wollen. Auch treibe ich hier jetzt meine eigenen Geschäfte, an denen mir wenigstens eben so viel liegt, wie der Kaiserin an der Eroberung von Dagestan.

„Die Kaiserin befiehlt dir, nach Persien zu gehen."

Die Kaiserin kann mich nach Sibirien schicken; nach Persien bringt sie mich nicht.

„Was hast du denn für Plane, Fedor?" fragte mein Vater, von meiner Ruhe betroffen.

Nur mir anzugehören: niemanden zu gehorchen, als mir selbst; nicht zu kriechen, wo ich aufrecht stehen kann; nicht zu hassen, was ein Andrer haßt, sondern, was hassenswerth ist; zu lieben, was geliebt zu werden verdient, und frei zu gestehen, daß ich es liebe. Kurz, schon ehe ich den Boden meines Vaterlandes wieder betrat, war ich fest entschlossen, mein Herz ruhig zu erhalten, und, wo möglich, glücklich zu werden. Also tauge ich nicht auf die Bahn des Ehrgeitzes, wo ich stürzen muß, um nicht gestürzt zu werden, wo ich hassen muß, den ich gern liebte.

„Gott Lob, daß ich noch Einen Sohn habe!" sagte mein Vater. „Nun, so lebe denn nach deinem Belieben in armer Verborgenheit. Reichthum ist dir eine Last; da-

rum soll dein Bruder mein Erbe werden. Bleib hier in Pozek! Ich schenke es dir. Aber laß dich nicht wieder vor mir sehen!"

Hier mischte sich der Feldmarschall in den Streit; doch auch dem setzte ich meinen ruhigen Willen entgegen. Beide verließen mich endlich, und ich gehe nicht nach Persien. —

Auch du, meine Marie, mußt dich losmachen von allen Banden, die nicht von der Liebe allein geheiligt sind. Wir stehen dicht an der finstern Zukunft. Im Sonnenscheine des Glückes wurde unsre Liebe geboren; ich fürchte aber, sie wird unter dem Donner schrecklicher Gewitter fortleben. O, was gehet dich, du sanfte, engelreine Seele, und was mich der Streit unsrer Verwandten an! Ich bin Fedor, kein Dolgoruki; du bist Marie, keine Menzikof. Auch wenn ich dich nicht gefunden hätte, Marie: dennoch würde keine menschliche Gewalt mich von dem einfachen Pfade eines Lebens ohne Laster und Verbrechen weggerissen haben. Und hätten sie mich auch in das Gedränge der feindlichen Herzen gebracht — ich wäre nur

ihr Opfer geworden, oder, wenn sie mir eine Schandthat zugemuthet hätten, ihr Verräther. Nein, ich passe nicht für sie. Deine Roncalez, deren weise Lehren mein Herz immer sicherer machen, und die Mutter meines Gustav, die mich erzog, die haben uns für eine andere Welt gebildet, und bei uns keinen andern Muth geweckt, als den, für die Tugend zu leben, und für sie alles aufzuopfern.

Gewöhne dich daran, Marie, Elend zu ertragen, das du nicht verschuldet hast. Die Größe deines Vaters ist, auch wenn sie unerschüttert bleibt, eben so unglückbringend, als es sein Fall seyn würde. Ja, wir haben keine andre Zuflucht, als unsre Herzen, unsre Liebe, unsre reinen Seelen. Ich möchte gern zu dir, zu deiner Mutter, deiner Schwester und deiner Roncalez sagen: laßt uns fliehen, ehe fremde Schuld und fremdes Unglück uns treffen! Und ich wüßte auch, wohin wir fliehen könnten! —

Am 9ten haben sie deinen Geburtstag mit kaiserlicher Pracht gefeiert, Marie. Mein

Vetter Iwan schreibt mir: ein strahlendes Diadem von Brillanten sey um dein Haar geflochten gewesen, und in deinem Kleide von Goldstoff habest du ausgesehen wie eine junge Kaiserin. O Marie, auch wir, ich und die Roncalez, haben deinen Geburtstag gefeiert. Sie gab den Bauern deines Vaters einen Ruhetag, eine Mahlzeit, und einen Tanz; ich vertheilte eine kleine Summe unter die Armen und Kranken des Gutes, und sagte dabei zu jedem: „das schickt dir die Prinzessin Marie." Wenn dann die Unglücklichen ihre Hände falteten, und Thränen der Freude aus ihren Augen flossen: o, Marie! dann faltete auch dein Fedor seine Hände; er stimmte mit ein in das dankbare Jauchzen der Armen, und rief, noch lauter, als sie: Gott segne die Prinzessin Marie!

Ich saß mit der Roncalez in dem Zimmer, worin du als Kind gewohnt hast, und worin ein so ähnliches Bildniß von dir hängt. Die Roncalez erzählte mir, wie sanft und gut du schon in deinen frühesten Jahren gewesen wärest. Ich horchte auf jedes ihrer

Worte, und heftete dabei die Augen immer auf dein Bild. Sie holte endlich mit freundlichem Muthwillen ein Kleid hervor, das du als Kind getragen hast. — Marie, ich brachte es Anfangs über die Seite; aber doch gab ich es der Roncalez am Ende wieder, weil ich mich der Kinderei schämte. — Kinderei? Nein! So oft ich den grünen Schleier, worin ich dich zuerst sah, an mein Herz drücke, schlägt es ruhiger, und er belebt meine Hoffnungen aufs neue. Darum trage ich ihn immer bei mir.

An dem ersten Geburtstage, den du in meiner Gesellschaft feierst, sollst du gekleidet seyn, wie du in deinem Portrait gemahlt bist: weiß, und mit einem Myrtenkranze in dem lockigen Haare. O, wann werde ich ihn feiern! Wann, Marie!

7.
Marie an Fedor.

St. Petersburg, im Februar 1726.

Mitten in der Freude, lieber Fedor, machen deine Briefe mich traurig, und dann verwandeln sie die Traurigkeit doch wieder in Freude: sie sind wie das einsame Denken der Seele an die schöneren Güter einer bessern Welt, das stillfrohe Thränen in die Augen ruft und dem Herzen eine sehnsuchtsvolle Ruhe giebt. O, wie schön hast du meinen Geburtstag gefeiert, Fedor! Aber — ich weiß ihn auch selbst zu ehren. Mein Vater schenkte mir tausend Rubel, und jeder hat mir gewiß eine Freudenthräne von irgend einem Unglücklichen eingebracht. . . . Was mich an deiner Feier besonders gerührt hat, ist die Vorstellung, wie du meinem Bilde gegenüber sitzest, und meinen Schleier auf dein unruhiges Herz drückst. O Fedor, Fedor! wenn du mich an dein Herz drückst:

wird auch dann jede Sorge schweigen, wird sich auch dann deine Hoffnung aufs neue beleben? Gewiß, gewiß! —

Schon öfter ist es mir so vorgekommen, als müßte das Glück meines Vaters zusammenstürzen. Jeder Bediente, der in mein Zimmer trat, schien mir dann sein Unglück anzukündigen; jeder Lärm auf der Straße kam mir vor wie ein Auflauf. Mein Vater ist zwar gegen uns Alle zurückhaltend, und läßt uns nie merken, was er hofft oder fürchtet; allein, was du mir nun schon in zwei Briefen geschrieben hast, daß der Herzog von Holstein ihn hasse, bezweifle ich doch. Es ist nicht ganz unwahrscheinlich, daß mein Vater ihm gern das Commando der Leibgarde genommen hätte: aber jetzt sind sie gewiß nicht mehr Feinde; oder wenigstens nimmt die Kaiserin nicht Theil daran. Mein Vater ist im neuen Cabinets-Conseil der erste nach dem Herzoge geworden, und die Gallizin, ein Paar brave Männer, scheinen in genauer Verbindung mit ihm zu stehen.

Doch du hast Recht, liebster Fedor. Was

gehen uns alle die Verbindungen an, welche nicht die Liebe schließt! . . . O, was gäbe ich nicht darum, daß mein Vater in unbekannter Stille, ohne Fürstentitel und ohne Orden, auf einem kleinen Landgute lebte! daß Niemand seinen Nahmen kennte, ausgenommen seine Unterthanen, und der Sohn seines Nachbars, du, Fedor, der Sohn eines Mannes, der eben so still lebte, wie mein Vater! Du liebtest mich auch dann, und niemand machte dir meine Hand streitig. Ach, dann wäre ich wohl allzu glücklich!

Ja, ich zittre vor der Größe, Fedor, vor dem steilen Gipfel, auf dem ich schwindelnd stehe. Ist es wahr, was die Roncalez einmal sagte, daß der Ehrgeitzige nicht stehen bleiben kann, daß er, um nicht gestürzt zu werden, immer weiter hinauf muß — O, demüthig bete ich zu dem gerechten Vergelter, verzeihend an uns vorüber zu gehen! —

Vor einigen Tagen wurde beim Exerciren auf der Parade ein Mann erschossen. Man sagt wohl freilich dies und jenes; aber — mein Vater wurde doch leichenblaß, als er das

hörte. Der Schuß soll die große Kaiserin gegolten haben; der Kaufmann, der getroffen worden ist, hat dicht hinter ihr gestanden. Mein Vater hatte drei Tage lang die heitre Miene nicht, unter der er seine Sorgen sonst immer verbirgt; und einmal entschlüpften ihm die Worte: „ich wäre verloren gewesen!“

Verloren, Fedor? verloren? Warum denn? auf welche Weise? Und wenn der Schuß nicht traf — kann nicht morgen ein Fieber oder ein Schlagfluß die Kaiserin tödten?

Wie ich hierauf komme? Zwei Tage nach dem schrecklichen Versuche, die Kaiserin zu ermorden, fiel der Todestag ihres Gemahls, des großen Kaisers, ein, und der ganze Hof begab sich in tiefer Trauer in die Peterskirche, wo sein Leichnam beigesetzt ist. Ich war früher hingefahren, und stand, in schwarzen Flor gehüllt, ganz allein auf einer Emporkirche in dem noch leeren, schwarz ausgeschlagenen Gebäude. Es war mit tausend Lampen erhellt, die aber doch nur ein mattes Licht verbreiteten. Nun kam der Hof in feierlicher Stille. Gerade mir gegenüber stand

die Kaiserin, und hinter ihr mein Vater. War das dämmernde Licht, oder meine Phantasie Schuld daran? Alle schienen mir bleich wie Schatten. — An dem Castrum doloris waren einige sehr rührende Inschriften und das äußerst ähnliche Bildniß Peters des Großen angebracht. Ich verglich das so lebhaft kolorirte Gemählde des Todten, mit den bleichen Gesichtern der Lebenden gegen mir über, besonders meines Vaters.

Ohne daß ich eigentlich darauf merkte, fing die Musik sehr leise, in langen, gehaltenen, einfachen Unisonotönen an. Ich hatte meine Gedanken noch immer halb auf meinen Vater gerichtet, und betete für ihn, als auf einmal eine Diskantstimme leise sang: „er ist gefallen!" und nach einer Pause wieder: „er ist gefallen!"

Ich wurde erschüttert. Doch was fühlte ich, als auf einmal in einem schneidenden Tone alle Diskantstimmen: Weh! riefen. Ach, Fedor! dieses Weh durchbohrte meine Seele wie ein Pfeil, und es wird nie wieder aus meiner Seele verschwinden. Mitten unter

den heitersten Gesprächen, mitten unter den fröhlichsten Scherzen, mitten in den schönsten goldenen Sälen glaube ich dieses Weh zu hören. Nie trete ich an mein Klavier, ohne in der herzzerschneidenden kleinen Septime ein Weh auszurufen, wie sie es in der Kirche riefen.

Ich sank an den schwarz bekleideten Pfeiler zurück. Die Lichter flimmerten vor meinen trüben Augen wie Blitze; das Gewölbe schien zu schwanken, und das Bild des großen Kaisers zu leben, zu drohen. Nur langsam erholte ich mich wieder. Das erste, was ich hörte, war eine Solostimme mit den Worten: „Klage Mutter! klaget Töchter! unser Vater ist gefallen!" Und nun nach diesen Worten eine Todtenstille! —

Ich beugte meine kalte Stirn auf das Pult, das vor mir stand, faltete die Hände, und knieete, mehr aus Schwäche, als aus Andacht, nieder. Als ich mich ein wenig erholt hatte, richtete ich mich auf, und philosophirte mir vor, daß es ja doch weiter nichts als eine Leichenfeierlichkeit sey. Vergebens! ich kam tief erschüttert wieder zu Hause.

O, schon ohne das alles hätte ich bei dieser Feierlichkeit mehr gefühlt, als die meisten Anwesenden. Der Todestag des großen Kaisers! Und sie standen so kalt, so gähnend da, als endigte ihnen die Ceremonie nicht schnell genug! Vergeht denn das Andenken an den Werth eines geliebten Menschen noch früher als sein Leichenstein? So Vielen hat der große Kaiser Wohlthaten erzeigt; und sie konnten das so bald vergessen! Fedor! wenn dir ein Jahr nach meinem Tode mein Andenken so gleichgültig seyn könnte: — dann wäre es besser, du hättest mich gar nicht geliebt.

Nach diesem Trauertage folgen jetzt Feste auf Feste, dem Herzoge und der Herzogin von Holstein zu Ehren. Mich werden diese Feste nicht erheitern; denn zu jedem komme ich mit meinem Weh in der Seele.

Fedor! der Graf Sapieha ist angekommen. Weißt du, daß seinem Sohne meine Hand bestimmt war? War! Gott Lob! war! jetzt nicht mehr! Ich wußte das nicht; darum konnte ich mit ihm tanzen, sogar

freundlich mit ihm sprechen. Meine Mutter gab mir endlich einen Wink, doch nicht eher, als bis mein Vater den Gedanken schon aufgegeben hatte.

Mir bestimmt? fragte ich erblassend. Aber doch jetzt nicht mehr? — „Jetzt nicht mehr, meine Tochter.” — Wie aber kam das? Warum jetzt nicht mehr? Weswegen gab mein Vater den Gedanken auf? — „Ich bat ihn dringend, knieend sogar, daß er abbrechen möchte. Er versprach es mir, und hat sein Versprechen auch schon erfüllt.”

O Gott! rief ich, und warf mich zu ihren Füßen hin: so, liebe Mutter, will ich an jedem Tage, so lange ich lebe, vor Ihnen knieen.

Weinend hob meine Mutter mich auf, und drückte mich unruhig an ihre Brust. „Kind,” sagte sie in Absätzen, als wäre sie noch unentschlossen, ob, oder wie sie es sagen sollte: „dein Vater hat diese Verbindung so leicht, so ohne alles Zögern abgebrochen, als ich es gar nicht erwartete; denn — Graf Sapieha ist eine glänzende Partie. Dein

Vater legte die Stirn in die Hand, und saß lange nachdenkend, wie es schien in tiefen Sorgen. „Und was denn nun?" sagte er, gewiß nicht, damit ich es hören sollte. „Dafür hätte ich mein Leben in dieser marternden Unruhe aufgerieben? dafür, daß es so enden sollte? Das wäre es alles, wofür ich gearbeitet, gesorgt, dem Tode, dem drohenden, immer näher drohenden Elende getrotzt hätte?" Er ließ die Stirn noch tiefer sinken. Nach einigen Sekunden hob er wieder an: „Sapieha? hm! der wäre mir immer gewiß! Wer weiß! wer kann sagen, wie hoch ich noch steige!" — „Höher nicht," mein geliebter Gemahl," fiel ich sorgenvoll ein; „höher nicht! Denn welche Stufe wäre noch übrig!" — Er drückte mir die Hand, und sagte mit einem sehr angenehmen Wesen, mit funkelnden Augen: „die Stufe eines glücklichen Vaters! . . . Die Verbindung mit Sapieha ist abgebrochen. Das kann ich dir sagen, wenn es dich glücklich macht." — Sehr glücklich! O, setzte ich weinend, und ihn umarmend hinzu: laß uns doch endlich einmal

glücklich seyn, Alexander! — „Bald!“ sagte dein Vater freundlich. — Bald, theurer Mann? Ach, darüber geht der Augenblick verloren! Du weißt, daß die Kaiserin sterblich ist, liebster Alexander. Es kann dich nicht befremden, wenn ich dir sage, du hast Feinde. — „Eben darum! . . . Die Verbindung mit Sapieha ist abgebrochen. Vielleicht wird Marie der Bürge unseres Glückes!“ —

Das hat mein Vater gesagt, Fedor. Was heißt das! — Doch, ich bin vor Sapieha sicher, und will mich freuen, daß ein schwerer Augenblick vorüber ist, ohne etwas Andres gewirkt zu haben, als einen freudigen Schrekken. Komm nach Petersburg. Meine Mutter will, du sollst mir sagen, ich sey eine Thörin, daß ich mich so übermäßig freue, da doch der Himmel noch voll drohender Wolken hange. O Fedor, ich will doch sehen, wie du im Stande seyn wirst, mich eine Thörin zu nennen, wenn ich an deinem Halse hange, und dir sage: noch bin ich dein! noch bist du mein!

8.

Fedor an Marien.

Pozek, im Mai 1726.

Das hat dein Vater gesagt, Marie? Und du — o, wie soll ich dich nennen! — du unbesorgte, arglose, du unschuldige Taube, du ahnest nichts, und fürchtest nichts? Das nennest du einen freudigen Schrecken? Meinst du, dein Vater werde mir geben wollen, was für den Grafen Sapieha zu viel war? Meinst du, er sehe mit deinen Augen, oder er wolle dein Glück? Nicht einmal sein eigenes will er. Ja, wenn der Ehrgeitzige ein Ziel hätte! Er will die nächste Stufe, die über ihm ist, ersteigen; er hat sie erstiegen, und will wieder auf die nächste. Mit jedem Tritte hinauf steht er gefährlicher; auf jeder höheren Stufe hat er mehr Feinde, und braucht mehr Freunde. Auf einer weniger hohen Stufe versprach dein Vater deine Hand dem Grafen Sapieha, damit dessen Vater

eine Stütze für ihn wäre. Doch seitdem ist er höher gestiegen, und nun hat ihm der mächtige Sapieha nicht mehr Macht genug. Mariens Hand soll ihren Vater auf seiner schwindelndhohen Stelle erhalten, und müßte sie auch ihr Herz darüber aufopfern. Ja, dein treues, weiches Herz ist die Stufe, auf die er tritt, um fest zu stehen.

Ich kenne den Sapieha, dem du verlobt warst. O, ich kenne ihn, Marie! — Wir trafen einander am Fuße des Gotthards in der Schweiz, als ich nach Italien ging, und er reiste mit mir weiter. Ein heller Geist wohnt bei ihm neben einem warmen, begeisterten Herzen. Auf der Spitze der Alpen, hoch über der Erde, über den Wolken, standen wir allein; denn wir waren mit einem rüstigen Führer voraus geeilt. Tief unter uns lag, wie ein gefallener Stein, ein großer Theil der Schweiz; vor uns, wie das Gärtchen eines Armen, die Gefilde Italiens. Als er so dastand und hinabschaute, wurden seine Blicke immer funkelnder. „Was ist das Leben!" hob er endlich an. „Athemzug an

Athemzug, nichts weiter. Was alle Größe, was alle Hoheit! O, um welche Armseligkeiten werden wir beneidet! . . . Fedor!" setzte er mit Blicken voll Sehnsucht hinzu: „gieb mir ein Herz, nur Eins, das mich liebt; und ich will mich gern hier in irgend einem abgesonderten, stillen Thale verbergen, und im Schweiße meines Angesichts mein Brot essen." Er sprach aus meiner Seele; denn wie klein wurde auch mir das Leben auf dieser Höhe! — Wir schworen hier einander ewige Freundschaft. „Fedor," sagte er; „laß uns dem Schicksal zum Trotze Freunde seyn! Rechne auf mich, so lange ich lebe!" Wir trennten uns bald: er blieb in Italien; ich ging in das südliche Frankreich, und sah ihn nicht wieder.

Ehe ich deinen Brief erhielt, riß Jemand mein Zimmer auf. Es war Sapieha. Wir erneuerten den Bund unsrer Freundschaft. „Ich heirathe!" sagte er endlich. — Glück zu, wenn nicht Politik dich an den Altar führt! — Er lächelte. „Zwar nach Petersburg führte mich die Politik: denn mein Va-

ter hat die Heirath geschlossen; aber die Liebe führt mich an den Altar. Ich heirathe die älteste Tochter des Fürsten Menzikof."

Unglücklicher! rief ich erblassend.

Er sah mich lange schweigend und finster an. O, Marie, er war besser als ich! Aber, bei Gott, er liebte dich nicht so, wie ich. „Es scheint, Fedor," sagte er ruhig, „als wollte das Schicksal unsre Freundschaft zu einer Posse machen. Das soll es nicht. Darum, Fedor, rede! Ich habe dir gesagt, daß ich Marie Menzikof liebe, und daß sie meine Braut ist."

Auch ich liebe sie; und sie liebt mich.

„Nun denn! Ich glaubte Wunder, wie großmüthig einer von uns Beiden in dieser Sache handeln könnte, und — sie liebt dich. Also ist da nichts mehr zu thun. Sey glücklich mit ihr! Ich trete zurück."

Sapieha! — Aber — wirst du . . . Dein Vater . . . Fürst Menzikof . . .

„Freilich, mein Vater wird ein wenig toben; doch ich werde, wenn es nicht anders seyn kann, Petersburg heimlich verlassen,

und so lange in Italien leben, bis er nicht mehr an die Sache denkt."

Jetzt erzählte ich meinem Sapieha, wie ich mit dir bekannt geworden wäre, und welche Hoffnungen ich mir machte. Er runzelte die Stirn. „Hm! das kann eine Geschichte geben, die viele Seufzer kostet! Siegt Menzikof, so giebt er dir Marien nicht; siegen die Dolgorukis, so bekommst du sie noch weniger. Aber, Fedor, auf mich rechne im Leben und im Tode! Ich will nach Petersburg, der armen Marie Luft zu schaffen, wenn sie etwa schon weiß, daß sie an mich verkauft ist." — Du siehst nun, warum es so wenig Schwierigkeit machte, diese Verbindung abzubrechen.

„Vielleicht wird Marie der Bürge unseres Glücks!" In der ganzen Natur bürgt der Vater für das Glück seiner Kinder. Und dein Vater? Welchem Ehrgeitzigen wirst du deine Hand noch geben sollen! O, die Liebe kennen, Herzen achten, Thränen sehen sie nicht! Du bist dem, der dich giebt, und dem, der dich bekommt, nur ein Unterpfand gegen-

seitiger Treue: nur das Siegel auf ihren Bund des Ehrgeitzes.

Nein, bei den Hoffesten will ich dich nicht sehen: das schreibe ich deiner Mutter. Wenn du da ständest in glänzender Pracht, es kaum wagen dürftest, mich anzublicken, weil deine Augen von Hunderten bewacht würden — nein, so kann ich dich nicht wiedersehen! Lieber gehe ich jetzt in der erwachenden Natur umher, mahle dein Bild in die Wolken, und rede mit deinem Schatten, bis ich, aus der Gegenwart weggerissen, dich sehe und dich höre. In jener kalten Wirklichkeit, wo du dastehen mußt, wie ein Marmorbild, würde ich dich nicht wiederkennen.

O, Marie! du weißt nicht, was ich fühle, wenn du in meiner Gegenwart mit einem Andern tanzest! wie ich mich vergebens martere, meine Augen von dir abzuwenden! Du, freilich — du kannst mit einer Kunst, um die ich dich nicht beneide, deinen Blick kalt an mir vorüber fliegen lassen, als wäre ich dir ganz fremd; du kannst in meiner Nähe stehen, und — ich habe es selbst gehört —

mit Besonnenheit, mit Zusammenhang ein Gespräch fortführen. Will ich dasselbe, — du brauchst nur, auch wenn du weit von mir entfernt bist, deine Hand zu erheben; und ich weiß nicht mehr, was ich rede.

Nein, Marie, so will ich dich nicht sehen; so nicht!

Leb wohl. O, ich zittre vor der Zukunft.

9.

Marie an Sophie Roncalez.

St. Petersburg, im Junius 1726.

Hier, liebste Sophie, sende ich dir alle seine Briefe. Ich habe sie für dich abgeschrieben; die Originale konnte ich dir nicht schicken: denn wie leicht hätte sich nicht bei dir eins von den unschätzbaren Blättern verlieren können! Du wirst sehen, gute Roncalez, welche Sorgen er sich macht. Ich glaube, er und meine Mutter sind ohne Noth so unruhig. Mein Vater ist so gütig gegen mich. Und was er damals sagte: — warum müßte denn

das gerade in Ernst gemeint seyn! Nicht wahr, liebe Roncalez? Man sagt ja viel, um nur etwas zu sagen. — Wenn es auf mich ankäme, ich würde mich meinem Vater zu Füßen werfen, und ihm gestehen, daß ich den edlen Fedor Dolgorukl liebe. Er könnte dann wohl eine finstre Miene machen; aber er würde meiner Liebe, meinen Bitten, meinen Thränen nicht widerstehen können, und noch viel weniger den Bitten meines Fedors selbst. Meinst du nicht, gute Sophie?

Du siehst aus seinen Briefen, daß er mich nicht anders sehen will, als in unserm Hause; das erlaubt aber meine Mutter nicht. Ach, Sophie! wie es ihm an den Hoftagen ging, so ging es auch mir. Ich erröthete, wenn ich ihn sah. Mit wem hätte ich armes Mädchen denn wohl zusammenhangend sprechen können! Meine Mutter mußte mich wohl zehnmal mit Kopfweh entschuldigen, weil ich so ungereimte Antworten gab, wenn ich von jemand angeredet wurde. Ich tanzte, weil ich mußte; aber ich weiß, was jeder Pas mir kostete!

Bei dem allen sah ich ihn lieber am Hofe, als gar nicht. Es fehlte mir aber an Muth, ihm zu schreiben, daß er kommen sollte; und so, liebe Sophie, hatte ich ihn zwei volle Monate nicht gesehen. Nun wurde vor einigen Tagen den Gesandten eine Wasserfete in Peterhof gegeben. Nachmittags besahen wir die Einsiedelei und die Kaskaden. Abends war der Wald illuminirt.

O Sophie, wie wurde mir, als ich den jungen Grafen Sapieha, den Freund meines Fedors, sah! Er schien es zu bemerken, daß ich ihn sprechen wollte, und näherte sich. Unter einem guten Vorwande entfernte er meinen Begleiter. Ich wollte anfangen zu reden; er sagte aber leise: still! still! und nahm den Weg in eine Seitenallee. Als wir das Ende von dieser erreicht hatten, rief er zehn Heiducken, die uns gefolgt waren, zu: nun fort! thut, was ihr zu thun habt! — Sie besetzten die Ausgänge des Platzes, wo wir uns befanden.

Auf einmal stürzte ein junger Heiduck, der zurück geblieben war, herzu, und lag mit den

Worten: „o, Marie!" in meinen Armen. Es war Fedor. Sapieha entfernte sich einige Schritte, und so standen wir in dem hellen Lichte von tausend Lampen, unter einem Gewölbe von Birken, deren Zweige uns verbargen — o, da standen wir, legten, uns umfassend, die Stirnen gegen einander, und weinten — Thränen der Freude und auch des Schmerzes. „So habe ich dich wieder!" sagte Fedor, und drückte die zitternde Hand noch fester in meinen Rücken. „So habe ich dich wieder!" sagte ich, und drückte seine Hand noch inniger.

Jetzt kam Sapieha zurück, und nahm schnell meinen Arm; seine zehn Heiducken folgten uns. Es war jemand in der Nähe. Bald aber lag ich wieder an Fedors Brust, und die Heiducken des Grafen bewachten den Zugang.

Nach einer Weile trat Sapieha zu uns, und faßte mit angenehmer Freundlichkeit unsre Hände. „Fedor," fragte er: „du liebst die Fürstin mehr als dein Leben?" — O mehr, mehr, als tausend Leben! antwortete mein Fe-

dor. — „Und Sie, Fürstin?“ Ich erröthete; aber ich drückte den geliebten Fedor fester an mich.

„Nun denn!“ fuhr der edelmüthige Graf fort: „meine Jacht steht im Kanal, ohne daß Jemand es weiß. Sie ist bemannt und mit Lebensmitteln versehen. Auf meine Leute kannst du dich verlassen; sie sind mir treu, und geben das Leben für dich. In einer Viertelstunde bist du mit Marien im Meere. Du landest in Danzig, und eilst durch Deutschland nach einem verborgnen, lachenden Thale in der Schweiz. . . . Hier in dem Taschenbuche sind Wechsel! . . . Du siehst mich mit starren Augen an? und Sie, Fürstin, erblassen? Ich sage Ihnen, Ihr Vater wird nie zugeben, daß ein Dolgoruki Ihre Hand bekommt. Was ich Ihnen jetzt rathe, und was sich jetzt so leicht thun läßt, wird doch am Ende das einzige Mittel seyn, das Ihnen übrig bleibt.“

Fedor warf einen glühenden Blick auf mich, der in meiner Seele das Verlangen entzündete, den Vorschlag des Grafen anzu-

nehmen. Ich warf mich, wie betäubt, an die Brust des Geliebten. Sapieha zog uns fort, und wir kamen an den Kanal, wo man uns schon erwartete. Auf einmal blieb Fedor stehen. „Zögre nicht!" sagte Sapieha. „Zögre nicht, Fedor! Sey ein Mann! Dich erwartet das schönste Glück!"

Ja! erwiederte Fedor; aber auch Marie soll glücklich seyn! — Er sah mir mit Blicken der Liebe in die Augen: Marie, da ist das Fahrzeug, das uns der Gewalt deines Vaters entreißen kann. Ich wäre froh wie ein Gott, wenn dein Fuß es beträte. Aber, Marie, ich will dich nicht überraschen. Du liebst mich: das ist mir genug. Mit Einer Thräne des Grams, die dein Auge weinte, wäre mein Glück zu theuer erkauft. Ueberlege du selbst, Marie, und wähle. Du sollst Vaterland, Eltern, Geschwister, Verwandte verlassen, deinen Rang aufgeben, deinem Vermögen entsagen; und ich kann dir zum Ersatz für das alles weiter nichts anbieten, als mein Herz, mein treues Herz! — Das sagte er mit Thränen in den Augen, und in einem warnenden Tone. O

Roncalez, da drückte ich ihn an meine Brust, und sagte: Fedor, ich wollte mich mit dir in einen Abgrund stürzen. Glücklich? das wäre ich an deinem Herzen! Aber — dürfen wir meine Mutter betrüben? . . . Doch wähle du für mich, Fedor; ich folge!

„Ich habe gewählt, Marie," sagte er sanft: „die Ruhe deines schuldlosen Herzens, nicht mein Glück. Wir können für einander sterben: das wird uns immer glücklich machen! Thränen des Kummers mögen deine Augen benetzen; doch nie eine Thräne der Reue! Laß uns zurückkehren, Marie! Wir wollen unglücklich seyn, wenn wir es seyn müssen; aber schuldlos!"

Liebe Roncalez, meine Brust war in diesem Augenblicke so voll! — O, sagte ich: du giebst mir das Leben, Fedor! Das war mein Wunsch, ob ich dir gleich gefolgt seyn würde. Ja, laß uns schuldlos bleiben. Das Leben ist eine Minute; unsre Liebe ist ewig.

Der Graf Sapieha sagte lächelnd: „Edle Menschen! Ich könnte sagen, Ihr thätet nicht recht. Und doch, Fedor — als wir den

Bund der Freundschaft schlossen, schworen wir da nicht, die Tugend mehr zu lieben, als das Glück? Und was wäre die Tugend, wenn sie nicht mehr seyn sollte, als jede Leidenschaft, auch die schönste!"

Wir gingen zurück in die große Allee, ohne daß man unsre Abwesenheit bemerkt hatte. Meine Mutter, die gerade ganz ohne Gesellschaft war, kam zu uns, und lächelte, als sie mich an Sapieha's Arme sah. Ich nahm Fedors Hand, und sagte: hier ist mein Fedor! — O Sophie, ich hätte ihn diesen Abend der Kaiserin und meinem Vater so zeigen können. Meine Mutter erstaunte; sie konnte aber nichts sagen, weil sich in diesem Augenblicke mehrere Personen näherten.

Ich fuhr noch in der Nacht mit ihr zurück; meine Schwester wollte, und mein Vater, als Obermarschall, mußte noch bleiben. Als ich mit meiner Mutter allein war, sah sie mich an, und schüttelte den Kopf. „Marie, welche Unbesonnenheit! Was hast du gewagt!" — Vielleicht, liebe Mutter, würde ich noch mehr gewagt haben, wenn

Fedor

Fedor es gewollt hätte. Ich erzählte ihr Sapieha's Anstalten zu unsrer Flucht. Meine Mutter erschrak bei diesem Worte, hörte mit gespannter Aufmerksamkeit zu, ging dann unruhig im Zimmer umher, blieb endlich wieder stehen, und erkundigte sich genau nach allen Maßregeln, welche Sapieha zu unserer Sicherheit genommen hätte. Endlich — es war, als entrisse ihr der Schmerz die Worte gegen ihren Willen — Endlich sagte sie seufzend: „Marie, wenn es geschehen wäre; wenn es euch glücklich gemacht hätte . . ." — Sie brach ab, und blickte gen Himmel. „O Gott!" hob sie nun wieder an: „soll ich denn nicht anders glücklich werden, und sie nicht anders glücklich sehen, als so?"

Klang das nicht, als hätte sie gewünscht, daß es geschehen seyn möchte? O Sophie, wenn ich denke, daß der Segen meiner Mutter und ihr Lebewohl mich begleitet hätten . . .! Jetzt wäre ich schon fern von meinem Vaterlande, schon Fedors glückliche Gattin, und bald, bald sähe ich die hohen Alpen deines Vaterlandes, von denen du mir so oft

gesagt hast, daß sie der Aufenthalt der Unschuld, der Freiheit, der Liebe sind!

Aber wenn ich entflohen wäre, ach! würde dann meine Mutter dasselbe gesagt haben? Nein, Roncalez, ich muß bleiben; ich muß! Ich bin ja die Einzige, in deren Busen meine gute Mutter ihren Kummer ausschüttet, die Einzige, die ihr das schwere Leben ertragen hilft! O Sophie, Alle sind so himmlisch großmüthig gegen mich: Sapieha trifft Anstalten zu meiner Flucht, als wäre ich seine Geliebte; Fedor will nicht glücklich seyn, um nicht eine Schuld auf mein Herz zu laden; meine Mutter, meine edle Mutter, willigt in meine Flucht, in ihr Unglück, um mich glücklich zu sehen: und nur ich wollte nicht großmüthig seyn?

Was auch aus mir werden mag — ich will bleiben. Mein Herz soll immer die treueste Liebe bewahren, aber auch der Zufluchtsort seyn, wohin meine gute Mutter mit ihren Sorgen fliehen kann.

10.

Marie an Fedor.

St. Petersburg, im Julius 1726.

Guter Fedor, als ich meiner Mutter Sapieha's Anstalten in Peterhof erzählt hatte, sagte sie etwas, das einer Einwilligung zu unserer Flucht sehr ähnlich klang. Ich habe dir das bisher verschwiegen, Fedor; jetzt aber, da ich fest entschlossen bin, nicht zu fliehen, jetzt sage ich es dir, um dir zu zeigen, wie edelmüthig meine Mutter ist. Du liebst mich nicht allein so aufopfernd; sie liebt mich eben so. Wie stolz, wie reich bin ich! Eine solche Mutter, und ein solcher Freund! Du siehst jetzt, Fedor, ich dürfte nicht von meiner Mutter fliehen, auch wenn sie meines Herzens zu ihrem Troste nicht so sehr bedürfte. Laß das Schicksal walten. Es kann uns unglücklich machen; aber es soll uns nicht erniedrigen. Deines Freundes Sapieha Rath war klug; doch es ziemte sich

nicht für uns, ihn zu befolgen. Fedor, ich fühle, daß ich dich über alles liebe, und daß ich für dich alles aufopfern könnte. Doch hätte ich den edlen Stolz eines schuldlosen Herzens nicht mehr: — ich fühle, daß ich dann auch dich selbst verlieren würde. Es ist möglich, daß ich nie dein werde; aber es ist unmöglich, daß ich jemals anders als mit der stolzesten Empfindung an dich denken kann. Thränen? Die Zeit trocknet sie, oder doch das Grab gewiß. Und so lange wir sie weinen, wird diese Empfindung der Hoheit uns aufrecht erhalten. Möchtest du durch ein Verbrechen einen Thron besteigen, oder lieber, am Throne knieend, fühlen, daß du werth wärest, auf ihm zu sitzen?

Meine Mutter hat seit jener Nacht in Peterhof das höchste Vertrauen zu dir. Noch heute gehe ich auf einige Wochen zu meiner Roncalez, und während dieser Zeit sollst auch du — unter dem Nahmen, den du bei der Roncalez immer führst — täglich, wenn du willst, dort hin kommen dürfen. O Fedor, werden diese Wochen nicht eine Trennung von vielen Jahren aufwiegen?

Die Herzogin von Curland reist wieder ab, ohne daß die Sache meines Vaters geendigt ist; mein Oheim treibt aber den Prozeß mit der größten Erbitterung. Der Holsteinische Hof äußert seinen Widerwillen gegen meinen Vater ganz unverhohlen. „Und könnte er das," sagt meine Mutter, „wenn nicht die Kaiserin anfinge, in ihrer Gnade für uns zu wanken?" Mein Vater aber scheint jetzt unbesorgter als je. Wäre es nicht thöricht für ein junges Mädchen, über so etwas zu urtheilen, so möchte ich wohl sagen, die Kaiserin liebe ihn noch immer. Sie spricht mit zehn Andern gütiger, freundlicher, als mit ihm; aber wenn sie mit ihm spricht, liegt in ihrer Miene ganz unverkennbar Vertrauen. Und wie kann man den hassen, zu dem man Vertrauen hat!

11.

Marie an Fedor.

St. Petersburg, im September 1726.

O, Fedor! welche Tage habe ich mit dir verlebt! mit dir und meiner Roncalez! Laß uns nie wieder klagen, guter Fedor! Tausende von Menschen gehen in ihr Grab, ohne nur Eine Stunde gehabt zu haben, wie uns ihrer so viele zu Theil wurden. Woher nahm mein Körper die Kraft! Nur die Liebe konnte ihn aufrecht erhalten. Wenn du mit der frühen Sonne über den Berg von Pozek her kamst, sah ich dir schon entgegen; und wenn du uns am späten Abend verließest, dann verfolgten dich meine Blicke, bis du dich in der Ferne verlorest. Vier oder fünf Stunden Schlaf gaben mir alle meine Kraft und Heiterkeit wieder, und der Tag verschwand mir dann wie ein schöner Augenblick.

Meine Mutter sagte mir lächelnd: ich wäre auf dem Lande größer, stärker und hei-

terer geworden. Ich fiel ihr um den Hals, und rief: o Mutter, wie glücklich war ich auch!

Sogar mein Vater schmeichelt mir: er findet mich jetzt schön, sehr schön. Ich sage dir das, Fedor, weil meine Mutter glaubt, das sey nicht ohne Bedeutung. Gewiß, ein Vater sollte seiner Tochter nie so etwas sagen; und der meinige sagt es mir jetzt so oft!

Die Kaiserin fängt an zu kränkeln. Seitdem man das bemerkt, drängt sich mein Vater an den jungen Großfürsten; und nun sagen seine wenigen Freunde: eben das könne ihn stürzen. Meine Mutter ist unruhiger, als je; es liegt ihr gewiß noch etwas Andres auf dem Herzen, als Besorgniß vor dem Fall unsres Hauses. Ich bemerke oft, daß sie geweint hat; und beinahe möchte ich glauben, ich sey die Ursache ihrer Thränen. Sie drückt mich zuweilen an ihr Herz, will reden, öffnet schon die Lippen, und schweigt dennoch.

Aber das alles macht mich nur wenig unruhig. In meinem Herzen ist ja so viel Glück, in meiner Brust so viel Hoffnung!

Es geht mir, wie einem Menschen, der in die Sonne gesehen hat, und nun wieder ins Dunkle tritt: noch lange bleibt der Glanz, den er sah, in seinen Augen. O niemals, Fedor, wird das Andenken an die unschuldige Freude, die du mir in diesen glücklichen Tagen gabst, aus meinem Herzen verschwinden!

12.

St. Petersburg, im November 1726.

Heute ist der Pater Brukenthal bei uns angekommen. Er trat unvermuthet in das Zimmer meiner Mutter. Sie sah ihn lange zweifelhaft an. Als sie ihn endlich erkannte, umarmte sie ihn froh, und sagte: „du bist es, lieber, treuer, weiser Mann! O, Gott sey Dank! Nun wird alles gut werden. Du giebst meinem Leben Hoffnung und Ruhe wieder." (Er sah auf mich und meine Schwester.) „Das sind meine Töchter, Marie und Alexandra." Der gute Pater hatte Thränen in den Augen, und drückte uns mit Herzlichkeit die Hand.

Meine Mutter hatte schon zu meinem Vater geschickt. Er kam, und fiel seinem alten Freunde sogleich in die Arme. O, ich sah, daß mein Vater wohl lieben kann: denn diesen Mann liebt er wahrhaft; er konnte nicht aufhören, ihn mit Blicken der Zärtlichkeit zu betrachten. Gerührt sagte er zuletzt: guter Brukenthal, dich habe ich geliebt, dich liebe ich noch. Und du — du konntest mich verlassen! Du hast meine Liebe mit Treulosigkeit vergolten!

Brukenthal drückte meinem Vater die Hand, anstatt ihm zu antworten.

„Und wer von uns Beiden hat denn nun Recht?" fragte mein Vater.

Ich! antwortete Brukenthal in großer Bewegung: ich habe Recht; und Ew. Durchlaucht . . . Doch, ich schweige.

„Nein, rede Brukenthal! rede! Was willst du sagen?"

Daß Ew. Durchlaucht noch immer Recht zu haben scheinen — kostet Ihnen das keinen Seufzer? Schlägt unter dem Steine hier das Herz so ruhig, wie unter diesem groben

Tuche das meinige? Erhielt Gottes Hand Sie oben, Fürst Menzikof; oder was sonst?

Mein Vater erblaßte, und schwieg eine Weile. „Was du konntest, Brukenthal," sagte er endlich, „das konnte ich nicht."

Sie konnten es, erwiederte jener ruhig und fest; Sie können es noch jetzt. — (Mein Vater heftete den ernsten Blick auf den Boden.) O! wenn ich Ihr guter Genius seyn dürfte, gnädigster Herr! Sie wissen, wie ich Sie geliebt habe. Als ich Sie im Jahre 1714 verließ, und ein Geistlicher wurde, da gestanden Sie selbst, ich thäte wohl. Folgen Sie endlich einem Manne, der Sie liebt, der nur mit innerer Angst an seinen alten Herrn und Wohlthäter denkt. Folgen Sie Ihrem warnenden Genius!

Mein Vater stand noch immer schweigend da. Auf einmal sagte er: „du siehst ja, daß nicht Eine von deinen Prophezeiungen eingetroffen ist. Wer hat denn nun Recht? frage ich."

Ich! . . . Es sind zwölf Jahre, daß ich Sie verließ, mein Fürst. Während der gan-

zen Zeit habe ich nie gehaßt, nie gezittert. Mein Herz war ruhig, mein Schlaf auf hartem Boden sanft. War das Ihnen auch so? (Meines Vaters Augen wurden finster.) Ich denke ohne Sorgen an jeden kommenden Tag. Können auch Sie das? . . . Was Sie zu verlieren fürchten müssen, ist das nicht schon verloren? . . . Sie können noch, was ich konnte: sich in der Stille dem Gedränge entziehen. Seyn Sie die letzten Jahre Ihres Lebens das Edelste, was Sie seyn können: Vater Ihrer Kinder!

„Guter, treuer Brukenthal, eben, um das zu seyn, muß ich bleiben, wo ich bin, — muß ich noch höher hinauf."

Großer Gott! noch höher hinauf? O, welch ein unseliger Dämon . . . Wie leicht könnten Sie glücklich seyn! Sie bäten die kränkliche Kaiserin um Ihren Abschied, und besuchten die Bäder in Pisa. Ihr Reichthum in Venedig ist . . .

„O höre auf! Ich kann nicht. Doch wir wollen davon reden, wenn wir allein sind. Komm mit mir!"

Du glaubst nicht, Fedor, wie froh ich war, als ich sie Beide zusammen gehen sah. In der Freude meines Herzens umarmte ich meine Mutter, und sagte, was sie vorher gesagt hatte: o, nun ist alles, alles gut! — Meine Freude wurde noch größer, als sie mir des Paters Geschichte erzählte. Ja, Fedor, dieser Mann des Friedens wird uns Allen den Frieden wiedergeben. Ich bin fest entschlossen, ihm mein ganzes Herz zu entdekken. O, sähest du nur seine ebne, heitre Stirn, den ruhigen, festen Blick seines Auges, die durchsichtige Blässe seines edlen Gesichtes! Und diese Blässe ist nicht die Farbe der Krankheit, der Sorge, sondern der nachdenkenden Weisheit. Wenn Er zugegen ist, verliert meines Vaters Auge den stolzen scharfen Blick, und in allen seinen Mienen liegt dann Wohlwollen. Gewiß, mein Vater ist gut. Er kann ja beinahe nicht anders, als sich stolz gegen die Menschen betragen, die vor ihm kriechen und ihm schmeicheln. Es ist ihm nicht unbekannt, daß Alle ihn hassen und auf seinen Fall hoffen. Hier aber

hat er einen Mann vor sich, der ihn liebt; und nun wird der Stolz in seinem Auge sanfte Güte, das Strenge in seinem Tone mildes Wohlwollen. Mein Vater fühlt sich an Brukenthals Herzen glücklicher; darum ist er jetzt besser, vielleicht sogar auch weiser.

Ich hoffe sehr viel von der Ankunft dieses Mannes, den die Vorsehung uns als einen Schutzengel zusendet. Er hat meinen Vater schon ein Paarmal halb überredet, von seinem gefährlichen Posten zurück zu treten. Gäbe doch Gott, daß es ihm dieses Mal gelänge! Leb wohl.

Marie sagte nicht zu viel von dem Pater Brukenthal. Er gehörte zu den seltenen Menschen, die durch Erfahrung weise werden. Schon in jüngeren Jahren schloß er mit Menzikof eine innige Freundschaft, welche auch in der großen Prüfung aushielt, daß Einer von ihnen Beiden schnell zu den höchsten Ehrenstellen hinan stieg. Menzikof wurde des Kaisers Günstling, und machte nun Brukenthal zu seinem General-Adjutanten. Dieser war mit ehrgeizigen Absichten nach Rußland gekommen: er wollte steigen, wie Menzikof, und der Weg dazu stand ihm offen, da Peter der Große ihn kannte und liebte. Auf einmal aber drängte er sich nicht mehr zu Diensten, und sprach mit Menzikof von dem Glück eines ruhigen Privatlebens. Menzikof spottete darüber; doch Brukenthal blieb von jetzt an in einer untergeordneten Rolle.

Beide Freunde stritten oft über den Zweck des Lebens. „Du willst steigen," sagte Brukenthal; „und du wirst steigen, weil du es verdienst. Dann aber werden Neid, Dummheit und Ehrsucht sich gegen dich erheben. Du wirst immer höher steigen müssen, um fest zu stehen; und am Ende wird dich doch ein Zufall stürzen."

Wenn Brukenthal ihm so etwas sagte, lächelte Menzikof nur, weil er auf die Liebe des Kaisers und seine Unentbehrlichkeit rechnete. Er stieg; und je höher er stieg, desto ernstlicher dachte Brukenthal daran, das unruhige Leben des Ehrgeitzes zu verlassen. Es gelang ihm einige Male, den Fürsten zu überzeugen, daß er gefährlich stände. Auf seinen Rath legte nun Menzikof große Summen in die Bank von Venedig; doch nicht lange, so war er wieder fester als jemals in den Banden des Ehrgeitzes. Jetzt wollte Brukenthal ihn verlassen; da aber Menzikof mit Bitten in ihn drang, so sagte er: „nun wohl! ich bleibe bei dir, bis du zum ersten Mal in Ungnade fällst; und dann gehst du mit mir!" Menzikof versprach das lächelnd.

Bei der Untersuchung über die Betriegereien der Großen, die nicht lange nachher unter dem Vorsitze Wasilei Dolgoruki's angestellt wurde, fiel Menzikof in Ungnade, und der Kaiser sah ihn kaum noch an. „Ich bin verloren!" sagte er zu Brukenthal. „Dolgoruki hat gesiegt!"

Nun denn! erwiederte Brukenthal; wann gehen wir? und wohin?

Menzikof wurde tiefsinnig, fing an zu überlegen, machte Plane, wollte die Kaiserin bitten. Brukenthal erinnerte ihn an sein Versprechen; Menzikof erklärte das aber für Scherz, und foderte Bedenkzeit. Sein Freund sagte ruhig: wer Bedenkzeit fodert, sucht Gründe nicht zu wollen. Wohl denn! ich wenigstens bin jetzt frei. Du wirst die Gnade des Kaisers wieder erlangen: daran zweifle ich nicht. Aber — wenn du einst unglücklich bist, dann fehle es dir nicht an einem Herzen, wie das meinige, an das du fliehen darfst! darfst! — —

Brukenthal bekam von dem Kaiser Befehl, einige sehr große Rekruten nach Potsdam

dam zu bringen. Er erfüllte diesen Auftrag, und that dann auf der Rückreise in Danzig Profeß. Der Kaiser, der ihn ungern verlor, ließ ihm sehr vortheilhafte Anträge machen; Brukenthal schlug sie aber ohne Bedenken aus, und Menzikof sah ihn nicht wieder.

Sehr oft hatte dieser Ursache zu sagen: „wäre ich meinem treuen Brukenthal gefolgt! Er war der Einzige, der mich liebte!" Und warum, fragte die Fürstin einmal, als ihr Gemahl dies sagte: — warum er allein? Weil er nicht ehrsüchtig war. Wäre er das gewesen: würde er dich dann geliebt haben? —

Jetzt, nach einer langen Trennung, kam Brukenthal wieder. Kaum war Menzikof mit ihm allein, so fragte er mit einem herzlichen Händedrucke: „Liebst du mich noch, guter Brukenthal? trotz diesem Rocke, der dich von der Welt scheidet, nur von mir nicht?"

Mein Fürst . . . —

„Nenne mich Menzikof, und Du, wie vormals."

Menzikof, mich bringt sonst nichts wieder

zu dir, als das Verlangen, dein warnender Genius zu seyn. Du hast die Welt mit deinem Rufe erfüllt, und bist auf dem Gipfel der Ehre, des Ruhms. Lass' es nun genug seyn! Du hast alle Stufen erstiegen; jetzt ist nur noch Eine übrig.

„Ja, Brukenthal," rief Menzikof mit funkelnden Augen; „noch Eine Stufe ist zu ersteigen! Ich nehme deine Worte als eine prophetische Vorbedeutung an. Da du sogar an diese Eine Stufe denkst . . ."

Ja, Menzikof, noch Eine: freiwillig von deiner Höhe herabzusteigen; dem unruhigen, sorgenvollen Leben des Ehrgeitzes zu entsagen; alle deine Würden niederzulegen, und dich mit deiner Familie in Sicherheit zu bringen.

„Das meinst du? Dazu ist es noch immer Zeit."

Zeit? Menzikof, hat das Glück dein Auge ganz verblendet? Du regierst Rußland; ein halber Welttheil zittert bei deinem Nahmen; mächtige Monarchen bewerben sich um deine Gunst. Aber du bist, gleich dem ärmsten Manne, nur über den gegenwärtigen Augen-

blick Herr; der künftige ist nicht dein: er gehört dem Schicksal, das Welten zerstört und aller Größe spottet. — „Dazu ist es noch Zeit!" Menzikof, das sollte auch der unabhängigste Mensch nicht sagen! Und du, der allerabhängigste! zu dessen Sturze tausend listige Menschen verschworen sind!

„Das eben! Und deshalb ist es dazu noch immer, oder — gar nicht Zeit. Soll ich mich selbst stürzen? Trete ich zurück, so bekommt ein Anderer das Vertrauen der Kaiserin, und ich bin verloren."

Deine Schätze in Venedig, Menzikof; das schöne Italien, dein neues Vaterland!

Menzikof schwieg lange. Endlich sagte er mit finsterer Stirn: „nur da ist mein Vaterland, wo ich herrschen kann."

Nun denn, Unglücklicher! Was wäre denn die Stufe, die du noch zu ersteigen hättest?

„O, sieh mich nicht mit diesem Blicke des Schreckens an! War meine Seele jemals rein, so ist sie es bei dem Gedanken an die Eine Stufe, die ich noch zu ersteigen habe. Gewiß, Brukenthal, ich sinne nicht auf ein Ver-

brechen. Meinst du, ich werde dir etwas verhehlen? — Doch jetzt nicht. Meine Brust muß leicht seyn, wenn ich davon reden soll! . . . Brukenthal, ich sollte dich hassen, wie meinen bittersten Feind: denn du machst mich mit mir selbst uneins; du erregest Zwietracht in meiner Seele. Kannst du mir denn nie etwas anderes als Unglück verkündigen, du Furchtsamer?"

Furchtsam? Ich habe an deiner Seite gefochten, und dem Tode getrotzt. Oder meinst du, ich hätte zu fallen gefürchtet, als ich dieses Kleid anzog? Wer keiner Schmeichler bedarf, fürchtet auch den Verlust seines Ansehens nicht . . . Menzikof! du könntest im Unglück dein Leben hinwerfen; denn du hast es genossen. Aber — du hast Kinder; und nur dieser Augenblick ist dein!

„Seit zwölf Jahren führst du dieselbe Sprache," sagte Menzikof lächelnd. „Dich bestimmte das Schicksal für ein Kloster; mich für . . ." —

Die Unterredung wurde gestört, und nicht sogleich wieder fortgesetzt.

Brukenthal lebte nun als Freund in Menzikofs Pallaste, und mit jedem Tage gewann er mehr Zutrauen bei dessen Familie; denn der Fürst war nie so gütig, so sanft gewesen, als jetzt, seitdem er den Pater bei sich hatte. Marie benutzte die erste Stunde, da sie mit diesem unter vier Augen seyn konnte, und entdeckte ihm, daß sie und Fedor einander liebten. „Ein Dolgoruki!" sagte der Pater, den Kopf schüttelnd, aber lächelnd. Er suchte Marien zu überzeugen, daß ihre Liebe nie den Beifall ihres Vaters haben würde. „Ihr Vater," sagte er, „ist von den Dolgorukis zu oft und zu stark beleidigt worden. Sie glauben, Ihre Liebe könne beide Familien versöhnen? Mein Kind, ein Haß, der mit Furcht verbunden ist, versöhnt sich nie. Ihr Vater haßt die Dolgorukis, aber er fürchtet sie auch. Und diese? An Ihres Vaters Freundschaft liegt ihnen nichts; sie wollen nur seine Macht! . . . Geben Sie Ihre Hoffnung und Ihre Liebe auf."

Die Hoffnung wohl, erwiederte Marie; aber meine Liebe nicht.

Beides schien dem Pater so ziemlich dasselbe zu seyn; Marie versicherte ihm aber das Gegentheil. „Waltet denn," sagte er endlich sehr ernst, „ein böser Genius über Ihrem Hause, daß Vater und Tochter das Unmögliche wollen? . . . Sie mußten Ihre Liebe unterdrücken, Prinzessin, sobald Sie den Nahmen Dolgoruki hörten." —

Unterdrücken? Guter Pater, wie es scheint, haben Sie nie geliebt.

„Nein; in meiner Jugend beschäftigte Ehrgeiz meine ganze Seele. Aber — ich weiß, was ein Mensch vermag, der das Gute will; und die Tochter einer solchen Mutter sollte, trotz ihrer Leidenschaft, das Gute wollen."

Marie erwiederte mit einem festen Blicke: eben darum will ich Fedor Dolgoruki lieben! . . . Wir könnten jetzt auf immer vereinigt seyn, wenn wir Sklaven unsrer Liebe wären.

„Auf immer vereinigt? Wie wäre das möglich gewesen!"

Marie erzählte Sapieha's Anstalten zu ihrer Flucht, und sagte die Ursache, weswegen sie nicht hatten fliehen wollen. Der Pater

erstaunte, erkundigte sich näher, las Fedors und der Roncalez Briefe, und sagte endlich: „nein, ich habe die Liebe nicht gekannt!" — Er sprach mit Mariens Mutter, und erbot sich, bei dem Fürsten alles nur Mögliche anzuwenden, daß er seine Einwilligung zu Mariens Liebe gäbe. Die Mutter fiel ihm um den Hals, und Marie rief: o, Gott! so kann ich dennoch glücklich werden! Mein Vater liebt Sie.

„Ja, er liebt mich," antwortete Brukenthal; „aber noch nie befolgte er meinen Rath, wenn es nicht sein Vortheil war. Doch, ich hoffe, ihn zu überzeugen, daß diese Verbindung sein Vortheil ist."

Mutter und Tochter umfaßten den ehrwürdigen Mann mit zitternden Armen. Der Mutter lagen schwere Sorgen auf dem Herzen. Sie wußte, daß die Gnade der Kaiserin für ihren Mann jetzt wankte, daß eine heimliche Verschwörung gegen ihn gemacht war, an deren Spitze sein Schwager stand, und daß man damit umging, seine völlige Ungnade zu bewirken. Dies konnte leicht geschehe-

hen; der Fürst betrug sich jetzt stolzer, als je, war täglich bei dem jungen Großfürsten, und suchte sich recht zudringlich dessen Gnade zu erwerben, was doch nothwendig der Kaiserin auffallen mußte, und was durch Verläumdung sehr leicht verdächtig werden konnte. Alles erwartete mit geheimen Frohlocken seinen nahen Fall. Nun hoffte die Fürstin, eben so wie Brukenthal, daß die Verbindung ihrer Tochter mit einem Dolgoruki die Feinde ihres Mannes uneins machen, und sein voriges Ansehen wieder herstellen sollte. —

Brukenthal fand den Fürsten in einer tiefsinnigen Stellung allein.

So ernst, Menzikof? Ein Mann, wie du, der sich so glücklich schätzt, so tiefsinnig? so voll Sorgen, könnte ich sagen.

„Ganz recht! Und soll ich denn nicht sorgen? Bin ich nicht Vater? und habe ich nicht meine Rolle bald ausgespielt?"

Bald ausgespielt? Du erschreckst mich. So hätte deine Gemahlin doch Recht, und so wäre es schon zu spät?

„Zu spät? Wovon redest du? Ich denke

an meinen Tod. Wie lange habe ich noch zu leben! Sieh, Brukenthal, ewige Sorgen, der ewige Zwang, heiter zu scheinen, wenn ich unruhig war, Freundschaft zu heucheln, wenn ich haßte: diese ewige Anstrengung hat mich von innen aufgerieben. Gelebt habe ich freilich mehr, als die meisten Greise, die ein Jahrhundert alt sind. Aber — was meinte denn meine Frau? worin, glaubst du, daß sie Recht hat?"

Hm! sie fürchtet, daß deine Feinde dir zu mächtig werden; und sie hat einen Gedanken gehabt, der mir nicht übel scheint. Du solltest dich mit einem Theile von ihnen versöhnen, mit dem Grafen Devier zum Exempel.

„Mit dem? Weiß sie niemanden, den ich noch stärker hasse? Dieser Mensch, der mich zwang, ihm meine Schwester zu geben! Brukenthal, du weißt es ja. Der Augenblick, als mir der Kaiser spottend befahl, meine Schwester in die Kirche zu führen . . .! Wenn ich mich an diesem Devier nicht räche, so habe ich nicht gelebt! Mit Allen will ich mich versöhnen, sogar mit den Dolgorukis, nur nicht mit Devier."

Wohl denn! mit den Dolgorukis also. Es ist auch besser mit einer Familie, deren Ansehen und Einfluß so gesichert ist! . . . Und wenn nun der Zufall dir schon ein Mittel gegeben hätte, die Versöhnung mit den Dolgorukis zu bewirken?

„Laß doch hören! Versöhnung mit den Dolgorukis?"

Deine Tochter Marie liebt einen jungen Mann aus diesem Hause. Sie würde glücklich seyn, wenn du . . .

„Meine Tochter Marie? liebt einen Dolgoruki? Welchen denn von den vielen?"

Den Sohn des Wasilei Lukitsch, Fedor.

„Hm! Aus dem dachte die Familie recht viel zu machen; auch war sein erster Auftritt gut. Ein Sieg in Persien; und der junge Mensch ist hübsch. Der also! Nun fange ich an zu begreifen, warum er auf einmal verschwindet, sich von Vater und Oheim losmacht und, wie man sagt, in philosophischer Ruhe auf dem Lande lebt. — Hm! als Gemahl einer Menzikof soll er wieder auftreten! Der Plan ist von den Dolgorukis nicht übel

angelegt, mich in dem meinigen zu stören. Fein genug! Ein verliebtes Töchterchen, eine Mutter, die das Töchterchen unterstützt, und ein guter Freund, der den Fürsprecher macht: die können, glauben sie, den Vater, wer weiß wie weit, bringen."

Mußt du denn, erwiederte Brukenthal lächelnd, überall einen Plan des Ehrgeitzes sehen! Ist es denn so ungewöhnlich, daß ein Paar junge Leute einander lieben? . . . Du hältst einen Zufall für einen weit angelegten Plan, an den Niemand denkt.

„Zufall? Hm! hast du dergleichen schon viel erlebt? Ich nur wenige. — Wie lernte Marie den jungen Menschen kennen?"

Brukenthal erzählte; und Menzikof fand in Allem, in Fedors Zusammentreffen mit seiner Tochter, sogar in der Ueberschwemmung, einen listigen Plan der Dolgorukis, den seinigen zu vereiteln.

Nun denn! sagte der Pater: so siehst du wenigstens den guten Willen des Hauses, sich mit dir zu verbinden.

Menzikof lächelte. „Ich sage dir: man

stellt mir eine Falle. Aber gesetzt, es wäre so, wie du jetzt eben sagtest . . . Da lies! das Geheimste meiner Seele, den Zweck meines Lebens."

Brukenthal las ruhig ein Papier nach dem andern, und legte es ruhig wieder hin. Also das! Dabei ist die Liebe deiner Tochter freilich ein Hinderniß! . . . Den Zweck deines Lebens nennst du das? So hattest du schon vor zwölf Jahren, als ich dich verließ, die Absicht, deine Tochter Marie zur Kaiserin zu machen? Groß warst und bist du noch immer nicht; erst der Schwiegervater des Kaisers wird es seyn!

„Du spottest, Brukenthal. Aber findest du in dem Plane etwas Unnatürliches? Die Kaiserin kränkelt; ihr Tod ist nahe. Der Wiener Hof unterstützt meinen Plan, und muß ihn unterstützen. Was ist der Großfürst ohne mich? Ein hülfloses Kind! Und — verdient meine Marie den Thron nicht? Oder wäre es das erste Beispiel, daß ein Kaiser die Tochter seines Unterthanen heirathet? Was war denn unsre Kaiserin Katharina selbst?"

Ganz recht! Wem sich die Gelegenheit so darbietet, wie dir! Würden es die Dolgorukis anders machen? — Und wenn du den Großfürsten auf den Thron setzest: mit wem anders soll er ihn theilen, als mit deiner Tochter! Muß nicht Oestreich deine Plane mit aller Macht unterstützen, da der Großfürst aus seinem Blute stammt? Wer anders kann denn im Nahmen des unmündigen Kaisers das Reich regieren, als du! Deine Tochter liebt zwar einen Dolgoruki; aber auf einem Throne werden Thränen leicht getrocknet. Und wenn das auch nicht geschieht: — mag deine Marie immerhin das Opfer werden, wenn du nur regieren kannst! Aber, Menzikof, du bauest immer fort, und bedenkst nicht, wie leicht ein Lufthauch dein stolzes Gebäude niederstürzen kann. Der Großfürst ist noch ein Kind: — wird er denn deine Tochter auch lieben? Und, noch mehr! kann nicht ein Fieber, oder etwas viel Geringeres als das, eine üble Laune, dich stürzen? Freilich — wer weiß, welchen Plan dein Ehrgeitz dann noch ausbrütet!

„Brukenthal, du fängst an mich zu beleidigen! Meinen Plan könnte die Unschuld selbst gemacht haben."

Ja, das könnte sie; aber das beweiset nichts für dich. Wenn du voraus wüßtest, es werde des Großfürsten erste kaiserliche Handlung seyn, dir deine Aemter, deine Macht zu nehmen: würdest du ihn auch dann auf den Thron setzen, weil ihm der Thron gehört?

„Soll ich es, oder nicht? Rede! Was würdest du an meiner Stelle thun?"

Ihn auf den Thron setzen, weil es recht ist; aber dann würde ich nicht aufhören vor ihm zu zittern. Er müßte bald einsehen, daß ein Mann, durch den er die Krone bekommen hätte, auch im Stande wäre, sie ihm wieder zu nehmen. Und meinst du, er würde einen so gefährlichen Mann lieben? . . . Dich hassen die Großen, dich haßt die ganze kaiserliche Familie. Deine ungeheuren Reichthümer erregen die Habsucht Aller, die nur einige Hoffnung haben, sich bei deinem Sturze darein zu theilen. Man haßt an dir, was

an einem rechtmäßigen Monarchen nicht gehaßt wird; denn du bist, wie jeder Andre im Reiche, nur Unterthan. Wirst du diesem Hasse widerstehen können?

„Nun, es ist ja dann noch immer Zeit genug, mich zurück zu ziehen."

Zeit genug! Gebietest du denn der Zukunft, wie einem Höfling, der demüthig in deinem Vorzimmer wartet? . . . Du stehst auf einem Vulkane, Menzikof; der Boden unter dir wankt: und du willst noch ein neues Gebäude darauf bauen? . . . Deine Tochter liebt den jungen Dolgoruki. Gieb sie ihm! Es ist sogar klug, sie ihm zu geben; die mächtigen Dolgorukis können dein Ansehen befestigen.

„Wie? darum hätte ich gearbeitet? darum ein Leben ohne Freude geführt? darum sogar . . ." —

Fahre fort! Darum sogar . . .

„Ja, darum hätte ich sogar mein Herz mit ewig nagenden Sorgen belastet, darum, daß es so enden sollte?"

Wie denn? Ein Dolgoruki dein Schwie-

gersohn! Hättest du dir das träumen lassen, als der Kaiser dich zuerst hervorzog? So enden! Wie denn?

„So abtreten von dem Schauplatze der Ehre! Nichts seyn, gar nichts, wenn man alles gewesen ist! Schildre du ein ruhiges Leben in der Einsamkeit, so lieblich du willst; gieb allen meinen Sinnen unaufhörlich die schönsten Genüsse: — ich bin bei einem solchen Leben dennoch unglücklich."

Wohin du auch gingest, Menzikof — dein Ruhm würde dich überall begleiten. Jeder Mensch in Europa, der dich sähe und deinen Nahmen hörte, würde durch bewundernde Blicke deinem Ehrgeitz ein Opfer bringen.

„Wenn ich auch wollte, Brukenthal — ich kann nicht. Die Sache ist bei dem Wiener Hofe angefangen. Ich wäre verloren, wenn ich mich zurückziehen wollte."

Nun, so setze dem Großfürsten die Krone auf. Man wird es dir als ein Verdienst anrechnen, wenn du dann mit deiner Tochter zurück trittst.

„Würde man mir noch glauben, wenn ich die

die Belohnung ausschlüge, um derentwillen ich die Sache unternahm? Meinst du, Brukenthal, daß man mich in Wien für tugendhaft hält? Man verriethe mich der Kaiserin, und ich wäre verloren."

Nun, so versprich mir wenigstens . . . Der Großfürst ist noch ein Kind; es werden Jahre hingehen, ehe die Sache ernstlich zur Sprache kommt . . . versprich mir, daß du Marien erlauben willst, über ihre Hand zu bestimmen.

„Brukenthal, du quälst mich! Warum, du Unbarmherziger, wirfst du noch neue Sorgen auf ein Herz, das an den alten schon so viel zu tragen hat! . . . Ich bin Vater, und liebe meine Kinder. Wäre ich ein bloßer Privatmann, die Liebe meiner Tochter sollte eine wichtige Angelegenheit für mich seyn. Doch jetzt? Ich habe keine Zeit zu Spielen des Müßiggangs. Das Schicksal, oder ich selbst, hob mich in die Höhe, und nun müssen meine Kinder diese Höhe mit mir theilen. Sie sind zum Herrschen geboren: darum muß ihnen die Liebe nie mehr seyn, als eine Spie-

lerei, die sie wohl einen Augenblick zerstreuen, aber nie fesseln darf. Sag das Marien. Sie ist ein Kind, und der junge Mensch wenigstens eben das, wenn nicht gar eine Schlange unter Blumen liegt. Nie kann er ihre Hand bekommen: es ist unmöglich. Könnte ich mich selbst so muthwillig stürzen wollen? und das bloß der Laune eines Kindes zu gefallen, die nach einigen Monaten von selbst aufhören wird?"

Brukenthal sagte kalt: du willst nicht. Gott sey mit dir, Menzikof! Ich kehre in mein Kloster zurück. . . . Wenn du nun alles erreicht hast, was du erreichen wolltest: — was dann?

„Dann könnte ich vielleicht ein Leben führen, wie du es mir anräthst."

Und das Herz deiner Tochter wäre dann gebrochen!. . . Menzikof, deine Tochter kennt den Ehrgeitz nicht; du aber, dünkt mich, eben so wenig die Liebe. Du setzest an deinen Ehrgeitz das Leben. Wie denn, wenn Marie an ihre Liebe nicht weniger setzte?

Menzikof dachte in diesem Augenblick mit

finsterer Stirn an seinen Schwager, der ihn gezwungen hatte, ihm seine Schwester zu geben. „Ich will nicht hoffen, Brukenthal, daß der junge, unbesonnene Mensch . . . Er mag sich ja hüten, mich aufmerksam zu machen! Du weißt alles, und kannst meiner Tochter am besten sagen, daß es mir unmöglich ist, ihr auch nur die kleinste Vertraulichkeit mit irgend einem Manne zu erlauben. Doch über meinen Plan, wie immer, das tiefste Stillschweigen! Du siehst, es ist nicht anders. Das unwiderstehliche Schicksal reißt mich fort."

Eure Leidenschaften nennet Ihr Schicksal, den Willen des Himmels! . . . Menzikof, ich habe dich gewarnt!

„Das hast du seit zwölf und mehr Jahren redlich gethan. Warne immer noch zwölf Jahre! Wer weiß, was dann geschieht!"

Brukenthal ging sogleich zu Marien. Sie fragte ihn in banger Erwartung: nun? was sagt mein Vater?

„Geben Sie alle Hoffnung auf, Prinzes-

sin. Ihr Vater fodert dies Opfer von Ihnen; und so wie ich ihn kenne, muß er es fodern. Die Nothwendigkeit gebietet es ihm."

Die Nothwendigkeit? Welche Nothwendigkeit gebietet, Herzen zu trennen! ... Haben Sie meinem Vater gesagt, daß ...

„Alles! Und Ihnen, Prinzessin, sage ich jetzt, daß Ihre Leidenschaft, wenn Sie dabei beharren, den Sturm, der schon drohet, noch schneller und schrecklicher heraufführen kann; daß Sie Ihres Vaters Zufriedenheit nicht zerstören dürfen; daß ..."

Ist er auch noch mein Vater?

„Wenn er das auch nicht wäre: — Sie dürften doch nie aufhören seine Tochter zu seyn. Aber er ist es, so viel er es seyn kann. Oder wäre er darum nicht mehr Ihr Vater, weil er Ihre Liebe für vergänglich hält? weil er den ganzen Zweck seines thätigen Lebens, die Frucht aller seiner Sorgen, nicht hingeben will, um dafür einen Händedruck und ein frohes Lächeln von Ihnen zu gewinnen?"

Wie! ist das die Sprache eines Mannes, von dem ich glaubte, er sey mein Freund?

„Ja, das ist sie! Muß sich denn Freundschaft durch Schmeichelei zeigen? Ihre Liebe mag auch noch so groß, so edel, so rein seyn — kann nicht jedes Mädchen mit demselben, was Sie dafür sagen können, auch eine thörichte Leidenschaft vertheidigen? Womit wollen Sie den Beweis geben, daß Ihre Leidenschaft besser sey, als jede andere? Mit der schönen Figur und den rothen Lippen Ihres Freundes? Wenn Ihr Vater darüber spottend lächelt: was können Sie dagegen sagen? — Sie tadeln es im Herzen, daß Ihres Vaters Ehrgeitz so heftig ist; aber wollen Sie dieser Leidenschaft nicht eine eben so heftige entgegen stellen? Und welche soll nun nachgeben? . . . Sie scheinen, wie ich zu andrer Zeit bemerkt habe, sich sehr mit dem Gedanken an Flucht zu beschäftigen; doch Ihr Vater ist so mächtig, daß er Ihren Entführer selbst aus dem verborgensten Orte hervorreißen könnte. Ihr Freund, der edle Dolgoruki, wäre dann das Opfer. Wohin wollten Sie auch fliehen! Sie, die Tochter des berühmten Menzikof! Wo könnten Sie Sich vor tausend forschenden

Blicken seiner bezahlten Diener, oder vor den noch schärferen der Neugierde verbergen? Und welches Land würde es wagen, dem so mächtigen Vater seine entlaufene Tochter zu verweigern! Für ein unsichres Glück von wenigen Monaten hätten Sie dann das Leben eines jungen edlen Mannes verschleudert! . . . Sie erblassen? Ja, Ihr Vater würde sich fürchterlich rächen. Denken Sie nur daran, wie unversöhnlich er Ihren Oheim, den Grafen Devier haßt, weil dieser ihm einen seiner Plane vereitelte. Und Sie, Prinzessin? Ihre Flucht würde das Höchste vereiteln, was er will, was er schon seit Jahren gewollt hat. . . . Noch einmal: geben Sie alle Hoffnung auf, und besiegen Sie Ihre Leidenschaft. Die Zufriedenheit Ihres ganzen Hauses und das Glück des jungen Dolgoruki sodern es."

Marie erwiederte langsam und mit bebender Stimme: „Sie glauben also, ich würde meinen Freund unglücklich machen, wenn . . .

„Ja! wenn Sie nur in der entferntesten Verbindung mit ihm blieben, oder wenn Sie Sich nur im mindesten dem Willen Ihres

Vaters widersetzen wollten. Noch mehr, Prinzessin! Sie veranlassen ihren Vater, die Dolgorukis aufs neue zu beleidigen. Der Kampf zwischen ihm und diesem Hause ist noch nicht entschieden. Und wenn nun Ihr Vater unterläge: wie dann?"

Mariens Auge wurde mit jeder Sekunde ruhiger, und in einem beinahe kalten Tone hob sie an: sagen Sie meinem Vater, wenn Sie es rathsam finden, daß ich nicht entfliehen werde, weil mir immer noch Eins übrig bleibt, was keine menschliche Macht verhindern kann; daß ich fest entschlossen bin, nichts Unrechtes zu thun, aber auch — nichts Unrechtes zu leiden.

13.

Marie an Fedor.

St. Petersburg, im December 1726.

Mit dem innigen Gefühle, daß ich dich ewig lieben werde, nehme ich die Feder, dir zu sagen, daß alle Hoffnung für uns verloren ist. Du sagtest einmal: wir Beide gehören den Menschen nicht an. O, ihre Leidenschaften, ihre Thorheiten, vernichten ja unser Glück, reißen unsre Herzen, unsre Hände aus einander: könnten sie das, wenn wir ihnen nicht angehörten? — Es schien mir alles so leicht; ich glaubte fest, dem Ungewitter mit ruhiger Brust entgegen gehen und dem Schicksal, wie den Menschen, trotzen zu können. Aber der Pater Brukenthal hat den täuschenden Schleier, den Liebe und ein zu starker Glaube an menschliche Tugend über meine Augen geworfen hatten, zerrissen.

Mein Vater weiß Alles; Brukenthal hat ihm gesagt, mit welcher Gewalt ich dich liebe. Doch er — er lächelt, und fodert von mir Gehorsam. Du kannst meine Hand nicht bekommen; sie ist schon einem Andern bestimmt. Ich lächelte, als der Pater mir das sagte; denn ich dachte: wer kann mich zwingen? Da warf der Mönch einen schreckenden Blick auf mich, und sagte drohend: Fedor wird das Opfer, wenn Sie nicht gehorchen! Ich lächelte noch immer; mir fiel das Meer ein, und die Jacht deines Freundes. Aber nun zerriß er den Schleier vor meinen Augen, und ich erblaßte. Wohin sollen wir fliehen? wohin reicht die Macht meines Vaters nicht? O Fedor! wo würde man dich nicht erkennen? In der ärmlichsten Kleidung verriethe dich deine edle Gestalt, dein stolzer Blick, der hohe Anstand deines Betragens. Wo wir auch wären, wir hätten die Macht meines Vaters hinter uns, wie ein verfolgendes Gespenst. In welchem Lande würde man sich weigern, uns ihm auszuliefern? Und, wenn er uns wieder in seiner Gewalt hätte — er

verzeihet nicht, Fedor! Du wärst das Opfer. Frage dein eigenes Herz, Fedor: was würdest du thun, wenn ich das Opfer seyn könnte? Nein, ich habe alle Hoffnung aufgegeben.

Ich liebe dich ewig, und werde dir treu seyn bis an meinen Tod. Keine Gewalt wird mein Herz von dem deinigen losreißen können. Was du mich auch von jetzt an thun siehst, oder von mir hörst: zweifle nicht, ich bleibe dein. Wie leicht könnte mein Vater hindern, daß du keinen Brief von mir, ich keinen von dir bekäme! Aber — ich bin dir treu, wie ich auch handeln mag. Zweifle nicht, auch wenn du sogar hörst, daß ich mit einem andern Manne an den Altar treten werde. Ich gebe ihm meine Hand nicht, und sollte ich mich dem Tode opfern.

Gieb deine Briefe selbst in die Hände der Roncalez. Sie ist uns treu; denn sie ist tugendhaft, wie wir.

Brukenthal hatte Recht. Ich habe nun meinen Vater selbst gesprochen. Er trat in das Zimmer, wo wir, ich und die Roncalez,

bei meiner Mutter saßen, und für meine Schwester zu ihrem Geburtstage, der in acht Tagen ist, ein Kleid mit Perlen stickten. „Dein Geburtstag,“ sagte er lächelnd, „ist acht Tage später. Ich wünschte, daß du dann ein heiteres Gesicht haben möchtest.“ Mir stiegen Thränen in die Augen. Mein Vater warf einen zürnenden Blick auf meine Mutter, und sagte bitter: „ich kann üble Laune an einem jungen Mädchen nicht leiden.“ Ich zwang mich heiter auszusehen. Er fuhr in einem harten Tone fort: „ohne Zweifel sitzt Ihr hier, die Roncalez so gut wie du, und macht Plane, wie Ihr den Vater betriegen, und Mariens Kinderei in Schutz nehmen wollt! Bis zu deinem Geburtstage, Marie, will ich dir die Posse nachsehen, doch länger nicht!“

Meine Mutter erwiederte sanft: du redest doch wohl von Mariens Neigung zu dem jungen Dolgoruki. Es trafen so seltsame Umstände zusammen . . .

„Die Thorheit einer allzuguten Mutter, die Nachgiebigkeit einer schwachen Gouver-

nante, und die Unerfahrenheit eines jungen Mädchens."

Du weißt, daß auf Mariens Herz nicht so leicht etwas Eindruck macht; und eben deshalb verdient sie Schonung für ihre Gefühle. Dieser Dolgoruki ist ein so edler Mensch! Marie kannte ihn nicht, als sie ihn zum ersten Male sah.

„Desto schlimmer, daß sie ihr Herz dem Ersten dem Besten zuwirft! Ich will indeß, wie gesagt, die Sache als eine Spielerei ansehen, rathe euch aber, es nun damit genug seyn zu lassen; denn nähme ich sie für Ernst, so . . ." — (Hier fingen seine Augen an zu flammen.) — „Hütet Euch, daß ich sie nicht für Ernst nehme! Und wenn der junge Mensch auch das Muster aller Tugenden wäre, es könnte doch nichts aus der Sache werden! Ich weiß jetzt, Roncalez, daß er bei Ihnen gewesen ist, daß Sie die Schwachheit gehabt haben, hinter meinem Rücken die Thorheit der beiden jungen Leute zu begünstigen; ich weiß jetzt, daß er sogar mit deinem Wissen hier gewesen ist. Verwegen genug mag er

wohl seyn, da er sogar den Fürsten Menzikof nicht scheuet. Aber von jetzt an, Marie, verbitte ich alle Besuche dieser Art, alle Correspondenzen. Du hast bisher nur meine Liebe gekannt; zwinge mich nicht, daß ich dir meinen Zorn zeigen muß! Und der junge Mensch? Ich würde mich fürchterlich an ihm rächen, wenn er je auch nur durch Winke merken ließe, daß du ihm geneigt gewesen wärst! Er müßte diese Eitelkeit mit seinem Verderben bezahlen!"

Fedor, meines Vaters Blicke wurden so fürchterlich, daß meine Mutter und die Roncalez zitterten. Ich aber fühlte mich, wie durch ein Wunder, auf einmal ganz ruhig, und konnte mit völliger Besonnenheit sagen: es soll nie wieder von dieser unglücklichen Leidenschaft die Rede seyn, das verspreche ich Ihnen, mein Vater.

Er sah mich finster an. „Mache dir keine Hoffnung, mich zu überlisten. Du könntest es vielleicht eine Zeitlang; doch desto schrecklicher würde dich und ihn meine Rache treffen!" Mit diesen Worten verließ er uns.

Die Roncalez weinte. Sie und meine Mutter wußten meine Ruhe gar nicht zu begreifen, und ich konnte sie ihnen nicht erklären. Aber gewiß, ich war ruhig, und bin es jetzt mehr als je, weil ich fester als je entschlossen bin. Konnte doch die falsche Begeisterung eines Aberglaubens noch vor wenigen Jahren die Roskolniken dahin bringen, alle Martern standhaft zu erdulden. Und die so wahre, heilige Begeisterung einer treuen Liebe sollte mir nicht ein unsichres Leben verächtlich machen können? Fedor, sogar Hoffnung ist wieder in meiner Brust: die Hoffnung, daß wir einst noch vereinigt seyn werden!

Der Rang unsrer Häuser macht uns die Flucht unmöglich. Von jetzt an darf ich dir sogar nur selten schreiben, und noch seltener dich sehen. Aber dein werde ich bleiben. Ich gehe, wohin man mich führt, thue, was man von mir verlangt, folge sogar, wenn man mich zwingt, einem andren Manne zum Altare. Hier aber, wo meine ganze Hoffnung aufhört, hier sucht mein Auge dich. Du

bist da, dringest hervor, und wirfst dich in meine Arme. Wir sagen laut, daß wir einander lieben, und sterben dann, wenn wir müssen, oder sind glücklich, wenn Menschlichkeit ihre Rechte behauptet. Warum sollten bei diesen Erwartungen und Vorsätzen unsre Herzen nicht ruhig seyn!

Meine Liebe hat alles, was noch der Erde angehörte, abgeworfen: rein und himmlisch flammt sie in einer verklärten Seele. Ich stehe, wie ein seliger Geist, triumphirend über dem Grabe. Wer darf, wer kann mich jetzt noch von dir trennen! Fühlst du nun, mein Fedor, warum ich so ruhig bin? Das ganze Leben, mit allen seinen Sorgen und allen seinen Freuden, ist mir so armselig, daß ich nur noch an der Unruhe meiner Mutter Theil nehme. Sie ängstigt sich über den ungewissen Kampf der beiden großen Partheien am Hofe, zwischen denen die Kaiserin ruhig steht, ohne sich für die eine oder die andre zu erklären. Mein Vater wird gehaßt und ist in der Gnade der Kaiserin gesunken; aber er beschützt den jungen Großfürsten,

Peters Enkel, und hat deshalb die Nation für sich, so unzufrieden sie auch sonst mit ihm ist. Auf der andern Seite stehen so viele Großen, die seine erklärten Feinde sind, und, wie meine Mutter glaubt, auch der Holsteinische Hof. Die Kaiserin kränkelt, und die Aerzte fürchten, daß sie bald sterben wird. Noch vorher aber muß es sich entscheiden, ob mein Vater gestürzt werden soll, oder seine Gegner. Alle stehen in ängstlicher Erwartung da, und werfen Blicke des Hasses auf ihre Feinde; nur meine Mutter blickt voll Sorgen in die Augen meines Vaters. Sie kann nicht schlafen, oder schläft doch nur bei ängstlichen Träumen. Gewiß wird sie, wenn auch mein Vater siegt, das Opfer seines Ehrgeitzes. Ach, daran denkt er nicht! Wenn mein Herz nicht so ruhig wäre, sie würde auch mein Leben durch ihre Sorgen verbittern. „Siegt dein Vater," sagt sie, „so bist du gänzlich verloren. Fällt er, Marie — wer wird dich dann bei dem Sturze halten!" Aber — muß er denn entweder siegen oder fallen? Hat denn die Vorsehung nicht tausend andere Mittel, den

fest

fest verschlungenen Knoten aufzulösen, ohne daß er mit einem blutigen Schwerte zerhauen zu werden braucht?

Aber, wie es auch gehe — ich bin dein! Rettet die Vorsehung nicht, so rettest du mich; und wir gehen Arm in Arm, wohin wir einige Jahre später doch gegangen wären: in ein Grab, in das man keine Leidenschaft, nur die Liebe ausgenommen, mitnimmt.

14.

Fedor an Marien.

Pozek, im Januar 1727.

Alles, meine geliebte Marie, ist beschäftigt, sich bei der nahen Veränderung zu sichern. Man wirft den scheuen Blick bald auf den Großfürsten, bald auf die Herzogin, und weiß nicht, wo man niederknieen soll. Ich aber — ich stehe vor deinem Bilde, das mir die Roncalez auf mein dringendes Bitten endlich gegeben hat, verliere mich im Anschauen deines

lächelnden Auges, erinnere mich deiner Worte, deiner Stimme, und drücke deinen grünen Schleier an mein Herz. Du siehst, auch ich begehe Thorheiten; aber die meinigen sind unschuldige Spiele eines zärtlichen Herzens, nicht wilde Ausbrüche eines neidischen Ehrgeitzes.

Als ich vor Kurzem wieder bei meiner Familie, in diesem verwirrten Getöse eines geschäftigen Müßigganges, war, und mich, so oft ich nur konnte, in das entfernteste Zimmer stahl, um deine Briefe zu lesen, oder ein Miniaturportrait von dir, das ich mir habe machen lassen, zu betrachten: da schüttelte man bedenklich den Kopf, daß ich ein solcher Müßiggänger seyn könne, und daß es mich gar nicht kümmre, wie Alles kommen werde. Alles? Mit nichten! Auch ich mache meine Plane, so gut wie einer von ihnen.

Wie, Marie? Ein Grab wolltest du von dem Schicksale? Ich erblaßte und bebte beim Lesen deines letzten Briefes; doch nicht lange, so fühlte ich eine wunderbare Ruhe. Ja, daß wir Beide für und mit einander sterben können: das ist es ja eben, was sie nicht be-

greifen, und was uns frei von allen Banden macht!

Aber, Marie, du denkst dir deinen Vater mächtiger, als er ist. Ich kenne ein Thal in der Schweiz, am Fuße des Titlisberges, das die Sonne sechs Wochen im Jahre nicht bescheint, und in das nur Ein Pfad an schroffen Felswänden, an tobenden Wassern hin leitet. Dorthin kommt kein Wandrer, kein Reisender; dorthin reicht deines Vaters Arm nicht: denn in diesem Thale weiß niemand, daß ein Menzikof in der Welt lebt. Und — ist denn die Erde so klein? Hätte sie denn nicht in einem andern Welttheil ein geheimes Thal für ein Paar Menschen, die weiter nichts wollen als Sicherheit? — Sey ruhig, Marie! Wir werden eine Zuflucht finden, wenn wir ihrer bedürfen; und finden wir keine, dann —

Wenn ich spotten wollte, so könnte ich dir sogar sagen, daß eine Versöhnung zwischen deinem Vater und den Dolgorukis möglich ist. Es verhält sich wirklich so, ob du das gleich nicht begreifen wirst, da du das Spiel des Ehrgeizes nicht kennst. Sieh, dein Vater

will nach dem Tode der Kaiserin den jungen Großfürsten auf den Thron setzen; dein Oheim Devier und seine Parthei aber die Herzogin von Holstein. Die Dolgorukis finden auf einmal, daß deines Vaters Plan befördert werden muß; denn — mein Vetter Iwan ist der Liebling des Großfürsten, wovon dein Vater bis diesen Augenblick nichts weiß. Warum übrigens der Großfürst auf den Thron kommen soll? Weil dein Vater die Regierung nicht aus den Händen lassen will, und weil du — des Kaisers Gemahlin werden sollst. Das ist deines Vaters Plan, den sich der Wiener Hof sehr gern gefallen läßt. Auch die Dolgorukis sind damit zufrieden, weil Iwan des künftigen Kaisers Liebling ist. Daß du dessen Gemahlin werden sollst, gefällt ihnen freilich nicht. Indeß er ist noch jung, und wer weiß, was das Schicksal noch dazwischen wirft! So denken sie; und ich, Marie, denke es mit ihnen.

Alle sind nun gespannt; sie belauern deines Vaters Mienen, stecken die Köpfe zusammen, und sehen einander verlegen an, wenn

Bassewitz zu deinem Vater geht, weil sie nicht begreifen, was der vertrauteste Freund des Herzogs von Holstein bei deinem Vater zu thun haben mag. Der Holsteinische Hof — das sehen sie ein — kann nimmermehr hoffen, deinen Vater zu gewinnen; und auf der andern Seite wird dein Vater den Herzog von Holstein nie bereden, seine Plane gut zu heißen.

Der Einzige von meinem Hause, der wie ein Mann der Veränderung entgegen sieht, ist mein Oheim, der Feldmarschall. Er fragt die Andern lächelnd: „Habt Ihr der Stürme noch nicht genug?" — Wenn sich aber das Glück uns so anbietet! erwiedert mein Vater. „Das Glück?" antwortet der ehrwürdige Wasilei. „Welches Glück? das Vertrauen eines Knaben zu einem jungen Menschen, der ihm unaufhörlich schmeichelt? Lukitsch! auf die Laune eines Kindes kann ein Mann, wie du, der am Hofe alt geworden ist, einen Plan bauen!" Man schilt den Feldmarschall einen Murrkopf, und läßt sich durch seine Warnungen nicht stören.

Ich war in Petersburg, Marie, und stand bei der Wasserweihe*) nur zehn Schritte von dir unter des Feldmarschalls Bedienten. Mir fiel dein Wehe! ein, als die kranke Kaiserin, von deren halb erloschenen Blicken noch jetzt das Glück von Millionen abhängt, in ihrem glänzenden Wagen herbei kam. Sie blickte freundlich auf das Volk, stolz und kalt aber auf die Großen, als wollte sie sagen: „euch kenne ich wohl!“ — Und als nun die ganze Pracht des kaiserlichen Hofes auf dem Eisspiegel der Newa versammelt war, als du mit deinem großen unschuldigen, und eben deshalb furchtlosen Auge den Strom hinunter nach dem Meere hin blicktest, als suchtest du etwas jenseits desselben: da war es mir, als öffneten sich zuweilen deine rothen Lippen, und als hauchtest du mit einem leisen Seufzer den Nahmen Fedor hervor. O, wie groß fühlte ich mich, als ich dachte, daß du mitten in dem Glanze des Hofes deinen Fedor nicht vergäßest!

*) Eins der größten Feste in Rußland, das am Tage der heiligen drei Könige gefeiert wird.

Am Abend sah ich dich tanzen. Mehrere Feinde deines Vaters, Tolstoi, Pissarof, Uschakof, tanzten mit dir. Wie war es möglich, daß diese Menschen deine sanfte Hand nehmen, dein Auge voll stillen Friedens sehen, und sich nicht mit deinem Vater versöhnen konnten! — Der Tatar spricht nicht mit einem Menschen, dem er nach dem Leben trachtet, und wendet finster sein Auge von ihm ab. Er sagt: wie darf ich den tödten, der mir zugelächelt hat, mit dem meine Seele redete! Hätten doch die sogenannten gebildeten Menschen nur die Tugend dieser Halbwilden!

Ich fuhr am folgenden Tage mit dem Grafen Sapieha nach Twer. Er begriff mich nicht, als ich ihm sagte, du habest auf den Befehl deines Vaters die Verbindung mit mir abgebrochen, und ich sey damit zufrieden. Noch weniger begriff er, wie ich so ruhig dabei seyn konnte, daß deine Hand dem künftigen Kaiser bestimmt ist. „Marie," sagte er, „ist wohl eins von den holden, guten, treuen Geschöpfen, die wir in unsern Jugendträumen sahen; aber seitdem ich die Welt ein

wenig näher kenne, finde ich doch, daß eine Krone allerdings etwas ist, wenigstens mehr, als wir vor Zeiten glaubten. Sie wäre auch für Marien eine große Versuchung! Und was hätte sie denn dafür aufzuopfern? Einen Geliebten, den ihr Vater haßt. Untreue an dem kann sie mit dem Namen einer Tugend, des kindlichen Gehorsams, beschönigen. Sie wird hinterher sagen, Fedor . . ." —

Ich unterbrach ihn lächelnd: sie wird hinterher nichts sagen; denn sie wird nicht vorher gethan haben, was du ihr zutrauest.

„Du bist deiner Sache sehr gewiß! Aber, wenn nun Menzikof seine Gegenparthei besiegt; wenn Peter Kaiser wird; wenn — Oder meinst du, der Vater werde sich durch eure Thränen rühren lassen, und das Ding, wie eine Komödie, mit einer Heirath endigen?"

Das wird er nicht. Ist Peter Kaiser, so bietet Menzikof alles nur Mögliche auf, seine Tochter zur Kaiserin zu machen.

„Wäret Ihr damals entflohen, so befändet Ihr Euch in Sicherheit. In der Folge, wenn die Flucht unmöglich ist . . ."

Eine ist noch immer möglich, Sapieha! . . . Marie wird den Kaiser an den Altar begleiten; aber — dennoch ist sie mein.

Er schüttelte ungläubig den Kopf. Ich schwieg; denn hätte ich ihm auch gesagt, was wir zu thun entschlossen sind: er würde nur aufs neue den Kopf geschüttelt haben. So gut, so edel er auch ist: das Leben gilt ihm für das Höchste; dann folgt Ehre, Rang und Reichthum; erst ganz zuletzt kommt die arme Liebe, die Treue.

Während dieses Gespräches flog unser Schlitten über die weiten Ebenen hin, die im hellen Mondenlichte wie ein ungeheures Feld voll Diamanten funkelten. Wir befanden uns an einem Birkenwalde, als es Mitternacht war, und dein Geburtstag anfing. Sapieha wollte in der nächsten Jurte anhalten, die eine Stunde von dem Wäldchen lag. Ich stieg aus, um den bis dahin gebahnten Weg zu Fuß zu machen. Am Ausgange des lichten Waldes blieb ich stehen, und sah auf den Vollmond, der vor mir am Morgenhimmel stand. Rings um mich her war

nicht ein Laut zu hören; auch die Schellen unserer Schlitten in weiter Ferne konnte ich nicht mehr vernehmen. Nun war es mir, als stände ich allein in der ganzen Schöpfung. Ich wendete mich nach der Gegend von Petersburg, breitete meine Arme aus, und meine Gedanken waren ein Gebet für dich. Als ich dann durch die wundersam stille, unaufhörlich schimmernde Gegend weiter ging, wurde es auch in meinem Herzen so heiter und ruhig. Ich blickte zu dem Himmel auf, dessen schönes Blau nicht von dem kleinsten Wölkchen unterbrochen wurde. Auf einmal flog ein glänzendes Phänomen rechts am Horizonte hin. Lächle nicht, geliebte Marie! Ich hielt diese Lufterscheinung für ein Zeichen, das mir der Himmel gäbe; und mit der frohesten Hoffnung, daß wir einst noch glücklich seyn werden, kam ich wieder zu meinen Schlitten.

15.

Marie an Fedor.

St. Petersburg, im Februar 1727.

Das also war das schreckliche Geheimniß, welches meine Mutter und die Roncalez mir so unruhig verbargen! Wie konnte ich so verblendet seyn, nicht zu sehen, was jeder Blick von ihnen mir sagte! Meine arme Mutter nahm mich oft schweigend in ihre Arme, und suchte Thränen zu unterdrücken, die aber bald nur um so heftiger hervorbrachen. Fragte ich dann: was ist Ihnen, gute Mutter? so antwortete sie mit einer allgemeinen Bemerkung, mit einer moralischen Sentenz; z. B. „wenn der Mensch noch lächelt, steht das Unglück schon da!" Oder: „man sollte das Herz zum Erdulden großer Leiden stärken!" Ich wußte nicht, was sie damit meinte, und hielt ihren Kummer für leicht, weil sie noch Reflexionen machen konnte. Ach, jetzt seh' ich

ihre Absicht wohl: sie wollte mich auf ein fürchterliches Schicksal vorbereiten!

Als mir dein Brief den Aufschluß des schrecklichen Räthsels gegeben hatte, ging ich zu meiner Mutter hinein. Ich wollte ihr mit Ruhe sagen, was ich wußte, um ihre Sorgen nicht noch schwerer zu machen; doch als ich die Lippen öffnete, fühlte ich, daß mein Körper bebte, daß Todeskälte sich über mein Gesicht ergoß, und ein Paar brennende Thränen aus meinen starren Augen nieder rollten. Ich konnte nur die zitternden Arme nach der geliebten Mutter ausstrecken, und in Tönen des Jammers sagen: jetzt weiß ich, daß mein Vater mich dem Großfürsten bestimmt hat! Dann sank ich, von unaussprechlichem Schmerz überwältigt, meiner Mutter zu Füßen, und rief: o, retten Sie Ihre Marie!

In diesem Augenblicke trat Brukenthal in das Zimmer. Er hielt meine Mutter, die einer Ohnmacht nahe war, und mir rief er zu: „ist Ihnen dies edle Leben nicht theuer?" Diese fürchterlichen Worte gaben mir wieder Kraft, daß ich ihm helfen konnte die gute Mutter

auf einen Stuhl zu bringen. Sie sah mich an — o! mit einem Blick, der den tiefsten Schmerz und die innigste Liebe unverkennbar zeigte. „Ach, mein Kind!" seufzte sie endlich; „wir sind sehr unglücklich! Ja, dein Vater hat deine Hand dem künftigen Kaiser bestimmt. Du sollst das Opfer seines Ehrgeitzes werden. Er wird dich auf einen Thron schleppen, um dich dort sterben zu sehen. Auch ich werde unter den Leiden erliegen, die seine Hand über uns häuft."

Jetzt ergriff mich aufs neue Schmerz, und Angst vor der schrecklichen Zukunft. Ich umfaßte meine Mutter, und sank, an ihrer Brust liegend, mit dem Ausruf: „ich sterbe!" in Ohnmacht.

Sie wendet ihre letzte Kraft an, mich aufzufangen; und nun — so erzählt mir die Roncalez — sinkt auch sie ohne Bewußtseyn zu Boden. Mein Vater wird in dem ersten Schrecken gerufen. Brukenthal ergreift seine Hand, führt ihn dicht vor mich hin, und sagt: da sehen Sie die Früchte Ihrer Größe! Marie weiß Ihr Geheimniß; und, was Sie

den Zweck Ihres Lebens nennen, hat ihr das Herz gebrochen." Mein Vater wird erschüttert. Ich schlage endlich die Augen wieder auf, und mein Blick trifft auf sein Gesicht, worin ich Aengstlichkeit und Mitleiden deutlich sehe. Nun falle ich ihm zu Füßen, umfasse seine Kniee, und sage bittend: o, mein Vater, ich beschwöre Sie . . . — „Du weißt also," unterbrach er mich schnell, und kälter, als ich es erwartete — „du weißt also meinen Plan? Nun denn, mein Kind: diese Ziererei kann deine schwächliche Mutter tödten! Sie ändert übrigens nichts in meinem Vorhaben. Ich kenne euch Weiber genug, um zu wissen, daß eine Krone euch am Ende doch angenehmer ist, als ein Blumenkranz, und hätte ihn auch der Liebesgott selbst geflochten. . . . Weil ich dir so viel Verstand zutraue, Marie, daß du eine Kaiserkrone schätzen kannst, und weil ich dich als Vater liebe: eben darum will ich, was ich will, und was im Grunde auch dein eigener Wunsch ist."

Aber, fragte Brukenthal feierlich wehmüthig, — wenn Sie Sich dieses Mal doch geirrt hätten, gnädiger Herr?

„Geirrt?" erwiederte mein Vater lächelnd. „Du glaubst, weil mich der Anblick der Ohnmächtigen Anfangs bestürzte . . .? Diese stolze Seele" — er zeigte auf mich — „sollte einen Thron ausschlagen, um ihrem Schäfer treu zu bleiben?" —

Was hätten Bitten helfen können, da mein Vater unsere Herzen nicht versteht! Ich stand auf, und sagte mit Fassung: Sie irren Sich gewiß, mein Vater. Gebe Gott, daß mein Schicksal in der Folge Ihnen keine Thräne kostet!

„Sieh da! schon wieder so ruhig? Marie, ein Schmerz, der so schnell vergeht, ist nicht gefährlich. Ich liebe dich, mein Kind, und möchte gern, daß, was nun doch einmal geschehen muß, lächelnd gethan würde." Er küßte mich auf die Stirn, und ging. Brukenthal blieb noch. Was auch Ihr Entschluß ist, sagte dieser endlich leise zu mir: — das Leben Ihrer Mutter hängt von Ihrem Benehmen ab. — So eben kam sie wieder zu sich, und fragte die Roncalez matt: hörte ich nicht die Stimme meines Gemahls? — Ja,

antwortete ich; mein Vater war hier, und mein Zustand schien ihn zu rühren. Seyn Sie nur ohne Sorgen, liebe Mutter. Es kann noch alles gut werden.

Als ich allein auf meinem Zimmer war, machte ich mir Vorwürfe darüber, daß ich meine gute Mutter betrübt hatte; und nun beschloß ich, meinen Gram zu verbergen und ihr immer eine heitre Miene zu zeigen. O, wäre sie nicht; müßte sie mein Glück nicht mit heißen Thränen bezahlen: dann wollte ich mich triumphirend in deine Arme werfen, und nur todt sollte mein Vater mich ihnen entreißen.

Ich lese deinen Brief noch einmal. Du hast in dem stillen, glänzenden Felde für mich gebetet? Fedor, dein Gebet ist nicht unerhört geblieben; der Himmel hat Ruhe und Muth in mein Herz gegossen.

Ich habe etwas über das Thal am Titlisberge gelesen. Es liegt ein Kloster darin, das Engelberg heißt. Fedor, wenn du zuverlässig wüßtest, daß meines Vaters Macht dich dort nicht erreichen könnte, oder daß ein an-

drer Welttheil uns Sicherheit geben würde: ich flöhe mit dir bis an das Ende der Welt, oder — in die Arme des Todes!

Die Roncalez fährt alle Morgen in die Kirche. Ihr darfst du trauen.

16.

Fedor an Marien.

St. Petersburg, im Februar 1727.

Alles ist bereit, geliebte Marie; die gute Schlittenbahn begünstigt unsre Flucht. Es hat mich geschmerzt, daß ich einem Andern, obgleich meinem Freunde Sapieha, die Anstalten dazu überlassen mußte; ich fürchte aber, daß ich beobachtet werde.

Ich ging wieder nach Pozek; dann kehrte ich in der Verkleidung eines Bauern nach Petersburg zurück. Einer von meinen Bedienten spielt in Pozek meine Rolle, und zwar sehr gut: er liegt zu Bette, und selbst mein Vater glaubt, daß ich krank bin.

Ich wohne hier verkleidet — unter dem

Nahmen eines Polen, der an Sapieha abgeschickt ist — in einem kleinen Hause bei den Magazinen an der Newa. Auch Sapieha hat in einer Verkleidung die nöthigen Anstalten zu unsrer Flucht getroffen, die jetzt nicht mißlingen kann. Von drei Stunden zu drei Stunden stehen Pferde für zwei Schlitten, die uns quer durch das Land bis an das Ufer der Wolchowa bringen. Dann geht es auf dem Flusse bis Nowogorod, und von da gerade über die Düna nach Wilna. Bei den Pferden, die unter sehr natürlichen Vorwänden auf uns warten, sind die treuesten Leute des Grafen, keine Russen, sondern Polen. Ich werde die Kleidung eines hohen Polnischen Geistlichen anziehen, und ein Bart wird mir das Ansehn eines Greises geben. Du Marie, begleitest mich in männlicher Kleidung, die schon bereit liegt, als mein Neffe. Der Paß für uns ist ausgefertigt. An der Gränze von Deutschland werde ich ein Französischer Officier, Nahmens St. Amand, und du bist wieder mein Verwandter. Auch auf diesen Nahmen habe ich einen Paß, den mir

der wahre St. Amand, einer von Sapieha's Sekretären, verschafft hat. Wer will uns unter diesem Nahmen erkennen, da wir Beide die Französische Sprache fertig reden? Nun geht unsre Reise Tag und Nacht fort. Ehe dein Vater sich besinnt, sind wir bei dem Freunde meiner Jugend Gustav, den wir wahrscheinlich schon an der Französischen Gränze antreffen. Wir gehen nach Paris, dann nach London, nach Neapel, nach Madrid, um deinen Vater in seinen Nachforschungen irre zu machen; und giebt uns die alte Welt keine Sicherheit, so fliehen wir über das Meer in die neue. Ich habe Kostbarkeiten und beträchtliche Wechsel. Auf alle nur mögliche Fälle ist gedacht, und auch ein sichrer Weg gefunden, auf dem wir, Sapieha und ich, einander schreiben können. Unsre Flucht kann nicht mißlingen.

Am Ufer der Newa, da, wo die schöne Statue, der sterbende Fechter, in deines Vaters Garten steht, hinter dem Vorsprunge, den das grüne Cabinet in den Fluß hinein macht, hält, sobald es finster wird, ein

Schlitten, dem Anscheine nach mit Holz beladen; und dicht dabei wird ein Feuer brennen. Sobald du das Wort: **Weliki!** sagst, das zur Losung dienen soll, wirft dir der Bauer bei dem Schlitten einen Mantel über die Schultern und giebt dir eine große Pelzmütze. Ein Mensch, ich selbst, sagt dir **Weliki**, und geht voraus. Du folgst ihm; zehn Schritte davon findest du einen andern Schlitten, und wir sind in Sicherheit.

Aber wie wirst du dahin kommen? — Ich kenne dein Zimmer. Knüpfe am Tage ein schwarzes Tuch in das Fenster, wenn du glaubst, daß mein Plan auszuführen ist; oder ein rothes, wenn du noch Aufschub verlangst. Ich werde mehrere Male am Tage auf der Insel seyn. O Marie, schon heute Abend erwartet dich der Schlitten. Die Liebe geleite uns!

17.

Marie an Fedor.

St. Petersburg, im März 1727.

O, du lieber, böser Fedor, welche Tage voll Angst muß ich jetzt verleben! Mit glühenden Augen und vor Freude zitternd, las ich den Brief, worin du mir Freiheit und Glück versprachst. Was du von mir verlangtest, konnte ich so leicht! Nur hundert Schritt von dem Flügel, worin meine und meiner Mutter Zimmer sind, wohnt meine Tante in einem abgesonderten Hause. Ich war schon vorher fast jeden Abend zu ihr hinüber gegangen, und nur zuweilen, nicht immer, hatte mich ein Bedienter begleitet. Aber wenn auch! Ich konnte mich ja im Eingange des Hauses leicht verborgen halten, bis der Bediente zurückgegangen war. Als mir alle diese Umstände durch den Kopf flogen, lief ich auf mein Zimmer, hängte ein schwarzes Tuch zum Fenster hinaus, und kam nicht wieder

davon weg, weil ich in jeder menschlichen Gestalt dich zu sehen glaubte. Mein Vater war nicht zu Hause; meine Mutter wollte den Abend mit der Roncalez allein seyn, und that mir selbst den Vorschlag, die Tante zu besuchen. Endlich ging die Sonne unter, und mein Herz fing immer stärker an zu pochen. Ich setzte mich zu meiner Mutter — mit Empfindungen, die ich dir nicht beschreiben kann. Wie oft drückte ich sie an mein volles Herz, und küßte ihr weinend die Hände! „Gutes Kind!" sagte sie, in tiefer Rührung. — War ich das, Mutter? fragte ich; war ich es immer? Verdiente ich Ihren mütterlichen Segen? — „Immer!" antwortete sie, und legte ihre Hand auf meinen Kopf. O Fedor, welche große, schöne Minute! Meine gute Mutter hatte mich noch einmal gesegnet! —

Nun umarmte ich die Roncalez, meine Schwester und meinen Bruder. Dann trat ich noch vor das Bild meines Vaters. Jetzt schimmerten schon Sterne am Himmel, und ich sah durch das Fenster in dem Theile des

Gartens, den du mir bezeichnet hattest, ein Feuer. O, dachte ich zitternd, das ist Fedors Signal! Wohl hundertmal wiederholte ich in Gedanken das Wort Weliki, aus Furcht, daß ich es vergessen möchte. Ich schlüpfte die Treppen hinunter — weiß gekleidet, damit ich auf dem Schnee nicht so leicht bemerkt werden könnte. Ein Bedienter begleitete mich hinüber. (Er hat wahrscheinlich den Auftrag, mich zu beobachten; denn es ist immer derselbe, den ich unten treffe.) Ich blieb in der Arkade der Hausflur stehen, bis der Bediente zurückgegangen war; dann ging ich leise, doch schnell, über den Schnee zu dem sterbenden Fechter. Aber — was ich oben im Zimmer für ein Feuer gehalten hatte, war ein hell funkelnder Stern am Horizonte gewesen; ich sah jetzt weder Feuer, noch Schlitten. O Gott, Fedor! eine halbe Stunde stand ich in der Kälte da, lispelte Anfangs mein Weliki leise, und rief es endlich laut. Ich lehnte meine Stirn an den sterbenden Fechter, und umfaßte in Verzweiflung den kalten Marmor. Ach, nach langem, vergeblichem Warten ging ich endlich trostlos zurück.

„Fedor muß mein Tuch nicht gesehen haben!" Das war mein erster Gedanke, als ich bei meiner Tante war, die nicht wußte, was sie aus mir machen sollte. Oder, dachte ich weiter, hat er mich etwa heute noch nicht erwartet? Oder ist ihm nicht wohl? Denn was könnte ihn sonst abgehalten haben, seine Marie zu retten! Meine Tante meinte, ich wäre krank, weil sie kein Wort aus mir bringen konnte. Das war ich nicht; aber betrübt, Fedor! zum Tode betrübt! Jetzt bin ich krank, sehr krank! Zum Tode, glaube ich.

Ich ging auch am folgenden Tage zu dem sterbenden Fechter, doch wieder eben so vergebens. Ach, Fedor! warum mußte es ein Sterbender seyn, zu dem du mich beschiedest! Ein Sterbender! Ich fand weder dich, noch ein Feuer, noch einen Schlitten. Nun wagte ich es sogar, über den Fluß hinüber zu gehen; doch so weit mein Auge reichte, erblickte und hörte ich kein lebendes Wesen. Todtenbleich kam ich zu meiner Tante, und

wußte nicht, welcher Ursache ich meine Angst, meine Unruhe zuschreiben sollte. Wo bist, wo bleibst du, mein geliebter Fedor!

In der Nacht — o, ich sah dich bleich am Ufer des Stromes liegen. Du strecktest mir die Arme noch einmal entgegen; dann sankest du sterbend zurück. Es war nur ein Traum, den der sterbende Fechter veranlaßt hatte; aber ich empfinde ihn noch immer. Eine lodernde Flamme hat mein Blut erhitzt; meine Zunge ist trocken; ich verschmachte: und dennoch bin ich bleich, als hätte der Tod schon seine Kälte durch meine Adern gegossen. Was soll ich von deinem Ausbleiben denken! Auch die Roncalez hat dich nicht gesehen; und doch ist sie auf mein dringendes Bitten täglich in der Kirche gewesen.

O, wie grausam bist du! Hast du denn nicht einen Bedienten, oder sonst einen Menschen, durch den du mir kannst sagen lassen: dein Fedor lebt noch? Und wo ist denn Sapieha? Auch von dem sehe und höre ich nichts. Fedor, lange halte ich diese fürchterliche Angst nicht aus. Du mußt todt seyn:

wie könntest du sonst deine Marie in diesem schrecklichen Zustande lassen!

O Gott! ich habe den Grafen Sapieha gesprochen! Werde ich es überleben? Er hat in Nowogorod lange auf uns gewartet. Endlich kommt er zurück, und forscht nach; aber Niemand weiß etwas von dir. Du hast an eben dem Tage, da ich den letzten Brief von dir bekam, dein Zimmer verlassen, und seitdem bist du auf einmal verschwunden. Sapieha erzählte mir das in einem so ruhigen Tone, daß er mir abscheulich wurde. Als er das Wort verschwunden ausgesprochen hatte, vergingen mir die Sinne; ich taumelte, und fand mich erst in einem andren Zimmer wieder, wo nur meine Mutter bei mir war.

„Was ist dir, Marie?" fragte sie ängstlich. — O, erwiederte ich; lassen Sie den Grafen Sapieha kommen! Meine Angst und meine Ungeduld stiegen so hoch, daß ich — Fedor, was könnte ich um deinetwillen nicht vergessen! — daß ich mich ungestüm betrug, und dadurch meine gute Mutter kränkte. Sie

stellte mir vor, daß es unschicklich seyn würde, wenn ich den Grafen rufen ließe, da ich bei dem Gespräche mit ihm in Ohnmacht gefallen wäre. Nun hatte ich sogleich wieder Kräfte, und mein Anzug war nach einigen Sekunden wieder in Ordnung. Ich bin gesund, Mutter! sagte ich. Lassen Sie uns in den Saal gehen. Ich muß Sapieha sprechen. Fedor ist fort! verschwunden! ermordet! — Sie ging allein in den Saal, um von Sapieha Abschied zu nehmen, und sich bei ihm nach dir zu erkundigen. Er weiß von nichts, und vermuthet nur, mein Vater sey hinter den Plan unsrer Flucht gekommen, und habe dich festnehmen lassen. Auch meine Mutter fand das sehr wahrscheinlich. Mein Vater war einige Tage vor deinem Verschwinden unruhig gewesen, und hatte einer Kammerfrau befohlen, mich heimlich zu beobachten und jede Nacht ein zuverlässiges Mädchen in meinem Vorzimmer wachen zu lassen. Auch war unser Garten Abends von bewaffneten Leuten besetzt worden. Das alles hatte meine Mutter mir verschwiegen, um mich

nicht zu beunruhigen, da sie glaubte, daß diese Anstalten etwas sehr Schreckliches zum Grunde hätten. Daß sie aber dir gegolten haben, ist wohl gewiß; denn seit eben dem Abend, an dem du verschwunden bist, hat man sie wieder eingestellt.

Heute faßte ich meinen Entschluß. Ich ging zu meinem Vater, sobald er vom Hofe zurückkam, und sagte ihm mit aller Ruhe, die ich erzwingen konnte: der junge Fürst Dolgoruki ist arretirt. (Mein Vater sah mir starr in's Gesicht, konnte mich aber nicht aus meiner Fassung bringen.) Vater, Sie wissen nicht, wessen ich fähig wäre, wenn er um meinetwillen aufgeopfert würde.

„Um deinetwillen, Marie? Deine Leidenschaft soll doch durchaus den Schein der Wichtigkeit haben! . . . Arretirt ist der junge Mensch, seit vierzehn Tagen, glaub' ich. Kaum weiß ich, ob es dein Freund, oder ein anderer Dolgoruki ist. Aber da er dich zur Fürsprecherin macht, so muß er doch wohl

dein Freund seyn. Nun, was will er denn? Ich soll ihn wohl wieder frei machen? In der That, ich weiß nicht, was er verbrochen hat."

Weiter nichts, als daß er mich liebt.

„Es wäre erstaunlich, wenn die Kaiserin ihn darum hätte arretiren lassen. Am Ende hältst du sie wohl gar für deine Nebenbuhlerin! Doch, wir werden ja hören."

Sein Gouvernements-Adjutant mußte kommen. „Da erfahre ich heute," hob mein Vater finster an, „daß der junge Dolgoruki arretirt worden ist. Du hast mir ja nichts davon rapportirt!"

Ja, antwortete der Officier; der Rapport muß noch hier liegen. Ew. Durchlaucht haben ihn nur übersehen.

„Kann seyn. So erzähle, was hat er denn begangen? Man sagt, eine Liebesgeschichte . . ."

Nein, sagte der Officier in einem sehr ehrlichen Tone; die Kaiserin spricht mit dem Fürsten Lukitsch Dolgoruki über den Persischen Krieg, und erkundigt sich nach seinem

Sohne Fedor, von dem sie glaubt, er sey bei der Armee. Der Vater zuckt die Achseln, gesteht, daß sein Sohn durchaus nicht nach Persien gewollt habe, und klagt darüber, daß der junge Mensch auf dem Lande unthätig lebe. Die Kaiserin sagt lächelnd: sie wolle einmal bei dem jungen Trotzkopf des Vaters Stelle vertreten. Bald nachher schickt sie einen Adjutanten nach Pozek, wo er krank liegen soll. Man findet aber, daß ein Bedienter die Rolle des angeblichen Kranken spielt; der Fürst selbst ist heimlich hier in Petersburg.

„Also doch wohl ein verliebtes Abenteuer!" sagte mein Vater, mit einem spöttischen Blicke auf mich, der mir das Blut in die Wangen trieb.

Wohl möglich! Doch, das war es nicht, warum er in Arrest kam. Der Bediente, der seine Rolle gespielt hatte, verrieth seinen Aufenthalt. Man fand ihn, als er eben abreisen wollte, und er warf einige Papiere, die er bei sich hatte, in's Feuer. Ich habe ihm das Urtheil vorlesen müssen, daß er bis zu seiner Besserung auf Kronschlott gefangen

sitzen soll, weil er den ausdrücklichen Befehl seines Vaters, zur Armee zu gehen, nicht erfüllt, und die Belohnung der Kaiserin für seine Tapferkeit so wenig geachtet hat. Sein Vater und der Feldmarschall Wasilei Dolgo-ruki befanden sich dabei, als ich ihm das Urtheil vorlas. Der junge Fürst war Anfangs außer sich; als er aber erfuhr, daß die Ungnade der Kaiserin Schuld an seinem Verhafte wäre, wurde er auf einmal wieder heiter. Er umarmte seinen Vater und seinen Oheim mit einer Freude, als ob sie ihm das größte Glück angekündigt hätten. Mich bat er, als ich ihn fortbrachte, dem Grafen Sapieha, mit dem er eine Ehrensache hätte, von seinem Arrest, und der Ursache desselben, Nachricht zu geben. Der Graf ist aber nicht in Petersburg.

„So?" sagte mein Vater. „Nun, du magst gehen. Wenn du willst, kannst du den Grafen Sapieha sprechen; er ist wieder hier."

Mein Vater sah mich mit einem spöttischen Lächeln an. „Jetzt stelle die Kaiserin zur

Rede! Sie will ganz gewiß den jungen Menschen zu einem Opfer ihrer Eifersucht und ihrer Tyrannei machen!"

Fedor, ich schämte mich wirklich, und erröthete aufs neue, als ich ein Billet von Sapieha bekam, dem der Feldmarschall die nähern Umstände deiner Verhaftnehmung gerade eben so erzählt hat, wie der Adjutant meines Vaters.

Wir sollten also nicht fliehen! Vielleicht trat die Kaiserin als unser Schutzengel dazwischen. Gerade in der Minute der Ausführung! Hier, wo ich geboren bin, soll ich auch glücklich werden.

Du bist nicht allein gefangen, Fedor; auch ich bin es. Ich bleibe freiwillig auf meinem Zimmer. O Fedor! könnte ich bei dir seyn! Man hat mir gesagt, der Commandant von Kronschlott sey ein freundlicher Mann. Ich kenne seine Töchter; sie kommen bisweilen in Ostermanns Haus. O, wie innig werde ich die guten Mädchen umarmen! Ihr Vater mag dir meine Liebe zu ihnen vergelten.

18.

Die Fürstin Menzikof an Sophie Roncalez.

St. Petersburg, im April 1727.

Der Himmel gebe dir auf deiner Reise gutes Wetter, liebe Sophie! — Mit mir ist alles, wie es war. Beinahe sollte ich glauben, das Glück meines Mannes sey unerschütterlich, obgleich eine geheime Ahnung in meinem Herzen dem immer widersprechen will. Seine Feinde hatten das Vertrauen der Kaiserin gewonnen. Er stand auf dem Punkte gestürzt zu werden; ja, der Officier, der ihn arretiren sollte, war schon bestimmt, und die Nacht, in der alles geschehen sollte, festgesetzt. Mein Mann erzählte das hinterher dem Pater Brukenthal in meiner Gegenwart triumphirend. O, das hätte er nicht thun sollen! Für mich war die Nacht noch nicht vorüber; ich empfand alle ihre Schrecknisse. „So nahe," sagte er, „stand ich dem Abgrunde! Ein Wunder mußte mich erhalten!"

Ja, wirklich ein Wunder, liebe Roncalez. Durch den Holsteinischen Hof, der doch eben keine Ursache hat, meinen Mann zu begünstigen, ist er gerettet worden. Er überredet den Herrn von Bassewitz, sein Plan sey der sicherste für den Herzog. Bassewitz überredet den Herzog davon, und dieser dann die Kaiserin. Mein Mann erzählte uns alles, was er hatte thun müssen, um sich zu behaupten. Du weißt, daß er gern erzählt, wie er Menschen und Begebenheiten hat lenken können.

So nahe dem Sturze! sagte Brukenthal. Ich sollte glauben, erst im sichern Hafen dürfte der Schiffer triumphirend von den Gefahren des glücklich vermiedenen Schiffbruchs reden, nicht schon auf dem stürmenden Meere. Wird das Glück immer so etwas für dich thun?

„Das Glück!“ sagte mein Mann etwas spottend. „Das thut alles, mich zu stürzen. Ich führte das Schiff, das mich trug, mit fester Hand durch die Klippen. Ich! Sollte es Zufall seyn, daß ich dem drohenden Sturme nun schon so oft entgangen bin? Ich be-

herrschte Menschen und Begebenheiten: darin liegt es."

Es mag so seyn, sagte Brukenthal ernst: aber — wirst du das immer können?

„Darum eben," antwortete der Fürst ganz heiter, „steure ich jetzt in den Hafen; darum eben will ich jetzt mein Glück auf einen Felsen gründen. Meine Feinde sollen alle Hoffnung verlieren, mich jemals stürzen zu können."

Nun sagte er seinen Plan ganz offen, den er auf das Unglück meiner guten Marie gegründet hat. Ach, liebe Roncalez, es ist sogar wahrscheinlich, daß die Kaiserin eine Verbindung des jungen Großfürsten mit Marien billigen wird. Giebt mein Mann dem Großfürsten die Krone, so kann ihm auch nichts abgeschlagen werden, was er fodert.

O, welch ein Mädchen ist meine Marie! So furchtsam, und dann doch wieder so entschlossen! „Mein Vater," sagt sie ganz ruhig, „hat nie einen Menschen gesehen, der ein höheres Glück kannte, als den Thron. Er will mich erheben, und wird mein Glück

vernichten. Ist es mein Loos, liebe Mutter; muß ich so fallen; tritt nicht noch der Schutzgeist meiner Liebe dazwischen: so werde ich meinem Vater zum ersten Mal Achtung für den Menschen abzwingen. Er wird dann sehen, was die Liebe vermag!"

Ich weiß wohl, daß die Leidenschaft des Mädchens nicht unbesiegbar ist, daß Rücksicht auf Anstand und auf das Urtheil anderer Menschen auch dem heißesten Herzen viel abgewinnen können; aber — es ist mir oft, als beständen alle Menschen, die ich liebe, eigensinnig auf ihr Verderben. Ich fürchte die edelste Liebe bei Marien nicht weniger, als den unbegränztesten Ehrgeitz bei meinem Manne.

Marie lebt jetzt einsam auf ihrem Zimmer. Sie versagt sich jede Freude, rührt ihr Instrument nicht an, kommt nicht in die Glashäuser zu den Blumen, die ihr sonst so viele Freude machten, und kleidet sich ganz einfach, ich möchte beinahe sagen, in Trauer. Ihr Fedor ist ein Gefangener; wie kann sie der Freiheit genießen, da Er sie nicht mit ih

theilt! O, wie glücklich könnte ihr Vater sie machen, wenn er nur wüßte, was glücklich seyn heißt!

19.

Marie an Sophie Roncalez.

St. Petersburg, im April 1727.

Liebe Roncalez, Fedor war doch auf Befehl meines Vaters gefangen! Der Bediente, der in Pozek die Rolle des Kranken spielte, stand in seinem Solde, und verrieth ihm alles. Mein Vater wußte Fedors Aufenthalt; die Kaiserin war bloß sein Werkzeug. Jetzt hat man Fedor gezwungen, nach Persien zu gehen. Ich habe nun meiner Mutter gestanden, daß wir Willens gewesen sind zu entfliehen. Sie seufzte nur, und machte mir gar keinen Vorwurf. Daraus sah ich denn, daß ihr Segen uns gefolgt seyn würde.

Die entscheidende Stunde kommt immer näher. Die Feinde meines Vaters sind gestürzt: Devier, — o, mit Zittern schreibe ich

diesen Nahmen! — Tolstoi, und alle die Andern. Ihr Urtheil, sagt man, ist gesprochen: sie werden nach Sibirien geschickt. Ach, die Unglücklichen! Ich sehe sie den ganzen Tag vom Morgen bis zum Abend vor mir, und auch des Nachts beunruhigen sie mich in schweren Träumen. Ob wohl mein Vater nicht ähnliche Träume haben mag? Und hat er sie: fürchtet er dann nicht die vergeltende Hand des Schicksals? — Ich möchte lieber in einer blutigen Schlacht der Sieger seyn, als in einer solchen Hof-Cabale. Zwar weiß ich nicht, wohin ein Feldherr sich vor dem Angstgeschrei von Sterbenden retten kann, das seinen Schlaf oft stören muß; aber nun gar mein Vater, der mit kaltem Blute das schreckliche Todesurtheil ausgesprochen hat!

Der Plan, bei dem ich eine Hauptrolle spielen soll, ist auf dem Punkte ganz zu Stande zu kommen. Selbst der Holsteinische Hof hat ihn bewilligt, und nun wird man deine arme Marie zwingen wollen, wider ihren Willen auf einem Throne zu sitzen. Die

Kaiserin, die sehr krank ist, soll das sogar in ihrem Testamente verordnet haben. Mein Vater triumphirt, da alles ihm jetzt schmeichelt. Das Volk aber scheint ihn jetzt wirklich zu lieben, weil durch ihn der geliebte Enkel des Kaisers die Krone bekommt. Der dreizehnjährige Großfürst, und die sechzehnjährige Marie? — Nun, dürfen denn auch Kinder einen Willen haben? Und wird nicht der Glanz einer Krone die jungen Leute entzükken? Beide Kaiserhöfe und die Großen des Reiches sagen: es soll so seyn! Und, ich Arme! mein Herz voll unschuldiger Liebe muß nun ihnen, dem väterlichen Ansehn, und selbst dem Tode trotzen!

Ja, Roncalez; ich muß! ich will! Mein Vater soll erfahren, was ein Mensch vermag, der Alles an Alles setzt!

Noch schwanke ich Arme zwischen Entschluß und Entschluß. Ich kenne mein letztes Ziel, und werde es erreichen, weil ich es erreichen will; aber der Weg, der dahin führt, und den ich nicht kenne, macht mich ängstlich. Das ist es! das!

Es kann freilich noch alles besser gehen, als wir glauben; aber — die entscheidende Stunde rückt immer näher. Einmal erwartete man den Tod der Kaiserin schon so gewiß, daß mein Vater und die andern Großen die Nacht hindurch in ihrem Vorzimmer bleiben mußten. Es sammelte sich eine unzählbare Menge Volks vor dem Pallaste, und der Enkel des großen Kaisers erhielt schon im Voraus Beweise von der Liebe der Nation. Die versammelte Menge rief einmal über das andere jauchzend seinen Nahmen aus. O, wenn diese jauchzenden Töne das Ohr der sterbenden Kaiserin erreicht haben: wie verächtlich muß ihr dann die Ehrfurcht der Höflinge, wie ohnmächtig ihre Macht vorgekommen seyn! Guter Gott! die große Frau, zu deren Füßen Millionen knieend lagen, ist schon vergessen, ehe sie noch zum letzten Mal geathmet hat; die Höflinge sinnen schon auf Schmeicheleien, mit denen sie ihren Nachfolger, ein Kind von dreizehn Jahren, anreden wollen.

Als mein Vater zurückkam — (die Ster-

bende hatte sich durch eine gewaltsame Hülfe der Natur erholt) — glaubte ich, in seinem Gesichte müßte zärtliche Trauer zu sehen seyn, da das Schicksal dieser großen Frau und sein eignes so fest verknüpft gewesen sind. Aber nein! die Herrschsucht tödtet auch die natürlichsten Gefühle. Er war nur in einer angespannten Unruhe, aus der zuweilen Freude über die nahe Vollendung seiner Plane hervorbrach. Mich, liebe Roncalez, jammerte die Kaiserin, um deren Sterbebett so viele Menschen mit lauernden Blicken, und kaum Einer mit weinenden Augen steht. Ach, von den vielen Menschen, denen sie wohlthat, und die jetzt Thränen um sie weinen, darf sich keiner ihrem Bette nähern. Sie stirbt, wie sie lebte, bei kaltem Gepränge. O, Sophie! an meinem Sterbebette, oder meinem Sarge, würden Augen weinen und Herzen bluten.

Glaube nicht, daß ich schon verzweifle. — Wie soll ich mich ausdrücken! Ich hoffe mit einer Art von Stolz auf die Vorsehung. Du sagtest mir einmal: „man sollte der Vorsehung vertrauen, um Ergebung zu lernen;

doch nicht auf ihre Hülfe rechnen.“ Aber warum denn nicht? Mag sie nach ewigen, unveränderlichen Gesetzen handeln; mag kein Gebet das Schicksal erflehen können: sie sah doch meine Liebe, meine Thränen schon voraus, und ihre Gesetze wollen gewiß beglücken! Der Unglückliche, von Allen Verlassene, hat ja nichts als den Stolz auf seine Unschuld, und den Glauben an einen liebevollen Richter. Hätte ich diesen Glauben nicht, so würde ich ungeduldig den Knoten zerhauen, der mich fesselt; so . . . Nein! ich bin noch nicht hoffnungslos. Der Großfürst ist erst dreizehn Jahr alt. Mag ich auch mit ihm verlobt werden — es gehen noch Jahre hin, ehe er mit mir vor den Altar treten kann; und erst da würde ich an der Hülfe des Himmels verzweifeln, und mich gewaltsam retten. Ich bin ruhig; gewiß, ich bin ruhig.

Dein Brief ist so voller Besorgnisse, liebe Roncalez, daß ich, um nur dich ruhiger zu machen, es darauf ankommen lassen muß, ob du mich nun für eine Großprahlerin halten wirst.

Ich beneide dich um deinen Frühling; aber ich darf nicht weg von hier: mein Vater fürchtet Ihn auch in Persien, und läßt mich jetzt bewachen. Eine sehr strenge Frau, meine Aufseherin, weicht nicht von meiner Seite, und betrachtet jedes Blatt Papier, das ich in die Hand nehme. Mißtrauen thut weh, wenn man es auch verdient hat. Es kostet mir Mühe, die Frau zu lieben, gute Sophie; aber ich thue, was ich kann, und schenke ihr, was sie nur zu haben wünscht. Sie glaubt, ich will sie damit bestechen. Doch nein! ich thue ihr wohl, um nach und nach Neigung für sie zu bekommen. Leb wohl!

20.

Die Fürstin Menzikof an Sophie Roncalez.

St. Petersburg, im Mai 1727.

Die Kaiserin ist todt, gute Roncalez. Peter ist Kaiser, und mein Mann hat nun den Gipfel der Ehre, der Größe erstiegen. Wenn das Vergnügen, worin er lebt, nicht sehr theuer erkauft wäre, und immer aufs neue sehr theuer erkauft werden müßte: so gönnte ich es ihm wohl. Jetzt, da er sicherer zu seyn glaubt, als jemals, ist er auch menschlicher und wohlthätiger. Nie habe ich den Gatten und Vater so in ihm gesehen, wie jetzt. Auch fängt er an, die Nation zu lieben, die er beherrscht: seine ewige Unruhe scheint sich in eine heitere Milde verwandelt zu haben.

In seinen Armen, an seinem sichern Herzen vergesse ich jetzt bisweilen die Unruhe meines eigenen. So war er neulich mitten unter uns sehr heiter. Wir Alle waren fröh-

lich, nur nicht Marie, die immer ruhig bleibt, und der gute Pater, der bei dem Glücke seines Freundes immer die Stirn runzelt.

Marie sang ein Lied von dem Glücke der Häuslichkeit und einer zufriednen Stille. Das veranlaßte ein Gespräch, wobei den Fürsten das zärtliche, ihm bisher ganz unbekannte Vertrauen seiner Kinder rührte. Er nahm Marien an sein Herz, und Alexandra mußte auf seinem Knie sitzen. Auf einmal wurde er von den heiligen Gefühlen der Natur überwältigt. Er sprang auf, und rief dem Pater zu, der (wie immer seit dem Tode der Kaiserin) finster dastand: „Brukenthal, ich bin noch nie so glücklich gewesen, wie heute!"

Und was hinderte Sie, antwortete dieser kalt, daß Sie es nicht schon lange waren, daß Sie es jetzt nicht immer bleiben!

„Dein altes Lied, Brukenthal!... Jetzt, da alle meine Wünsche erreicht sind; jetzt, da ich anfangen will zu genießen, was ich mir erarbeitet habe: jetzt soll ich wohl selbst das Gebäude meines Glücks niederreißen, um ..."

... um glücklich zu seyn! unterbrach ihn der Pater; weil Sie nie gefährlicher standen, als eben jetzt. — Mein Mann lächelte; der Pater fuhr, als die Kinder in ein Nebenzimmer gegangen waren, ruhig fort: Menzikof, du standest dicht neben einem Manne, der dich schätzte, der dein Herr war, und dich nicht fürchtete; aber dennoch warst du ein Paarmal nahe an dem Abgrunde. Dann standest du neben einer Frau, welche dir viel verdankte, so wie du ihr, die indeß deine Gebieterin war, und das auch wußte: aber in den zwei Jahren warest du wieder ein Paarmal sehr nahe an dem Abgrunde. Jetzt hast du es mit einem Kinde zu thun, das dein Herr seyn soll, aber von dir beherrscht wird: mit einem ehrgeitzigen Knaben, der dich haßt, weil er dich fürchtet; der jedem Schmeichler sein Ohr leihen wird, weil er die Menschen nicht kennt; und — sag: ist einer von allen den Großen, die den jungen Kaiser umgeben, dein Freund? — Mein Mann lächelte. — Bei Gott und allen Heiligen! rief der Pater ungeduldig: der Boden schwankt unter dir; und du lächelst noch?

„Du hast nicht Unrecht," sagte mein Mann noch immer lächelnd. „Aber dem will ich abhelfen." Er klingelte, gab Befehl, daß unsre Prachtzimmer in guten Stand gesetzt werden sollten; und am folgenden Morgen zog der Kaiser mit seinem ganzen Hof in unsern Pallast ein. O Roncalez, mein Mann hat zwar den Vorwand, daß der Holsteinische Hof noch in dem Kaiserlichen Pallaste wohnt; aber wird er nicht durch diesen Schritt die Anzahl seiner Feinde vermehren?

Ach, wie viel Ursache habe ich zu Unruhe und Sorgen! — Kaum war die Kaiserin todt, so kamen die Großen in dem Reichssaale zusammen, und es wurde ein Testament der Kaiserin eröffnet, worin sie sogar die Heirath des jungen Kaisers mit Marien bewilligte. Der Großfürst wurde zum Kaiser erklärt; aber der Holsteinische Hof merkte bald, daß mein Mann es nicht gut mit ihm meint. Das hohe Conseil, das die Kaiserin zur Regierung des Reiches angeordnet hat, kam nur Einmal zusammen, um den Kaiser anzuerkennen; seitdem besorgt mein Mann die Re-

gierungsgeschäfte allein. Er hat seine Gegenparthei völlig gestürzt. O Sophie! was habe ich empfunden, als durch einen Ukas des Kaisers der Schwager meines Mannes, Graf Devier, und seine übrigen Feinde, aller ihrer Güter für verlustig erklärt, und nach Sibirien verwiesen wurden!

Wir, ich und meine Kinder, warfen uns dem Fürsten zu Füßen, und baten um Gnade für die Unglücklichen. Er befahl uns aufzustehen, und sagte streng: „Ihr wißt nicht, was Ihr bittet!" Das Urtheil seines Schwagers ist vorzüglich hart, und es wurde auch nicht das Mindeste darin geändert, ob wir gleich mehr als Einmal mit heißen Thränen für ihn baten. Marie — ich weiß nicht, liebe Roncalez, wie das Mädchen jetzt wird! Als unser Bitten nichts half, sagte sie fest: die Schuld dieser Unglücklichen ist weiter nichts, als daß sie Ihre Feinde waren. Schuld bestraft das Gesetz; an einem Feinde sollte man sich nur durch Großmuth rächen.

„Nun denn!" erwiederte der Fürst: „Schuld bestraft das Gesetz. Hast du den Ukas des Kaisers nicht gelesen?" O,

O, mein Vater, sagte Marie ernst, es hätte Ihnen nur ein Wort gekostet, und der Ukas würde die Begnadigung unsers Oheims und aller Ihrer Feinde enthalten haben.

Er streichelte ihre von tugendhaftem Unwillen glühende Wange, und sagte lächelnd: „du wirst wohl noch lernen, daß es ganz anders in der Welt ist, als in den schönen Träumen deiner Phantasie!"

So sey, rief sie unwillig, mit einem verachtenden Blick auf die Pracht im Saale — so sey mein Loos das Leben in einer armen Hütte, wo es doch von mir abhangen wird, gerecht zu seyn! . . . Vater! Ihre Schwester umfaßte bittend Ihre Kniee, und sie mußte ohne Trost von Ihnen gehen. Nein! — sie wendete sich mit einiger Heftigkeit zu ihrer Schwester und ihrem Bruder: — nein! ohne Trost solltet Ihr nicht von mir gehen, und wenn Ihr mich auch um das schwerste Opfer bätet!

Sie ging aus dem Zimmer, und der Vater sah ihr finster nach. Ich glaubte, sie würde ihn zornig gemacht haben. Aber nein!

seine Gedanken hatten etwas ganz Anderes ergriffen. „Die Heuchlerin!" sagte er lächelnd. „Redet sie nicht, als wäre sie schon die Kaiserin ihres Vaters? . . . Siehst du nun wohl, daß sie fühlt, was ein Thron werth ist?"

Was meinst du, Roncalez? Sollte der Fürst Marien nicht richtig beurtheilen? Diese Ruhe, diesen Muth gegen ihren Vater, den sie sonst kaum anzublicken wagte: woher kann er anders kommen, als von dem Bewußtseyn, daß sie in der Folge die Gemahlin seines Herrn seyn wird?

Dunkel liegt so etwas sehr wahrscheinlich in ihrer Seele. Sie fühlt sich jetzt unabhängig von ihrem Vater: daher ihr Muth, ihre Entschlossenheit. Freilich, wenn ich dann wieder bedenke, wie fest, mit welcher unverstellten Liebe sie an dem edlen Jünglinge hängt, der jetzt in Persien ist, und da vielleicht das Ende seines Lebens sucht; wie ihr Auge funkelt, wenn sie von ihm redet: so . . . Täuscht sie sich selbst? oder rührt ihre Ruhe von etwas noch Höherem her, als von der

Aussicht auf eine Krone? Man fängt an, ihr zu schmeicheln, und sie nimmt alle Beweise von Ehrfurcht auf, als wäre sie für den Thron geboren.

Roncalez, wenn alle die drohenden Gewitter, die über uns hingen, sich ruhig verzögen, und endlich wieder ein heiterer Himmel über uns glänzte; wenn Mariens und Fedors Liebe erlösche: — darf ich dir ohne Schamröthe sagen, daß es für mein mütterliches Herz ein nicht kleiner Triumph seyn würde, auf Mariens Stirn eine Krone zu sehen? Der Kaiser ist ein liebenswürdiger Knabe, in dessen Auge neben holder Jugendfreundlichkeit die Majestät seines hohen Berufes funkelt. Er hat ein sanftes Herz und vortreffliche Anlagen des Geistes. Auch scheint er — was ich mit frohem Herzen bemerke — meinen Mann persönlich zu lieben.

21.

Fedor an Sapieha.

St. Petersburg, den 4ten Junius 1727.

Du glaubst, ich sey in Persien, guter Sapieha. Aber nein! Ich bin hier, und zwar mit dem festen Entschlusse, troꝫ dem strengen Befehle des allmächtigen Menzikof, öffentlich zu erscheinen. Du wunderst dich? Wie kannst du dich auf dieser unbeständigen Welt wundern, wenn ich mich an der Gränze des Reiches besinne, daß es in Petersburg kälter ist, als in Persien und in meinem glühenden, vor Wuth glühenden, Herzen. Sieh, ich kurzsichtiger Thor, ich reite und fahre so in die Welt hinein, und träume in aller Einfalt, daß eine Krone bei weitem nicht so viel Werth habe, als ein Blumenkranz aus der Hand der Liebe. In Azow aber holt mich ein Senats-Courier ein, und ich lese, was er bei sich hat: einen Kaiserlichen Ukas, der wahrhaftig eine Kleinigkeit enthält, worüber vielleicht ich

allein im ganzen Reiche mich wundre: daß Marie Menzikof des jungen Kaisers Braut ist.

Ich werde bleich und erstarre; denn, Sapieha, mir träumte einmal, Marie wäre die Geliebte eines Andern. Als ich mich wieder erholt habe, sage ich meinem Courier: was der Ukas enthalte, scheine mir nicht recht glaublich. Da erzählt mir der Mensch, daß die wunderschöne Prinzessin sehr wohl eine Krone von einem Blumenkranz zu unterscheiden wisse, und daß sie jetzt, im Bewußtseyn ihrer hohen Bestimmung, schon Gnaden über Gnaden austheile. Als er mir dann weiter erzählt, daß im Junius die feierliche Verlobung seyn, und daß es bei dieser Gelegenheit einige prächtige Hoffeste geben werde: da entschließe ich mich, meine Leute in Azow zu lassen, und eile nach Petersburg, um der schönen und klugen Braut mein Compliment zu machen.

Kaum bin ich hier, so erfahre ich, daß den 6ten Junius — also übermorgen — die feierliche Verlobung seyn wird, und daß der

Kaiser mit Marie Menzikof unter Einem Dache wohnt. Ich lasse mich nach Neu Preobrazinsky*) übersetzen. Diesen neuen Nahmen hat ja jetzt die kaiserliche Insel, auf welcher der Fürst wohnt, anstatt ihres alten. Nun, wenn Inseln ihre Nahmen verlieren können, warum nicht auch Menschen ihre Treue! — Endlich bin ich an der hohen Pforte des stolzen Pallastes, und sehe die schöne Braut selbst. Sapieha, noch immer hatte mein treues Herz gezweifelt. Es ist nicht Marie, dachte ich; wie wäre es möglich! Aber da kam das treulose Geschöpf gegangen, mit funkelnden Augen und stolzem Blicke. Die Rosen auf ihren schönen Wangen zeigten die Freude ihres Herzens, das Glück ihres jetzigen Lebens. — Lächelnd hüpfte sie aus der Pforte hervor in die Schaluppe; lächelnd ließ sie sich über die Wellen rudern, die beständiger sind, als sie.

Ich stand da, in unnennbaren Schmerz versunken. O, sie war es selbst! kein Ge-

*) So wurde die Insel, nach dem ehemaligen Kaiserlichen Pallaste, genannt. Der junge Kaiser wollte den Fürsten Menzikof dadurch ehren.

spenst, das ein böser Geist, oder meine wilde Phantasie hervorgerufen hatte. Ihr Zauberlächeln, ihre Stimme — nichts hatte sich geändert, nur ihr falsches Herz ausgenommen.

Als ich endlich wieder in meinem Zimmer bin, und nachdenkend dasitze, fällt mir ein, daß doch wohl alles nur ein Blendwerk seyn, oder daß ich meinen Verstand verloren haben könne. Also bitte ich dich, Sapteha, schreib mir ganz kurz: ist Marie die Braut des Kaisers, oder nicht? Ist sie es — nun, dann kehre ich nach Azow zurück, und ziehe gegen den treulosen Afghaner Eschref zu Felde, der, um einer Krone willen, das kleine Bubenstück begangen hat, seinen Herrn zu ermorden. Aber — giebt er uns einen Theil seiner Beute ab, so lassen wir ihn in Ruhe; denn — was vermag eine Krone nicht! — Also eine kurze und bündige Antwort.

Antwort.

St. Petersburg, d. 5ten Junius 1727.

Marie ist die erklärte Braut des Kaisers. Diesen Abend spreche ich dich selbst. Ich bitte dich, sey bis dahin ruhig. Die Treulose ist des Grams nicht werth, der dein Herz zu quälen scheint. Noch einmal: sey ruhig! Thorheiten, zu denen uns der Schmerz über getäuschte Liebe treibt, sind der höchste Triumph für eine Treulose, die uns täuschte. Nie muß Marie erfahren, daß du hier warst, um ihretwillen hier warst. Diese Nachricht wäre ihr, wenn ich mich anders auf Weiberherzen verstehe, noch mehr werth, als die Krone, für die sie dich aufopfert. Nur Geduld! Du sollst von mir erfahren, wie treulos das Mädchen ist, das du so heiß, so innig liebtest.

22.

Marie Menzikof an Sophie Roncalez.

St. Petersburg, im Junius 1727.

Sophie! Mein Fedor war hier! Ich habe ihn gesehen! an dem unglücklichen Tage, da ich mit dem Kaiser verlobt wurde! O, mußte er mein so schwer gedrücktes Herz noch so grausam verwunden? — Als man mich angekleidet und geschmückt hatte, zerfloß meine Mutter in Thränen — Thränen der Freude, glaube ich. Nun wollte mich auch mein Vater sehen, eh' er zu dem Kaiser ginge. Er führte mich in ein Nebenzimmer, um mir noch einige Verhaltungsregeln zu geben. Das war es gerade, was ich wünschte. — Als er mich mit väterlicher Freude ansah, küßte ich seine Hand, und benetzte sie mit Thränen. Dann sagte ich in tiefem Schmerze: Sie haben mich zur Gemahlin des Kaisers bestimmt. Noch einmal, mein Vater, beschwöre ich Sie: bringen Sie mich

nicht in die gefährliche Lage, daß ich alle Hoffnung, glücklich zu werden, aufgeben muß. Sie wissen; daß ich den Fürsten Dolgoruki liebe. Ich weiß bestimmt, mein Vater, daß der Kaiser nicht die mindeste Neigung zu mir hat. Wir Beide, ich und er, lassen uns mit einander verloben, weil wir müssen. Aber — nimmermehr bekommt er meine Hand: das erkläre ich Ihnen ernst und feierlich. Rechnen Sie nicht darauf, daß ich mich zum zweiten Male werde zwingen lassen! . . . Nur ein Wort, mein Vater, so bin ich krank; die Verbindung wird abgebrochen, und Ihre Tochter ist glücklich.

Mein Vater wurde verlegen; doch nach einigen Augenblicken sagte er fest: „es ist unmöglich, Marie! Ich habe alles daran gesetzt, den höchsten Wunsch meines Lebens zu erreichen. Du mußt, Marie!"

Nun, mein Vater, wie es auch gehen mag — ich bin von jetzt an unschuldig.

Er faßte meine Hand, und fragte unruhig: „was hast du vor, Marie? was willst du thun?"

Alles, was Sie wollen, mein Vater, nur nicht dem Kaiser meine Hand vor dem Altare geben.

„Damit hat es noch drei Jahre Zeit, Marie. Also, du versprichst mir, so lange ...“

Alles zu thun, was Sie befehlen. Dann aber, mein Vater, höre ich auf zu gehorchen.

„Wir haben ja Zeit zu überlegen,“ sagte er nun freundlich. „Thue nur bis dahin, was ich wünsche, warum ich dich bitte.“

Was hätte ich noch sagen sollen, liebe Roncalez! Ich sah ja, daß er mich nur hinhalten wollte. —

Die schreckliche Ceremonie wurde mir durch die übermüthige, verschwenderische Pracht, die dabei herrschte, noch quälender. Es war mir zuweilen, als stände mitten unter den schimmernden Gestalten ein hohnlachendes Gespenst, das mir drohete, oder, als hörte ich den zerstörenden Fußtritt eines unsichtbaren, schrecklichen Wesens, das zu meinem Verderben heran nahete. Meine Angst nahm noch zu, als ich dachte, daß ich selbst daran

Schuld wäre; denn — wer hätte mich zwingen können, in den Saal zu gehen?

Die fürchterliche Ceremonie war endlich vorüber, und ich mußte nun die Glückwünsche des Hofes annehmen. Das Einförmige dieser Complimente machte bald, daß ich in mich versank. Auf einmal aber hörte ich eine mir wohlbekannte Stimme. Es war Fedor, der mir leise, doch in einem schneidenden Tone, zuflisterte: Treulose! hältst du so deine Schwüre? Ich taumelte vor Schrecken, und sank in die Arme meiner Eltern, die sogleich herbei eilten.

Als ich die Augen wieder aufschlug, befand ich mich in einem Nebenzimmer, von meiner Mutter und der Kaiserlichen Familie umringt. Meine Mutter flisterte mir zu: die wahre Ursache meiner Ohnmacht ahne niemand. Bald kam auch mein Vater, und ich las in seinem Gesichte Bestürzung und Zorn, die er vergebens zu verbergen suchte. Das Fest wurde früh geendigt. Mein Vater stellte sich, als wisse auch er die Ursache meiner Ohnmacht nicht. Er sprach nicht ein einzi-

ges Wort von Fedor, und liebkoste mir sogar; aber seine Augen brannten, und seine Stirn zog sich oft in Falten. So blieb es, bis ein Officier von seinem Regimente ihm in einem Nebenzimmer einen Rapport abstattete. Nun hörte ich ihn freudig sagen: „gut! recht gut! Du schweigst, bei deinem Leben!"

Diese Worte, und die Heiterkeit meines Vaters fielen mir auf. Da der Officier im Saale warten mußte, weil ihm noch Befehle ausgefertigt werden sollten, und da ich gerade mit ihm allein gelassen wurde, so fing ich eine Unterhaltung mit ihm an, und fragte ihn auf einmal ganz unerwartet: es machte Ihnen doch keine Schwierigkeit, den jungen Dolgoruki zu arretiren?

„Sie wissen also . . .?" fragte er bestürzt.

Wie Sie sehen! erwiederte ich kalt. Was sollt' ich nicht! — Wohin wird er denn gebracht? Nach Kronschlott?

Noch bestürzter antwortete er: „nein, nach Schlüsselburg. Aber, Ew. Hoheit . . . Der Fürst befahl mir . . ."

... zu schweigen; und ich befehle Ihnen, zu reden. Wann gehen Sie von hier ab? Vorher erwarte ich Sie noch im Garten bei dem grünen Pavillon. Ich habe Ihnen etwas zu sagen. In Einer, höchstens zwei Stunden. Ich verlasse mich auf Sie.

Er verbeugte sich. Nun eilte ich auf mein Zimmer, schrieb meinem geliebten Fedor, und ging dann dreist und unbefangen in den Garten, auf den grünen Pavillon zu. Der Officier erwartete mich schon. Sie erfüllen, sagte ich, die Befehle meines Vaters, und bringen Ihren Gefangenen nach Schlüsselburg. Ich aber, die künftige Gemahlin Ihres Herrn, des Kaisers, befehle Ihnen, Ihrem Gefangenen diesen Brief zu übergeben, und mir seine Antwort darauf zu bringen.

Er war unentschlossen. „Es ist mir streng verboten," hob er an, „irgend ..."

Mir zu gehorchen? unterbrach ich ihn. Ich befehle Ihnen, und gebe Ihnen mein Wort darauf, daß niemals von den zwei Briefen, die Sie bestellen werden, die Rede seyn soll. Aber wenn Sie Sich weigern, mei=

nen Befehl zu erfüllen, so . . . — Ich hoffe, nicht vergebens zu befehlen.

„Darf ich dem Fürsten sagen, was Sie mir gebieten?"

Sobald ich die Antwort auf diesen Brief in Händen habe, können Sie thun, was Sie für rathsam halten.

„Ew. Hoheit wissen, wie streng Ihr Vater . . ."

Sie übergeben den Brief, und bringen mir drei Zeilen Antwort. Der Fürst Dolgoruki schweigt, wie ich: darauf gebe ich Ihnen mein Ehrenwort. — Er war noch immer unentschlossen. — Ich glaubte in der That nicht, sagte ich jetzt freundlich, daß ich heute eine Fehlbitte thun könnte!

Nun küßte er mir die Hand, und sagte: „der Brief wird bestellt, und Sie bekommen Antwort."

Ich ging durch die hintern Alleen, und er durch den Seitengarten. Niemand hatte uns bemerkt. Ich war bald bei meiner Tante, und blieb in ihrer Gesellschaft, so lange ich es aushalten konnte. Die Verlobung und der

Schrecken hatten mich angegriffen. Am folgenden Tage bekam ich Fedors Antwort, und war nun auf einmal wieder ruhig.

23.

Fedor an Sapieha.

Den 6ten Junius 1727.

Ich habe sie noch einmal gesehen, Sapieha. Es war mir unmöglich, dir mein Versprechen zu halten. Sie stand mit dem Kaiser unter dem Baldachin. Ihr Blick ruhete auf dem Boden, und ihr ganzer Körper schien erstarrt. Nur zuweilen erhob sie das große schöne Auge zum Himmel, und ihre blaßrothen feinen Lippen öffneten sich, einen Seufzer aus der gepreßten Brust zu lassen. Nein, Sapieha, sie ist nicht treulos; ihr grausamer Vater hat sie gezwungen. So demüthig steht keine da, der die Krone alles gilt, und der sich so eben eine halbe Welt zu Füßen legt. Sie beugte das Knie vor der Herzogin von Holstein, als diese sie umarmen wollte.

Ich trat an sie heran, als mich die Reihe traf. Sie erkannte mich, ob sie gleich so tief in sich versunken war; und da brach ihr Herz unter der Last ihrer neuen Würde. Sie fiel in Ohnmacht. Die todtenbleiche Farbe ihres Gesichtes, das Erstarren und Erlöschen ihrer Augen — nein, sie ist nicht treulos! sie liebt mich noch!

Ich eilte, wie vernichtet, aus dem Saale, in welchem ich durch meine grausame Selbstsucht Schrecken verursacht hatte.

Diesen Augenblick verlasse ich Petersburg. Leb wohl, Sapieha. Du wirst bald von mir hören. Ich gehe nach Persien. Was kann ich jetzt noch verlieren, da ich sie verloren habe! Und so leb wohl. Vielleicht auf immer.

Meine Wohnung ist umringt; ich werde arretirt. Mein Bedienter soll . . .

24.

Marie an Fedor.

Abends, den 6ten Junius 1727.

Fedor! ist das dein Glaube an meine Liebe, an meine Treue? Wie! Du erinnerst mich an meine Schwüre? Ist es dahin gekommen? Fedor, als du mir zu Füßen sankst, und bei dem Himmel über uns schworest, keinem Gerüchte, keiner Erzählung, selbst nicht meiner Mutter, selbst nicht der Roncalez zu glauben, wenn sie dir sagten, daß ich treulos sey: — waren deine Schwüre da nur Luft? Fedor, ich bin dir treu; aber ich gehe geduldig, wohin man mich führt, so lange ich nur noch den kleinsten Schimmer von Hoffnung sehe. Was that ich denn auch, daß du mich treulos nennen konntest! Stand ich mit einem Manne vor dem auf immer bindenden Altare? Hörtest du mich sagen: ich liebe einen Andern, als Fedor? — Wie dich um meinetwillen vor Kurzem ein Kerker und Wache

umgaben, so mich um deinetwillen heute ein Thronhimmel und ein glänzender Hof.

Fedor, als du gefangen warst, blieb ich ruhig. Ich war mit dir im Gefängnisse: mein Zimmer dachte ich mir als einen Kerker, meine Jalousieen als eiserne Fensterstäbe, die Festons meiner Tapeten als hangende Ketten. Oder meinst du, daß die Fesseln, welche mir mit dem Ringe angelegt wurden, mich freueten, weil sie glänzten? Für so klein hättest du deine Marie nicht halten sollen!

Mein Muth hat mir einen Weg geöffnet, auf dem ich dir schreiben und eine Antwort bekommen kann. Sey ruhig, Fedor, ich bin, ich bleibe ewig dein! Nichts wird je mein Herz von dem deinigen reißen, kein Gefängniß, keine Trennung, keine Krone. Noch ist Hoffnung übrig. Verschwindet sie ganz: dann gehen wir vereint in eine bessere Welt, wo Treue bis zum Tode ein Paradies um uns her schaffen wird.

Bei diesem entzückenden Gedanken würde es mir schwer seyn, das Leben noch des Athmens werth zu finden, wenn ich nicht die

Hoffnung hätte, noch hier mit dir vereinigt zu werden. Aber — bin ich es denn nicht schon? Was auch mein Vater thun mag: kann er uns trennen? kann er meinem Geiste verbieten, dich in jeder Stunde, an jedem Orte zu sehen? Nichts trennt mich von dir, und wenn auch ein Welttheil zwischen uns läge.

Fedor, zweifle nicht! Ich habe nie an deiner Treue gezweifelt; darum bin ich ruhig und über jedes Schicksal erhoben.

Antwort.

Angebetete Marie, du hast mich gerettet. Verzweifelnd stand ich schon mit kaltem Herzen am Rande des verächtlichen Lebens. Ich hatte dich verloren; was sollte ich noch auf der Erde! Da gab mir der Adjutant — o, ich werde ihn immer dafür lieben! — da gab er mir deinen Brief, und mein starrer Schmerz lös'te sich in sanfte Thränen auf.

Ja Marie, ich hatte das Leben aufgegeben. Aber du nahest dich mir freundlich, wie

mein guter Engel; deine wohlthätige Hand berührt mein Auge, und die Erde ist mir aufs neue ein Tempel der Liebe.

Wie kann ich dir danken, meine Retterin! Ich bin ruhig, und zweifle nicht wieder. Ja, du bist größer als ich. Welcher Sterbliche könnte je deine Liebe verdienen! Leb wohl. Ich würde ruhig seyn, und wenn man mich auf das Blutgerüst führte. Mein letztes Wort wäre: Marie! und keine Klage sollte den Mann entehren, den deine Liebe zu dem glücklichsten auf der Erde machte.

Der Officier drängt mich. Leb wohl!

25.

Die Fürstin Menzikof an Sophie Roncalez.

St. Petersburg, im Julius 1727.

Wann kommst du wieder zu uns, liebe Sophie? Deine sanfte Seele hat die Heftigkeit des Fürsten so oft gemildert; und sie würde das auch noch jetzt thun.

Meine Vermuthung, die Krone habe Marien gereitzt, war doch zu voreilig. Aber was will sie denn, wenn sie die Krone nicht will? Ich begreife das Mädchen nicht.

Dolgoruki büßt für seine Verwegenheit, ohne Erlaubniß nach Petersburg zu kommen und sogar in den Pallast zu dringen, auf der Festung. Marie weiß es, und sie ist ruhig. Ihr Vater verlangt, sie soll die Neigung des Kaisers zu gewinnen suchen; sie behandelt diesen aber nur mit der tiefsten Ehrfurcht, kalt, ernst, ganz ohne die Grazie, die sonst bei ihr so unwiderstehlich ist. Sie erklärt den Kaiser für sehr liebenswürdig; und doch versäumt sie alle Gelegenheiten, sich ihm zu nähern, so viele sie deren auch haben könnte. Eben so kalt, so ernst, so ehrfurchtsvoll behandelt sie die Prinzessin Elisabeth, die sehr oft in der Gesellschaft des Kaisers ist. Löse mir das Räthsel, liebe Roncalez, wenn du kannst.

Ja, ich fange an der Ruhe zu genießen, und zittre nicht mehr vor der Größe meines Mannes; denn der Kaiser scheint ihm ver-

sönlich ergeben zu seyn. Selbst die Dolgorukis, sowohl des Kaisers Gouverneur, Alexei, als auch sein Sohn Iwan, des Kaisers Liebling, welche beide in unserm Pallaste wohnen und folglich unter meines Mannes Augen sind, scheinen mit ihm in Frieden leben zu wollen. Um ebenfalls recht oft bei dem Kaiser seyn und sich dessen Gunst erwerben zu können, ist mein Sohn Oberkammerherr geworden, und es läßt sich alles gut an. Der Kaiser ist offen und freundlich. Dem Pater Brukenthal mißfällt an ihm nur, daß er, sobald das Gespräch auf Staatssachen kommt, auf einmal schweigt, und kalt und ernst wird, doch ohne deshalb unaufmerksam zu seyn.

Selbst die Art, mit der er meinem Manne Beweise seiner Gnade giebt, zeigt deutlich, daß er ihm persönlich gewogen ist. Neulich trat er in den großen Saal, wo der Hof ihn schon erwartete. Mit einem ernsten Blick auf meinen Mann sagte er: „ich will einen Feldmarschall weniger haben!" Mein Mann wurde blaß. Doch schnell trat der Kaiser sehr freundlich auf ihn zu, gab ihm ein Patent,

und sagte: „ich erhebe dich zum Generallissimus der ganzen Armee.“ — Niemand wußte etwas davon; der Kaiser hatte das Patent so eben erst in seiner Gegenwart ausfertigen lassen. Mein Mann sagte den Abend: „jezt ist meine Macht beinahe unangreiflich.“

So lange der Kaiser dein Freund ist! erwiederte Brukenthal, dieser böse Prophet, sehr nachdrücklich.

Mein Mann wurde verdrießlich über den hypochondrischen Mönch, und sagte: „du bist ein Thor!“

Brukenthal erwiederte kalt: Menzikof, du wurdest bei den ersten Worten des Kaisers blaß. Warum denn, wenn ich so gänzlich Unrecht habe? Der Kaiser sah dich erblassen; und — was Ihr alle übersehen habt, bemerkte ich — und das Vergnügen darüber war in seinen Augen unverkennbar. Er freuete sich, daß der General-Vikarius des Reiches, der allmächtige Fürst Menzikof, vor ihm zitterte. Ich fürchte, Menzikof, du wirst noch oft vor ihm zittern müssen. Bilde dir nichts auf seine Gunstbezeigungen ein; sie sind nicht

Beweise von Liebe, sondern von seinem ungeduldigen Verlangen, selbst zu herrschen. Ich weiß nicht, wie ein Mann von deinem Kopfe nicht schon längst bemerkt hat, warum er dir so große Beweise seiner Gunst ertheilt! Sie sind das Einzige, wobei er seine Gewalt zeigen darf; denn ohne deine Zustimmung darf er ja keinen Andern erheben. Selbst Iwan Dolgoruki, den er liebt, bleibt Kammerjunker. Warum? Weil du ihn erheben würdest, nicht Er. Dich erhebt er, weil Er es thut, nicht Du. Menzikof, wenn der Kaiser einst merkt, daß er dich auch stürzen kann, wie er dich erhebt, und daß er dich stürzen muß, wenn er früher ein Mann seyn will . . . Hat nicht der ganze Hof gesehen, daß der Kaiser heute stolzer und fröhlicher war, als jemals? Warum denn? . . . Du schweigst? Ich will es dir sagen. Er war es, weil er dachte: Menzikof zittert vor mir; ich kann bald mein eigner Herr seyn!

Das Alles, liebe Roncalez, ist nun wohl zu spitzfündig, um wahr seyn zu können; aber dennoch hat es meinen Mann einige Augen-

blicke beunruhigt, ob er gleich sonst bei jedem neuen Glücke nur sicherer wird. So will ich mich ausdrücken; Andre sagen vielleicht: stolzer, übermüthiger. Brukenthal, von dessen Liebe mein Mann überzeugt ist, und der ihm daher sagen darf, was er will, nennt es gar noch schlimmer. Dein Pallast, sagte er, heißt, nach dem Befehle des Kaisers, der Kaiserliche Pallast. Daß du diesen Beweis seiner Gnade angenommen hast, wird dir einst als Uebermuth vorgeworfen werden. Daß dein Regiment seine Quartiere hier auf der Insel bei dir hat, ist eine Gunst des Kaisers; aber man wird es dir einst als ein Verbrechen vorwerfen. Der Kaiser braucht dir nur eine saure Miene zu machen; und sogleich wird man ihm alles, was du begangen hast, und den Hochverrath, den du noch begehen willst, an den Fingern vorzählen.

„Bist du rasend, Brukenthal? Welche Verbrechen? Hochverrath! Erkläre dich!"

Daß du deinen Pallast den Kaiserlichen nennen läßt, dein dir so treu ergebnes Regiment Ingermanland hieher verlegt, Genera-

lissimus geworden bist, das hohe Conseil aufgehoben hast: sind das nicht offenbare Beweise des Hochverraths? Waren denn die besser, wodurch du Devier und seine Parthei stürztest? Noch mehr! Hat dir der Wiener Hof nicht das Fürstenthum Kosel in Schlesien geschenkt? Und wem anders als einem Verräther wird ein fremder Hof ein solches Geschenk machen?

Mein Mann achtet gar nicht auf solche Warnungen. In allen Geschäftsangelegenheiten behandelt er die Großen, wie seine Unterthanen, und sogar mit Härte, wenn sie es wagen, andrer Meinung zu seyn, als er. Selbst der geschmeidige Ostermann hat sich neulich so beleidigt gefunden, daß er seitdem nicht mehr in unser Haus kommt.

Was mir am meisten Sorge macht, ist die Nachlässigkeit, womit der Holsteinische und der alte Kaiserliche Hof behandelt werden. Darüber lächelt aber Brukenthal, als über eine Kleinigkeit. Nein, liebe Roncalez, ich bin nicht für den Hof geboren; mein Herz zieht mich zu allen Unglücklichen, und ich

möchte gern die Beschützerin jedes Gefallenen seyn. Auf meine Bitte, auf Mariens Befehl, wird der Graf Devier in Sibirien so gut behandelt, als es sich thun läßt. Der dortige Gouverneur ist ein guter Mensch. O, man sollte diese Stelle immer nur einem Manne von dem weichsten Herzen geben!

26.

Marie an Sophie Roncalez.

St. Petersburg, im August 1727.

Fedor ist von Schlüsselburg nach einer andern Festung gebracht worden. Ob mein Vater erfahren hat, daß ich ihm geschrieben habe? oder ob er glaubt, Fedor sey mir in Schlüsselburg zu nahe? Liebe Roncalez, könnte ich doch dem edlen Jünglinge nur sagen, daß unser Leiden bald geendigt seyn wird! Ja, Sophie! Der Kaiser betrachtet mich mit einer Art von feindseliger Kälte, so oft ich in seiner Gesellschaft bin. Es ist nicht Gleichgültigkeit, sondern Unwille darüber, daß ich ihm

aufgedrungen werden soll. O, daß mein Vater nicht sieht, wie der Grund seiner Größe wankt! nicht einmal sieht, was doch ich sehe, obgleich meine Augen auf so etwas gar nicht geübt sind: daß des Kaisers Herz gänzlich von ihm und von uns Allen abgewendet ist!

Du solltest nur sehen, liebe Roncalez, wie Alexei Dolgoruki, wenn ich ihm begegne, sich vor mir lächelnd fast bis zum Boden beugt! wie ehrerbietig er in der Ferne steht, gleich einem Sklaven, und wie er dann mit niedergedrückten Augen — ich möchte beinahe sagen, höhnend — hinter mir her lächelt! Und sein Sohn Iwan, dieser geschmeidige, ewig lächelnde junge Mensch, der immer mit unveränderter Miene da steht, und der, wenn man ihn fragt: was macht, oder wo ist der Kaiser? ruhig versichert, er sehe ihn nie, ausgenommen, wenn es sein Amt erfodere! Dieser junge Mensch hat das Herz des Kaisers; das verbirgt er aber, wie ein gefährliches Geheimniß. Er gewinnt sich die Liebe des guten Kaisers mit allem, womit sich Liebe gewinnen läßt: mit Diensteifer, Schmeiche-

leien, die wie Wahrheit klingen, und vorzüglich durch zärtliche Theilnahme. Der Monarch will als Mensch geliebt seyn: er vergißt über die Krone nie, daß er ein Herz hat; und dieser junge Dolgoruki scheint sein Herz zu lieben, ohne sich um seine Krone zu bekümmern.

Auch die Prinzessin Elisabeth und des Kaisers Schwester Natalia solltest du sehen! Sonst nahmen sie mich heiter und liebevoll auf; jetzt empfangen sie mich mit kalter Förmlichkeit. Es ist anders geworden, liebe Roncalez! Gewiß schwebt Unglück über uns. Der Kaiser befolgt den Willen meines Vaters genau, und ohne alle Widerrede. Es kommt mir aber so vor, als versuchte er jetzt erst seine Kräfte, wie ein junger Adler, der auf seinem Felsen die Flügel schwingt, und nur von Klippe zu Klippe schwebt, bis er endlich in die Lüfte empor steigt, um auf seinen Raub herab zu stürzen. Er wagt es zuweilen schon, einen Willen zu haben. So hat er z. B. alle Lapuchins zurückgerufen. Als mein Vater Einwendungen dagegen machen wollte, wur-

de der Kaiser roth, und sagte ernst: ich will es!

Er wünscht nach Moskau zu reisen, um gekrönt zu werden; mein Vater scheint aber Gründe zu haben, die Krönung noch nicht so bald geschehen zu lassen. Nichts hat der Kaiser so sehr gewünscht, als eben das; aber dennoch sagt er nicht: ich will! Wenn das nicht deutlich ist, liebe Roncalez . . .!

Iwan schläft in demselben Zimmer mit dem Kaiser. Die Lapuchins, die Dolgorukis, und auch Gallizin, den der Kaiser sehr auszeichnet, alle sind offenbar geschäftig. Mein Vater lächelt darüber, und sagt nur: „sie werden es nicht wagen, mich anzugreifen; ich bin ihnen zu mächtig geworden!"

Der Holsteinische Hof ist abgereist. Ich konnte mich des lauten Weinens nicht erwehren, als die tief gekränkte Frau, des grossen Kaisers Tochter, Abschied nahm, und nur kalte Gesichter sah.

Der Kaiser gewinnt die Liebe seines Volkes immer mehr. Bei dem letzten fürchterlichen Brande — O, Sophie! die hohen Flam-

men von den weitläuftigen Magazinen, von zwei und dreißig Schiffen, Flammen, die sich wie ein brennendes Meer über unsern Pallast hin wälzten; der dunkelrothe Glanz auf der Newa, die helle Flamme am Himmel, die Gluth am Ufer, und dazwischen das langsame Anschlagen der Glocken, das Donnern des Geschützes, das Jammergeschrei der Menschen! o, ich werde es nie vergessen! — Der Kaiser fuhr in einer Schaluppe hinüber, gab Befehle, beschenkte die Thätigen, und ließ die Trägen bestrafen. Hier zeigte er sich zum ersten Mal als Kaiser, und wo er sich sehen ließ, empfing ihn das Jauchzen des Volkes. Er blieb unermüdet, bis die Gefahr vorüber war. Und als er, von Staube bedeckt, zurückkam, mit dem von Eifer und Anstrengung glühenden Gesichte, begleitet von Tausenden, die ihm Segenswünsche zuriefen: da schien es mir, als wäre er auf einmal ein Mann geworden. Er trat mit stolzem Anstand unter die Großen, ertheilte Befehle, und sagte in einem beinahe fürchterlichen Tone zu meinem Vater: du stehst mir dafür, daß meine

Befehle

Befehle ausgeführt werden, und so, wie ich sie gegeben habe!

Er grüßte das Volk zu beiden Seiten mit jugendlicher Freundlichkeit. Seine Schwester, die ihm entgegen kam, fragte: wie viel der Schade wohl betrüge? Mehrere Millionen! antwortete jemand. „Wer wird hier an Geldverlust denken!" sagte der Kaiser mit einer schönen Rührung. „Aber es sind fünfhundert Menschen in den Flammen umgekommen!" Liebe Roncalez, wie gern hätte ich mich ihm zu Füßen werfen mögen! — Ich habe alles Geld, das ich hatte, vertheilen lassen, um der dringendsten Noth nach meinen Kräften abzuhelfen.

O Roncalez, wie klein ist alles, was der Mensch vermag, gegen die Verwüstungen der Elemente! Als die Flamme sich wogend, drohend, über die breite Newa herüber lehnte, und dabei auf den Schiffen die geladenen Kanonen losgingen, die Pulvervorräthe aufflogen: da sah ich Menschen zittern, die vielleicht noch nie gezittert hatten. Alles blickte

unfreiwillig gen Himmel, als flehete es den um Hülfe an.

Seit diesem Unglückstage ist der Kaiser, möchte ich beinahe sagen, freier. Er reitet in Petersburg umher, geht auf die Jagd, die er liebt, und bleibt auch zuweilen eine Nacht aus. Wenn wir fragen: wo ist er? mit wem? so heißt es: auf der Jagd, mit den Dolgorukis, mit Gallizin. Er befiehlt mehr, als sonst, und es ist, als ob er einen geheimen Unwillen zu verbergen suchte. Ich fürchte, ich fürchte, liebe Roncalez, dieser Unwille wird endlich einmal hervorbrechen und meinem Vater verderblich werden. Verderblich? Nein, das wohl nicht. Es wäre undankbar von dem Kaiser, wenn er den Mann verderben wollte, der ihm die Krone aufgesetzt hat. Mein Vater wird nur seine Macht verlieren; und so nähert sich allerdings das Ende unsrer Leiden. Fedor wird dann gewiß wieder frei: denn er ist ein Dolgoruki!

27.

Marie an Sophie Roncalez.

St. Petersburg, im September 1727.

Der gefürchtete Schlag ist gefallen, geliebte Sophie. Alle unsre Freunde haben uns verlassen. Wir gehen still, mit ängstlichen Blikken neben einander hin, ohne daß wir den Muth haben, uns anzusehen. Mein Vater, der nun auf einmal alles verloren hat, warum und wofür er lebte, ist wie vernichtet. Und meine arme bedauernswürdige Mutter! Was geschehen ist, gilt ihr nicht für Unglück; aber sie fürchtet, was noch geschehen kann, noch geschehen wird.

Der Pater hatte Recht! o, nur zu sehr Recht! Schon lange hing das Schwert an einem Haare über meines Vaters Haupte, und endlich fiel es. Vier Tage waren hinreichend, alle Bande der Dankbarkeit, durch die mein Vater den jungen Kaiser an sich gefesselt zu haben glaubte, gänzlich zu

zerreißen. Mein Vater war auf zwei Tage nach Oranienbaum gegangen, weil ihm nicht wohl war. Noch zwei andre Tage ging der Kaiser mit den Dolgorukis — o, noch immer ist dieser Nahme meinem Herzen theuer, obgleich Menschen, die ihn führen, die Urheber unsres Falles sind! — der Kaiser war zwei Tage mit Alexei und Iwan auf der Jagd. Also vier Tage lang sprach mein Vater ihn nicht; und während dieser Zeit wurde unser Verderben beschlossen.

Sie kamen zurück; und nun war es auf einmal ganz anders, als sonst. Ihre Augen konnten den lange gewünschten Triumph nicht mehr verhehlen. Sie begegneten mir im Mittelsaale. Ich grüßte sie freundlich; sie eilten aber mit finstern, scheuen Blikken an mir vorüber.

Ihnen zürne ich nicht, liebe Roncalez; aber Andern, denen mein Vater Wohlthaten erzeigte, die er glücklich machte. Auch die waren auf einmal verschwunden, oder betrachteten mich mit höhnenden Blicken, mich, vor der sie sich noch den Abend vorher bis

tief zum Boden gebeugt hatten! Die Unmenschen! sie konnten ihre Augen sogar an dem Schmerze meiner tugendhaften Mutter weiden. Mochten sie den gestürzten Günstling verhöhnen! Aber eine gute Mutter, die das Unglück ihrer Kinder beweint, ist so ehrwürdig! Und einer solchen konnten sie spotten! O, die verächtlichen Menschen, die nur schmeicheln, und nicht lieben, denen das Glück für Tugend, das Unglück für ein Verbrechen gilt!

Wohin wollen Sie, liebe Mutter? fragte ich, als sie noch bei Ostermann einen Versuch machen wollte. Sehen Sie denn nicht, daß wir verloren seyn sollen? Stolz kleidet den Unglücklichen am besten. — Mit erloschnen Augen, worin Thränen hingen, blickte sie mich an, und seufzte: für Euch, meine Kinder! Sie ging, kam aber noch ermatteter, noch trostloser, zurück.

Daß wir gefallen sind, schmerzt mich nicht. Mein Herz hatte andre Wünsche; eine stille, einsame Hütte, ein Rasensitz, ein Gärtchen wären für mich eine glückliche Welt gewesen!

Das weißt du ja, liebe Roncalez, die du mich die sicheren Freuden eines genügsamen Lebens kennen gelehrt hast. Mich schmerzt nur das Verderben dieser undankbaren, gleisnerischen Menschen, die meine zutrauliche Seele so grausam betrogen. Unter Allen, die uns so innig zu lieben schienen, ist nicht Einer, der unser Freund war, nicht Einer! Sie haben meinem Herzen den Glauben an Menschenwerth genommen! Ich hätte meine Hand einst mit seliger Ruhe in Fedors Hand gelegt. Wenn jetzt dabei ein finstrer Gedanke an Untreue, gleich einem Gifttropfen, meine reine Seligkeit trübt, so sind diese Unmenschen Schuld daran. Sie haben mir meine schöne Welt voll Tugend, voll Friedens, vernichtet. Wehe ihnen! und wehe mir!

Das ist es! das! Was noch folgen kann, sind nur nachhallende Töne des Donners; der zerstörende Blitz ist schon gefallen, und hat die Ruhe meiner Seele vernichtet.

Sieh, mein Vater verwendet eine Summe Geldes, die der Kaiser seiner Schwester geschenkt hat, zu etwas Andrem. Der Kaiser

erfährt es, und ist sehr unzufrieden. Mein Vater geht zu ihm, kommt aber schon nach einigen Minuten todtenbleich zurück. Wir fragen ihn ängstlich, und er erzählt, daß der Kaiser sehr empfindlich gewesen sey. Und das erschreckt dich? fragte Brukenthal. — „Das nicht; aber . . ." — Mein Vater brach ab, und sah finster zu Boden. Bald fuhr er fort: „Man hat etwas vor, wohinter ich noch nicht kommen kann. Die Dolgorukis stehen an der Spitze; aber sie sollen mich kennen lernen!" Er hatte seinen Muth bald wieder, und traf Anstalten, über die wir Andren den Muth verloren. Zu den Wachen an der Newa und um den Pallast wählte er die treuesten Leute von seinem Regimente Ingermanland, das ihm sehr ergeben ist, und das seine Quartiere auf unsrer Insel hat. Die Stabs-Officiere mußten einer nach dem andern zu ihm kommen, und er wurde immer heiterer.

Am folgenden Morgen hörten wir ein Getümmel, ein Hin- und Herlaufen, ein ängstliches Rufen. Ich sprang auf, um zu meiner Mutter zu gehen. Todtenbleich stürzte

ein Adjutant neben mir weg in das Zimmer meines Vaters, und ihm folgte ein zweiter mit der größten Angst im Gesichte. Ich erschrak, und konnte kaum aus der Stelle gehen. Mein Vater stürzte hervor, und rief: wie? wo? was? Meine Angst stieg immer höher, und es fehlte mir gänzlich an Muth zu fragen. (Ich stand unbemerkt in der Vorthüre, die zu den Zimmern meiner Mutter führt.)

Endlich höre ich, daß der Kaiser und die Dolgorukis nicht da sind. Jetzt stürzt noch ein Officier athemlos und mit wilden Augen in den Saal. Er sagt abgebrochen: der Kaiser ist im Sommerpallaste! Die Garden stehen unter dem Gewehr! Es ist ihnen angedeutet, daß sie von Niemand als von dem Kaiser oder von Soltikow Befehle annehmen sollen!

Mein Vater machte bei diesen Worten eine Bewegung des Zorns; doch bald ließ er die Arme kraftlos wieder sinken. In diesem Augenblick verschwanden die meisten Menschen, die bei ihm waren, und stürzten, wie von einem plötzlichen Schrecken ergriffen, die

Treppen hinunter. Ich war so matt, daß ich mich an der Thüre niedersetzen mußte. Jetzt trat mit stolzem Gange ein Garde-Officier herein, dem die noch Anwesenden sogleich Platz machten. Er beugte sich ehrerbietig vor meinem Vater, und sagte dann kalt: ich habe Befehl, des Kaisers Sachen in den Sommerpallast bringen zu lassen. — „Von wem?" fragte mein Vater heftig. — Von dem Kaiser selbst! antwortete der Officier kalt und stolz.

Mein Vater faßte sich. „Diesen Augenblick," erwiederte er ehrerbietig, „will ich den Befehl des Kaisers erfüllen!" Der Garde-Officier sah nun, als mein Vater weggegangen war, um sich her. Von den wenigen Freunden meines Vaters, die noch da waren, gingen wieder die meisten aus dem Saale. Die sonst jeden Morgen in den Vorzimmern standen, und jetzt eben erst kamen, kehrten wieder um, sobald sie gehört und gesehen hatten.

Ich ging nun zu meiner Mutter, und fand sie noch in einem sanften Schlafe. O, liebe Roncalez! schon war das Unglück über

uns herein gebrochen, und von ihrem Herzen hielt die segnende Hand der Natur es noch ab! Ich kniete leise vor ihrem Bette nieder, und betete für sie. Eine Kammerfrau kam ängstlich, sie zu wecken. Ich sagte aber: laß sie schlafen! und setzte mich ruhig — gewiß, liebe Sophie, ruhig! — an ihr Bett.

Sie erwachte bald; und nun kam mein Bruder mit der Schreckensnachricht, die sein blasses Gesicht noch eher ankündigte, als seine zitternde Lippe. „Der Kaiser ist fort! diese Nacht! Wir sind verloren!" Meine Mutter sank erblassend auf ihr Küssen zurück. — Den Jammer, der nun anhob, kann ich dir nicht beschreiben; er ist unaussprechlich!

Nach einiger Zeit trat mein Vater mit einem ruhigern Gesichte herein. Er erzählte, und setzte hinzu, daß er auch seine und meines Bruders Sachen nach dem Kaiserlichen Pallaste bringen ließe. Wirklich hatte er wieder Hoffnungen gefaßt, und äußerte das auch. Meine Mutter schüttelte schweigend den Kopf. Sie hielt meine Hand in der ihrigen, und ich fühlte, daß sie krampfhaft zitterte. Wir

kleideten uns schnell an, und während der Zeit wagte es niemand, zu äußern, was er dachte, hoffte, fürchtete. O, jetzt weiß ich aus Erfahrung, daß Ungewißheit das größte aller menschlichen Leiden ist!

Nach und nach sammelten sich Freunde meines Vaters in dem Sprechsaale. Man hatte sich nun erkundigt, und wurde muthiger. (Wir saßen in dem großen Cabinette mit Glasthüren, und konnten also den Saal übersehen, ja sogar hören, was gesprochen wurde.) Als man erfuhr, daß auch mein Vater in den Sommerpallast zöge, hatte ich noch einmal einen Anblick, der mich an seine Größe erinnerte: Alles beugte sich. Jetzt kam aber ein Officier mit der Nachricht: der Kaiser habe befohlen, die Sachen meines Vaters und Bruders zurückzuweisen, und Beiden verbiete er, nach dem Sommerpallaste zu kommen.

Mein Vater stand wie eine Bildsäule da; meine Mutter verhüllte das Gesicht. Als sie wieder aufblickte, war mein Vater beinahe gänzlich allein, von Allen verlassen, nur nicht

von dem treuen Brukenthal, auf dessen Schulter er, fast wie ohne Leben, hing. Nach einer Minute richtete er sich plötzlich auf, blickte den Mönch an, und sagte: „glaubst du, deine Prophezeiung sey eingetroffen? Mit nichten!" Er wendete sich zu seinem Adjutanten: „die Officiere meines Regiments!" Was willst du? fragte der Pater bestürzt, sobald der Adjutant hinaus gegangen war. Mein Vater antwortete nicht, und ging mit großen Schritten im Saale auf und nieder. — Um Gottes willen! was willst du? fragte der Mönch immer unruhiger, ohne eine Antwort zu bekommen. Die Officiere des Regiments Ingermanland kamen, und umringten meinen Vater. Du weißt ja, wie treu und ergeben sie und die Soldaten ihm sind. Jetzt sagte der Pater in einem wahrhaft schrecklichen Tone: Ehe Ew. Durchlaucht reden, hören Sie mich einen Augenblick! Dieser Augenblick soll der Lohn meiner langen Ergebenheit seyn.

Er zog meinen Vater schnell und unwiderstehlich in das Zimmer, wo wir waren,

gab uns einen Wink, daß wir ihm folgen sollten, und führte meinen Vater in das Nebenzimmer. „Menzikof!" sagte er hier, wie begeistert; „ich wollte schweigen: denn du bist unglücklich genug. Aber jetzt muß ich reden, und du sollst hören! Was willst du? Menzikof, was willst du? Meine Prophezeiung ist eingetroffen. Du bist gestürzt, und du mußtest es werden; denn du warst deinem Herrn furchtbar geworden. Du wolltest eine Krone auf das Haupt deiner Tochter setzen; das macht dich unglücklich. Sieh! da stehen deine tugendhafte Frau, deine unschuldigen Kinder. Daß sie bleich sind, wie Todte, daß sie zittern, wie Verbrecher, ist deine Schuld! Willst du es damit noch nicht genug seyn lassen? Sie haben jetzt Alles verloren; ihnen bleibt nichts übrig, als das Leben, und der Trost, daß ihr Vater kein Verbrecher, sondern nur zu ehrgeitzig war. Sollen sie auch das noch verlieren? Warum versammelst du die Officiere deines Regiments? Du willst dich rächen; aber die Rache wird dich und deine Familie treffen! Menzikof!

du wolltest auf dieses Haupt — er zog mich vor meinen Vater hin — eine Kaiserkrone setzen; willst du es nun auf dem Blutgerüste fallen sehen? . . . Sey nicht der Mörder deiner eigenen Kinder! Jetzt geh! Du sprichst ihr Todesurtheil aus, wenn du deinen Ehrgeitz, wenn du die Stimme der Nachbegierde hörst!

Mein Vater war erblaßt. Wir alle warfen uns ihm zu Füßen. Er schwankte: sein Auge wurde von Thränen benetzt, und er legte die zitternden Hände auf unsre Stirnen, als wollte er uns segnen. „Du hast überwunden," sagte er endlich sanft. „Ja, mich gebe ich auf, wenn ich diese retten kann. Folgt mir!"

Wir gingen ihm nach in den Saal. „Mein Regiment," hob er zu den erwartenden Officieren an, „soll seine ehemaligen Quartiere in der Stadt wieder beziehen. Das ist der letzte Befehl, den ich Euch gebe. Meldet Euch damit bei dem Kaiser, bei Alexei Dolgoruki, oder bei Soltikow."

Alle waren erstaunt. Mein Vater wie-

derholte seinen Befehl, und setzte hinzu: „Ihr steht mir dafür, daß alles ruhig bleibt. Geht sogleich zu dem Kaiser. Ich entlasse Euch."

Fürst, sagte ein alter Mann; du kannst dich auf uns verlassen! Dir geschieht Unrecht.

„Du gehst zu dem Kaiser, und läßt sogleich die Wachen von meinem Pallaste abführen. Ich brauche keine mehr."

Sie gingen unmuthig weg, und wir warfen uns an unseres Vaters Herz. „Ach," sagte er, uns umarmend, „jetzt umarme ich Euch zum ersten Male als Vater. Alles Uebrige ist ja vorbei! Jetzt bin ich Vater, jetzt, um Euer Unglück, das mein Werk ist, mit Euch zu theilen!" Er wendete sich trostlos von uns ab.

Alle Arbeiten an dem Pallaste und in den Gärten wurden sogleich abbestellt, die Wachen vor unserm Pallaste zurückgezogen, und das Regiment Ingermanland in verschiedene Gegenden der Stadt vertheilt. Auf diese Art war der Vormittag hingegangen. Als wir gegen Abend aßen, sagte mein Vater lächelnd und seufzend: „so einsam bin ich lange nicht

gewesen." Er bekam einige Briefe, und der Pater Brukenthal brachte gute Nachrichten. Nun fühlten wir uns etwas erleichtert, und verließen einander mit bessern Hoffnungen.

Aber diese Ruhe war nur Täuschung; wir sollten den Becher des Unglücks langsam trinken! — Als wir diesen Morgen ganz einsam — es herrschte eine Todtenstille im Pallaste — beim Frühstück saßen, hob mein Vater an: „es ist nicht möglich, daß der Kaiser mich haßt! War i ch es nicht, der ihm die Krone gab? Was verbrach ich? Man kann mir weiter nichts vorwerfen, als daß ich seine Reise nach Moskau gehindert habe. Das that ich ja aber, weil ich seine Großmutter fürchtete. Er mag sagen, was er will — ich kann ihm antworten: die Gewalt, die mich so streng behandelt, hast du durch m i ch; die Krone, die dich zu meinem Herrn macht, habe i ch dir aufgesetzt! Nein, er kann mich nicht ganz niedertreten lassen!"

Wir wurden heiterer, als mein Vater das sagte; doch Brukenthal blieb immer finster und stumm. Auf einmal öffnete sich die Thür,

und

und der General-Lieutenant Soltikow trat in das Zimmer. Wir Alle, mein Vater ausgenommen, gingen ihm demüthig entgegen. Er schwieg einen Augenblick; es schien, als müßte er erst Muth zu seiner Nachricht sammeln. Doch bald kündigte er meinem Vater an, daß er Hausarrest habe, und sich um gar keine Geschäfte mehr bekümmern solle. Mein Vater versuchte zu reden; die Worte erstarben ihm aber auf der Zunge, und er sank ohnmächtig nieder. Sein Herz war aufs neue voll Hoffnung gewesen: um so schmerzhafter hatte ihn dieser zweite Schlag getroffen.

O Gott! rief meine Mutter, ganz außer sich: wird es nun bald genug seyn? Es ist grausam! sehr grausam! Sagen Sie dem Kaiser, was Sie sehen! wie der Mann, den er sonst achtete, und den er zu achten doch auch Ursache hat, . . . ! . . . Ich lese Mitleiden in Ihren Augen. O, trösten Sie uns! geben Sie uns die Hoffnung, daß es nun endlich genug seyn wird! — Soltikow zuckte die Achseln. Wie! rief meine Mutter; wäre die Wuth seiner Feinde noch nicht befriedigt?

Reden Sie! Was haben wir weiter zu erwarten?

Ich bedaure Sie, sagte Soltikow gerührt. Vielleicht wäre es gut, wenn Sie den Kaiser selber sprächen.

Ich mußte abbrechen, liebe Roncalez, um mich zu erholen. Eine ganze lange Stunde habe ich mit starren Blicken den gestirnten Himmel betrachtet. Ach, er scheint mir so kalt, so ohne Mitleid, wie die Menschen!

Meine Mutter fuhr sogleich nach dem Sommerpallaste des Kaisers; doch der Zutritt wurde ihr verweigert. Sie stieg aus, und wartete auf ihn, bis er aus der Kirche käme; denn sie glaubte, ein Mensch, der eben gebetet hätte, müßte barmherzig seyn. Vor tausend Menschen hat sie sich ihm zu Füßen geworfen. Doch vergebens! vergebens! O Roncalez! als sie trostlos zu Hause kam, und das erzählte, da sank ich, von ihrer alles aufopfernden Großmuth ergriffen, vor ihr nieder, und drückte ihre Kniee fest an meine Brust. Auch mein Bruder und meine Schwester fielen

ihr zu Füßen. Es war ein Auftritt, der uns alle tief erschütterte; selbst der Pater war so gerührt, daß er schluchzte. Meine Mutter riß sich endlich von uns los, und rief: es wird doch irgend ein Herz dem Mitleid offen seyn! Ich will zu der Großfürstin, zu der Prinzessin Elisabeth. „Gehe nicht!" sagte mein Vater schmerzlich; „es ist ja doch vergeblich! Du findest kein Mitleiden; denn . . . denn . . . ich hatte keins mit den Unglücklichen, die ich stürzte. Geh nicht!" wiederholte er stärker: „denn meine Schwester knieete vor mir, und ich ließ mich nicht erbitten. Meine Schuld liegt jetzt auf euch: Ihr müßt sie büßen!"

Sie ging dennoch; aber beide Fürstinnen haben sie kalt abweisen lassen. Als sie so still und sanft zurückkam, glaubte ich schon, sie wäre getröstet; doch ihre Stille war nur das Erstarren des tiefsten Schmerzes. Meine arme Mutter! Wie wird das noch enden!

28.

Marie an Sophie Roncalez.

St. Petersburg, im Sept. 1727.

Er ist frei, liebe Roncalez, mein Fedor ist frei. Man foderte meinem Vater die Akten über seine Gefangenschaft ab. „Ach," sagte er seufzend; „dieser Dolgoruki wird mich hassen, und er hat Ursache dazu! Ein Verbrechen beging er nicht." Sieh, Roncalez! so hat unser Unglück das seinige beendigt. Aber das bringt uns einander nicht näher. Wir sind nicht glücklicher geworden; wir haben nur die Rollen gewechselt. Er, ein Mann aus der jetzt allmächtigen Familie der Dolgorukis — wird er seine Hand einer Tochter des gestürzten, seiner Würden entsetzten, seiner Schätze beraubten Menzikof geben dürfen? O, warum mußten wir Beide, ich und er, nur zu ewigem wechselseitigem Unglück bestimmt seyn!

Mein Vater ist nach Oranienburg verbannt; er verliert seine Würden und Ehren

stellen, und sein baares Vermögen wird für den Kaiserlichen Schatz eingezogen. Aber du kennst ja das freundliche Oranienburg, unter einem milderen Himmel, wo ich mit dir und meiner Mutter so glücklich lebte. Man verbannt mich nach dem Orte, den ich liebe: in den Zauberkreis meiner Kinderjahre, in das Arkadien, wo ich so glücklich war! — Wenn wir nur Oranienburg behalten, so sind wir noch immer reicher, als Millionen Menschen. Mein Vater rechnet aber auf mehr. Seine Kapitale in den Banken zu Venedig und Amsterdam, von denen man, wie es scheint, nichts wissen will, machen ihn noch immer zu einem sehr reichen Privatmann. Wenn er nur vergessen könnte, was er gewesen ist! Aber, ich fürchte, das wird er nie. Nur so eben hat er sich aus dem Schiffbruche gerettet; und schon denkt er wieder an eine neue Reise auf dem stürmischen Meere. Wir Andern, wir wünschen, daß wir schon in der Ukraine seyn möchten, wo uns eine friedliche Stille aufnehmen soll.

Höre nur, was ich mir träumen kann!

Wenn uns ein Anderer als ein Dolgoruki gestürzt hätte, so könnte Fedor mir seine Hand bieten, und mein Vater würde auf dieses Haupt, das er mit einer schweren Krone belasten wollte, segnend seine Hand legen. Sage, liebe Roncalez, wären dann nicht alle meine Sorgen nur die Dornen an der Rose gewesen? Doch jetzt? Der Sturz meines Vaters hat den Zwist der Häuser Dolgoruki und Menzikof ewig gemacht. — Eine Kaiserkrone konnte ich um Fedors willen aufopfern; die Pracht meines väterlichen Hauses um seinetwillen verlassen, und mit ihm in einem unbekannten Thale glücklich leben. Aber darf ich ihm meinen Vater aufopfern? Entflöhe ich jetzt mit ihm: würde nicht mein Vater unser Glück entgelten müssen? würden die Dolgorukis ihn dann nicht völlig verderben? — Sieh, da stehe ich wieder an dem Abgrunde der Hoffnungslosigkeit!

Aber ist denn nicht die Zukunft noch vor uns? Warum dürfte ich nicht hoffen, daß irgend ein Zufall, ein Ereigniß, doch möglich machen kann, was jetzt unmöglich scheint!

Wie der Zufall, oder — ja, liebe Roncalez, ich lasse mir diesen Glauben nicht nehmen! — wie eine gütige, weise Vorsehung ihn aus Persien auf meinen Weg führte, und vor uns einen See ausbreitete, damit unsre Herzen einander finden und ewig lieben sollten: eben so — Sieh, ich wollte tausend Mittel und Wege ersinnen, wie er mir mit dem Beifalle der ganzen Welt seine Hand bieten dürfte! Und was ein Herz voll Liebe denken kann, das sollte der ewigen Liebe ausszuführen nicht möglich seyn?

O, ehe wir Petersburg verlassen, möchte ich ihn nur noch Einmal sehen, und ihm, wenn auch nur mit einem Blicke, sagen, daß ich ihn ewig lieben werde!

Die Anstalten zu unsrer Abreise sind gemacht. Der Pater Brukenthal geht schon heute nach seinem Kloster zurück. Er hat meinen Vater dringend gebeten, so still als möglich abzureisen; doch seine Bitten und Vorstellungen haben nichts geholfen. Mein Vater will alle seine Bedienten mitnehmen. Thu das, wenn du willst, sagte Brukenthal;

nur schicke sie heimlich fort. Deine Feinde können nur durch völlige Demuth entwaffnet werden. Wolltest du ihnen auch jetzt noch Pracht zeigen, so würdest du sie aufs neue erbittern! —

Meine Mutter erwähnt Fedors mit keiner Sylbe; und auch ich schweige von ihm. Sollte ich ihr Auge, das die bittersten Thränen beinahe ausgelöscht haben, aufs neue mit Thränen füllen? Meinen Schmerz trage ich allein; meine Hoffnungen theile ich mit ihr.

Brukenthal ist schon auf der Reise. Der Abschied von ihm hat uns Alle tief gerührt. „Es ist," sagte mein Vater, sobald er fort war — „es ist, als hätte mich mit ihm mein Muth verlassen!" Brukenthal wird von meinem Vater wirklich geliebt, und verdient das auch. Er ist im Stande gewesen, uns große Dienste zu leisten, weil man ihn überall als einen Mann von der strengsten Redlichkeit kennt. O, welche Gewalt hat ein Tugendhafter, dessen Tugend kein Verdacht bezweifeln kann!

Leb wohl, gute Roncalez. Meine Mutter ist zufrieden; ich komme bald nach meinem geliebten Oranienburg, und — Er ist ja frei!

Leb wohl, bis wir uns wiedersehen! — Der Bruder meiner Mutter und seine Frau begleiten uns; auch sie sind mit meinem Vater aus Petersburg verbannt. Morgen reisen wir ab.

Er ist frei, und ich habe ihn nicht gesehen, ihm nicht zuwinken können, daß ich ewig sein bleibe! Ich bin unglücklich; er muß in Petersburg seyn, und ich sehe ihn nicht! Was soll ich davon denken!

29.

Marie an Sophie Roncalez.

Tosna, im September 1727.

Die schöne Täuschung ist schrecklich verschwunden! Der Fürst Menzikof und seine unglückliche Familie sind auf der Reise nach — o! nach dem Aufenthalte des Elendes, nach Sibirien. Gute Sophie, weine, klage

du für uns! Wir selbst? Uns hat das Elend schon gefühllos gemacht!

Welchen Jammer soll ich dir zuerst beschreiben! Wir reisten eines Morgens früh von Petersburg ab. Das Auffallende dabei muß unsre Feinde aufs neue erbittert haben, wie es der Pater befürchtete. Vor unsrem Pallaste hielt eine lange Reihe von Wagen für uns, für unsre Familie, unsre Leute und Sachen. Mein Vater trug kein Ehrenzeichen mehr, selbst nicht die Orden fremder Fürsten. Wir Andren gingen, alle schwarz gekleidet, mit bleichen Gesichtern die Marmortreppen hinunter. Als wir die vielen Zuschauer sahen, die über die Menge unsrer Wagen murrten, ganz laut ihre Unzufriedenheit äußerten, und sogar in förmliche Verwünschungen ausbrachen: da wurden unsre Gesichter noch bleicher. Meine Mutter war so ermattet, daß wir, mein Vater und ich, sie führen mußten. Aber dieser Anblick rührte die harten Menschen eben so wenig, als das Andenken an die vielen Wohlthaten, die meine Mutter mit immer offner Hand vertheilt hat. Diese

Menschen fanden den gedemüthigten Großen, dessen Glück sie sonst beneideten, auch jetzt noch zu groß. O, — mir brach das Herz dabei — sie spotteten unsres Elendes!

Wir fuhren langsam, zwischen gedrängten Neugierigen, über die Brücke, die der Kaiser hat bauen lassen. Ich sah mich vergebens nach einer mitleidigen Miene, nach einem nassen Auge um; nur Neugierde oder Hohn war in allen Gesichtern. Auch schien es mir, als erblickte ich unter diesen Menschen Leute von Rang, Feinde unsres Hauses. Meine Mutter bedeckte sich die trüben, vom Weinen erloschnen Augen, weil ihr das Tageslicht zu blendend war. Ich blickte, so oft ich nur konnte, aus dem Wagen, weil ich hoffte, daß ich Fedor noch sehen würde. Aber er war nicht da! O, liebe Roncalez, ich verließ Petersburg, ohne ihn nur noch Einmal gesehen zu haben! — Noch vor dem Thore schweifte mein Auge in der weiten Ebne umher; aber kaum war irgendwo ein Mensch zu sehen. O, wo ist Fedor! wo ist er!

So fuhren wir trauernd und schweigend

immer weiter. Diese ängstliche, von keinem Laut unterbrochne Stille erregte den Schmerz meiner Mutter aufs neue, und sie vergoß die heißesten Thränen. Ich bat sie, ruhig zu seyn, und vergaß meiner eigenen Angst, meiner Verlassenheit, um nur ihre Thränen zu stillen, weil der Arzt bei ihrem vielen Weinen für ihr Gesicht besorgt ist. Sie bedeckte die Augen, damit ich ihre Thränen nicht sehen sollte; und nun, mir selbst überlassen, dachte ich aufs neue an Fedor.

Auf einmal sah ich bei einer Wendung, die der Wagen machte, seitwärts einen Reiter daher sprengen. Als er näher kam, erkannte ich die Uniform der Armee. Es ist Fedor! dachte ich; sein Wuchs und sein schöner Anstand auf dem Pferde zeigen es ja deutlich! — Er ritt seitwärts, und schien unsre Wagen zu beobachten. Nicht lange, so kamen noch zwei andre Reiter zu ihm, von denen der eine roth gekleidet war. Das wird Sapieha seyn! dachte ich; doch konnte ich keinen der Reiter ganz deutlich erkennen, da sie immer auf dem Felde in gleicher Ent-

fernung von unsren Wagen blieben. Ich lehnte mich aus dem Fenster, und ließ mein Schnupftuch in der Luft flattern, um Fedor ein Zeichen zu geben, daß ich ihn gesehen hätte. O, was kann seine Absicht seyn! dachte ich in ängstlicher Freude, oder in froher Angst. Mein ganzes Unglück war bei der sichren Erwartung, ihn nach wenigen Minuten zu sehen, vergessen. Ich freute mich, als mein Vater sagte, daß wir Ischora, wo wir die Nacht bleiben würden, bald erreicht hätten. O, näher! lispelte ich mit leisen Tönen; näher, mein Fedor! daß ich doch endlich einmal wieder ein Auge voll Liebe sehe! — Es war mir, als ob mein Schutzengel diese leisen Töne zu ihm hin trüge. Die Reiter hielten an, und schienen sich mit einander zu berathen. Auf einmal wendeten sie ihre Pferde, und sprengten auf uns zu. Vor freudigem Schrecken sah ich jetzt nichts mehr als die schnelle Bewegung, und rief unwillkührlich: o Gott! er kommt!

In diesem Augenblicke rief eine fürchterliche Stimme: Halt! und von allen Seiten

galoppirten Dragoner auf uns zu. „Im Nahmen des Kaisers, Halt!“ rief es noch einmal; und ein mir ganz unbekannter Mensch mit einem harten, wilden Gesichte starrte mich an. Meine Mutter stieß einen Schrei aus; dann saß sie wieder bleich und schweigend da. „Wo ist Menzikof?“ fragte der Reiter, den ich in der Ferne für Fedor gehalten hatte. Mein Vater beugte sich vor; und nun überreichte ihm jener eine Schrift.

Er nahm sie mit zitternder Hand, und durchlief sie mit unruhigem Auge. Seine Blässe, seine Angst, sein zunehmendes Zittern verriethen uns den schrecklichen Inhalt, noch ehe er ein Wort gesagt hatte. Er legte einige Sekunden die Hand an die nasse, kalte Stirn; dann aber sagte er: „geliebte Frau, jetzt zeige den Muth einer großen Seele! Dieses Papier enthält meine Anklage und mein Urtheil.“ Er fing an zu lesen. Man warf ihm vor, er sey Schuld an dem schrecklichen Schicksale des unglücklichen Großfürsten; er habe die ungeheuersten Unterschleife bei den Kaiserlichen Zöllen und bei der Ta-

backspacht begangen. Schon als er nur diese Punkte gelesen hatte, konnten seine bebenden Lippen keinen Ton mehr hervorbringen. O, mich selbst durchdrang ja mit jedem Worte eine neue, immer schrecklichere Angst! „Ja," sagte er endlich; „ich gestehe die Wahrheit dieser Beschuldigungen ein. Melden Sie das dem erzürnten Kaiser. — Aber," setzte er wehmüthig hinzu: „mußte Er mich bestrafen lassen? Er! . . . Ich unterwerfe mich. Wohin sollen Sie mich führen?"

Nach Beresow in Sibirien! antwortete der Mann mit einem Tone, der die harten Worte noch härter machte. O, auch mit dem mildesten, sanftesten Tone ausgesprochen, würden sie, gleich scharfen Dolchen, durch unsre Seelen gedrungen seyn! Es entstand ein allgemeines lautes Wehklagen; denn meine Geschwister, unsre Verwandten und ein Theil unsrer Leute waren aus ihren Wagen gestiegen, und umringten den unsrigen. Mein Vater war der einzige, der Fassung behielt. „Ischora ist dicht vor uns," sagte er sanft; „lassen Sie uns dahin fahren." — Vorwärts! rief

der Officier, und ein starkes Commando von Dragonern ritt mit gezogenen Säbeln neben unsrem Wagen her.

Meine Mutter saß mit unverändertem Gesichte da. Ich hielt sie für ruhig, als sie mir auf einmal die Hand reichte, und zu lächeln versuchte. Wie ist Ihnen, liebe Mutter? fragte ich ängstlich. Recht wohl! antwortete sie sanft; denn nun ist alles entschieden!

Wir waren in Ischora, und stiegen aus. Gieb mir deine Hand, Marie! sagte meine Mutter in einem ungewöhnlichen Tone. Sie ging langsamer als gewöhnlich, und äußerst behutsam; aber doch fühlte ich, daß sie nicht eigentlich matt war, wenigstens nicht so matt, daß sie deshalb hätte langsam gehen müssen. Wir traten in ein armseliges Wirthshaus. Meine Mutter setzte sich, und sagte: wir werden in Beresow nicht angenehm leben, aber doch leben; und wenn wir einander lieben, so können wir dort glücklicher seyn, als tausend andre Menschen. Sie sagte das mit so ruhigen Tönen, daß es mir schien, als riefe die Stimme eines Engels: Ihr sollt glücklich leben!

ben! „Ja Mutter," sagte ich, sie umfassend; „ja, wir werden glücklich seyn. Liebe und inniges Zutrauen sollen uns die rauhe Gegend in ein Paradies, die elendeste Hütte in einen Pallast verwandeln! Man hat die Familie Menzikof in ihrem Glücke gehaßt; in ihrem Unglück soll man sie bewundern und beneiden!"

Ja, erwiederte sie lächelnd: was ist denn auch das Unglück mehr, als ein vorübergehender ängstlicher Morgentraum! Laßt uns Alle, wie es Euer Vater verlangte, den Muth großer Seelen zeigen. Kommt an mein Herz! — Wir warfen uns an ihre Brust, und umarmten einander. „O," sagte mein Vater in tiefer Rührung; „ist es möglich! können sogar Unglück, Verbannung, Verlust aller Güter solche Gefühle bewirken? Welch ein Glück habe ich dann verkannt und verachtet!" — Sogar der harte Officier blieb nicht ungerührt; sein Auge stand voll Thränen, und seine Miene wurde freundlicher.

Aber, ach! liebe Roncalez! die Ruhe unsrer guten Mutter, die auch uns so ruhig

machte, war nur der Bote eines neuen Jammers. Hinter dieser Ruhe verbarg die großmüthige, himmlische Seele das höchste Elend!

Alle unsre Wagen mußten nach Petersburg zurück; der Officier hatte Befehl, uns nur das Nothwendigste zu lassen. Er kündigte uns das in einem sanften Tone an. „Das Nothwendigste?" fragte mein Vater lächelnd: „was heißt das? Für uns war alles, was Sie uns nehmen, Bedürfniß. — Dieses Mädchens Fuß" — (er faßte meine Hand) — „hat nie einen unebenen Boden betreten; diese zarte Haut ist nie von einer rauhen Luft berührt worden; diese Hand hat niemals schwere Arbeit gethan: und jetzt? — ihr Fuß wird rauhe Wege gehen müssen; ihre . . . ." —

Ich habe Befehl, Ihnen Kibitken zu schaffen, unterbrach ihn der Officier sanft und tröstend.

Mein Vater fuhr lächelnd fort: „das weichste Polster trug sie, und morgen sitzt sie auf einem harten Karren. O, mein Herr, spielen Sie nicht mit dem Elend unglücklicher

Menschen! Nehmen Sie uns, was Sie nehmen müssen; die harte Nothwendigkeit wird uns ja entbehren lehren. Was dürfen wir behalten? und was nicht?"

Der Officier bat mich, für uns Alle auszuwählen, weil er die Wagen noch diesen Abend nach Petersburg zurücksenden müsse. Warum wendete er sich an mich? War ich die muthigste, die ruhigste?

Sein freundlicher guter Rath kam mir sehr zu Statten. Er machte mich aufmerksam auf die lange Reise, sagte mir, daß es unterweges fast an allem fehlen werde, und wählte nun auf meine Bitte Kleider, Wäsche, Betten, Arznei und einige Lebensmittel. Alle unsre Leute kehrten — die meisten kalt, doch einige auch gerührt — mit den Wagen nach Petersburg zurück, nur ein alter Bedienter meiner Mutter, und eins meiner Mädchen ausgenommen, welche beide erklärten, daß sie lieber sterben, als uns verlassen wollten. Der alte Mann warf sich meiner Mutter zu Füßen. Sie reichte ihm freundlich die Hand, und sagte: treuer Freund! von jetzt an ge-

hörst du zu uns, und bist unser Vater! Ich drückte das edle Mädchen, das mich so treu liebt, mit Stolz an meine Brust, und fing sogleich an, jede Arbeit mit ihr zu theilen. Wir wollen sehen, sagte ich, wer es einander an Liebe und Fleiß zuvorthun kann!

Ich half dem guten Mädchen in der Küche, und sie lobte mich mehr als Einmal für meine Gelehrigkeit. Die Anstrengung dabei zerstreuete und erheiterte mich. Beresow, dachte ich, soll ja doch ein recht hübsches Städtchen seyn. Mein Vater ist nicht ganz arm; und wäre er das auch: — wenn Fedor mich nicht sehen darf, so wird er doch nimmermehr zugeben, daß meine Eltern Mangel leiden. Wir können sicher auf Hülfe rechnen. — Dazu kam nun noch die angenehme Vorstellung, daß ich für meine Eltern, für meine Geschwister würde arbeiten können. Am meisten wirkte aber wohl die Ruhe, die anscheinende Zufriedenheit meiner Mutter auf meine Seele. Doch die freundliche Täuschung zerrann sehr fürchterlich. O, Roncalez, jetzt erst sollte ich wahres Elend kennen lernen!

Als ich geschäftig ab und zu ging, und eine ärmliche Mahlzeit auftragen half, bemerkte ich etwas Seltsames an meiner Mutter: daß sie immer fast unbeweglich saß, und sich endlich an den Tisch führen ließ. Sie blickte freundlich umher, und redete mit Ruhe; doch auf einmal bemerkte ich, daß ihre Hand ungewiß das Messer suchte, und daß sie den nicht gerade ansah, mit dem sie sprach. In der fürchterlichsten Angst stand ich leise auf, und stellte mich hinter ihren Stuhl. Marie, sagte sie jetzt, und richtete das Auge nach der Stelle, wo ich gesessen hatte: gieb mir noch ein wenig; ich habe Appetit.

Mutter! rief ich jammernd; was ist Ihnen? Barmherziger Gott! ich glaube, Sie haben das Gesicht verloren! — Alle, die bisher so ziemlich ruhig gewesen waren, wurden jetzt auf einmal blaß, und ich sank kraftlos vor meiner Mutter nieder. Sie sagte: o nein, ich sehe recht gut! und doch streckte sie die Arme in die Höhe nach mir aus, weil ich noch so eben stehend gesprochen hatte. Jetzt sahen es Alle, und sprangen schreiend auf.

Meine unglückliche Mutter verlor darüber die Kraft, mit der sie ihr Unglück zu verbergen gesucht hatte. Sie streckte die Arme vor sich hin, und sagte: ja, ich Unglückliche bin blind! — Ich warf mich in ihre offenen Arme, und küßte ihre Augen. Bist du es, Marie, fragte sie sanft und zärtlich — bist du es, die meine Augen küßt? — Ich konnte nicht antworten, weil der Schmerz mich betäubt hatte. O, es war zu viel, zu viel, liebe Roncalez! Ich verlor in den Armen meiner unglücklichen Mutter das Bewußtseyn. Als ich die Augen wieder aufschlug, traf mein erster Blick auf sie, die mit verbundenen Augen an meinem Lager saß.

Gönnst du mir denn, sagte sie mir heimlich, die Dunkelheit nicht, die mir ja doch weiter nichts verbirgt, als den Anblick eures Jammers? Marie, ich bin glücklicher, als Ihr; denn ich fühle den Schmerz, den Ihr ganz fühlt, nur halb. Begreifst du denn nicht, mein Kind, wie viel Kummer mir durch meine Blindheit erspart wird? Sieh, jede elende Hütte ist mir jetzt noch immer

ein Pallast, die schwarzen Wände sind mir noch immer mit schönen Tapeten bedeckt. Ihr könnt mich ja, wenn Ihr nur wollt, mit Vorstellungen von dem schönsten Glücke täuschen. Laßt nur eure Stimmen nicht traurig seyn, so bin ich glücklich; denn eure blassen Wangen, und die Thränen in euren Augen sehe ich ja nicht. Sind nur eure Worte freundlich, so zeigt mir meine Phantasie Gesichter aus unsern glücklichen Zeiten dazu. Gönne doch deiner Mutter eine Täuschung, welche die Natur ihr gegeben hat.

Was sie sagte, um mich zu trösten, wendete ich wirklich an, sie zu täuschen. Durch mancherlei Mittel, die meine Liebe erfand, verhehlte ich ihr tausend Unbequemlichkeiten, tausend Ekel erregende Gegenstände, die uns vorkamen. Nur durch Mienen, durch Thränen klagten wir Alle einander unser Elend; nach unsren Reden hätte man uns für heiter halten müssen.

Diesen Morgen fuhren unsre Karren — mehr waren die Kibitken nicht — vor die Hütte, in der wir die Nacht gewesen waren.

Jedes faßte nur Eine Person und den Fuhrmann; ich drang aber darauf, mit meiner Mutter zu fahren. Man stellte mir vor, daß ich die Unbequemlichkeit auf einer so langen Reise zuletzt gewiß nicht aushalten würde; aber ich bestand auf mein Verlangen, und führte meine — o Gott! — meine blinde Mutter in den Wagen. Sie zog, im Uebermaß ihrer Liebe, die Hand, die sie führte, an ihre Lippen. O, liebe Roncalez! ich blickte zum Himmel auf, und schwor ihm, daß diese Hand nie aufhören solle, für meine gute Mutter zu arbeiten. — Ich liebe Fedor unaussprechlich; doch nie würde er mich bewegen, meine Mutter zu verlassen. Könnte er das auch nur f o d e r n, so hätte er mich nie geliebt.

Als sie in das Kibitken gehoben war, setzte ich mich zu ihren Füßen nieder. Sie fühlte nach meinem Sitze umher; ich sagte ihr aber ruhig: mein Vater hätte hier einen zweisitzigen Wagen gekauft. „Dem Himmel sey Dank!" sagte sie; und schlug das mit Nacht bedeckte Auge zu Gott empor, der —

o Roncalez! ich murre nicht — der sprach: es werde Licht! und es meiner Mutter auf immer nahm. „Wenn ich deine Stimme höre, Marie," setzte sie hinzu, „so sehe ich immer eine schönere Welt in dem Sonnenlichte der Liebe, der Unschuld."

Mittags kamen wir durch den Flecken Sablini, dessen Einwohner sich sammelten, den Fürsten Menzikof in seinem Elende zu sehen. Sie betrachteten uns spottend, verhöhnend. Dieser Anblick schmerzte uns Alle; meine Mutter aber fuhr lächelnd vorüber, weil ich mit ihr von der Liebe sprach, die uns in die Verbannung begleiten würde.

Jetzt erwähnte sie Fedors. Ach, ich machte ihr Hoffnungen, die mein Herz nicht hatte, und denen die Thränen in meinen Augen widersprachen! — So kamen wir unter freundlichen Gesprächen den Abend spät hier in Tosna an.

Da schläft sie nun, gute Roncalez, doch sehr unruhig: ihre Hand brennt, ihr Puls fliegt. Sie glaubt, ich liege im Bette; ich sitze aber neben dem ihrigen, und schreibe

dir, um mich des Schlafes zu erwehren, die Geschichte unseres Elendes. Ach! ich benetze das Papier mit heißen Thränen! —

Unser Begleiter, dessen Herz nicht so rauh ist, wie die ersten Töne, die wir von ihm hörten, hat mir versprochen, den Brief in Nowogorod auf die Post zu befördern. Ich war beinahe schon Willens, ein Paar Worte an Fedor beizulegen, die du an Sapieha schikken solltest. Aber — weiß er mein Unglück, und läßt mich gar nichts von sich hören, so sollen keine Seufzer von mir ihm Vorwürfe machen.

Gute Roncalez, Antigone führte ihren blinden Vater in's Elend, in die Verbannung. O, wenn du mich meine theure, ehrwürdige Mutter den rauhen Weg nach Sibirien führen sähest . . . ! — Mußte denn das Jammervollste, was die Phantasie des Dichters erschuf, an mir Unglücklichen zur Wahrheit werden!

Leb wohl. Ein Kourier, der hier durch nach Petersburg geht, wird diesen Brief mitnehmen.

In einer Stunde fahren wir weiter, und diesen Abend kommen wir bis Lubani. Es ist schon heller Morgen. Aber, ach! auf den Augen meiner Mutter liegt ewiges Dunkel. Leb wohl! Gottes Segen sey mit dir!

30.

Fedor an Sapieha.

St. Petersburg, zu Anfange des Oktobers 1727.

Sapieha, dein Vater hat mir gesagt, daß du in Warschau bist. Jetzt fodre ich deine Freundschaft auf. Eile mir zu Hülfe. Marie, dieser Engel in der Gestalt eines Mädchens, ist in das freudenlose, öde Sibirien verbannt. Ich bin außer mir. Noch diesen Abend reise ich ab. Alles ist schon bereit; ich warte nur auf Nachricht, welchen Weg sie genommen haben, und wohin sie verbannt sind.

Was that denn die unschuldige Fürstin? fragte ich, noch in der Stunde meiner An-

kunft, meinen Vater, und den lächelnden Iwan, den ehrsüchtigen Alexei: was that diese edle Frau, deren ganzes Leben nur Wohlthun gewesen ist! Und was thaten die unschuldigen Kinder, daß sie so grausam in eine wilde, öde, freudenleere Wüste hinaus gestoßen werden!

Sie erstaunten, daß ich, ein Dolgoruki, nur ein Wort für einen Menzikof reden konnte. „Du bist rasend!" sagte mein Vater. — Ja, er traf es. Mein Blut kochte. „Siehst du denn gar nicht ein," sagte Iwan, „daß diese Menzikofs uns überall im Wege standen?" — Ich faßte die Hand des elenden Schwächlings, daß er aufschrie. Und da, rief ich ihm ins Gesicht — da hobst du diese Hand — nein, nicht einmal eines Räubers auf der Landstraße, nur eines feigherzigen Bösewichts, der aus dichtem Gebüsche von hinten mordet! — diese Hand erhobst du gegen eine edle Familie; dein gleißnerisches Lächeln brauchtest du als einen Dolch, den Mann, der dir im Wege stand, nieder zu stoßen! . . . Ich selbst hätte Menzikof

stürzen können, weil er ein übermüthiger Mann war, der das Reich nicht beherrschte, sondern unterjochte. Aber ich hätte mich nicht erst vor ihm bis zur Erde gebeugt, ihm nicht geschmeichelt, und ihn nicht um seiner Schätze, um seiner beneideten Macht willen, gestürzt. Geh nun, und tritt an seine Stelle! Ein eben so gleißnerischer Ehrsüchtiger wird auch dich einmal stürzen, und du wirst fallen, ohne bedauert zu werden! . . . Aber noch einmal: was that Menzikofs unschuldige Familie?

„Was gehen dich die Menzikofs an!" fragte mein Vater erbittert.

Was sie mich angehen? erwiederte ich, die Hände zusammenschlagend, und ruhiger; denn das Bild meiner sanften, guten Marie schwebte vor meiner Seele. Er war mein Feind, hob ich wieder an; er hatte mir das köstlichste Gut des Lebens, die Freiheit, genommen. Ich würde mich wie ein Mann an ihm gerächt, ich würde ihn zu stürzen gesucht haben, weil ich mein Vaterland liebe; dann aber hätte ich ihn mitleidig angesehen, und ihn in Ruhe sterben lassen.

Sie konnten sich gar nicht von ihrem Erstaunen erholen, und fällten endlich das Urtheil über mich: die lange Einsamkeit hätte meinen Verstand zerrüttet. Nur der Feldmarschall allein, der von ungefähr zu der Unterredung kam, trat auf meine Seite. „Im Ganzen," sagte er, „hat Fedor nicht Unrecht. Ihr habt freilich das gefährliche Spiel gewonnen; aber — verliert es in eurer Hand sein Gefährliches? Menzikofs Feinde sind jetzt die eurigen; denn man haßte nicht ihn, sondern sein Ansehen, seine Gewalt. Oder meint Ihr, daß der Nahme Dolgoruki euch schützen wird? Ich habe nichts dagegen, daß Menzikof gestürzt ist; denn ich liebe, wie Fedor, mein Vaterland. Aber — Ihr wißt, was ihn stürzte: sein Uebermuth, seine Herrschsucht. Ich fürchte, Ihr werdet nicht bescheidener seyn, als er es war: das habt Ihr schon durch seine Verbannung gezeigt."

Das ganze Reich verlangte Rache. Hat nicht die Stimme der Hauptstadt laut gesprochen?

„Euer Gewissen möge euch sagen, ob Ihr den übermüthigen Herrschsüchtigen bestraft habt, oder den Mann, der euch im Wege stand!"

Während der Feldmarschall redete, bekam ich wieder Fassung. Ich schwieg, weil ich anfing zu fürchten, daß man mein Verhältniß mit Marien errathen könnte. Man überlegte nun, mit welchen Leuten die ersten Stellen im Reiche zu besetzen wären, und welche Männer noch entfernt werden müßten, wenn unsre Familie ihrer Macht völlig gesichert seyn wollte. Iwan schlug auch für mich eine Stelle vor; ich fragte ihn aber lächelnd: glaubst du wirklich, daß wir Beide zu einander passen würden?

Mein Vater wurde böse, und endlich bat er den Feldmarschall, mir den Kopf zurecht zu setzen. Der ehrwürdige Mann sah sie alle der Reihe nach lange und sehr bedenklich an. „Ich sehe," sagte er dann ernst, „was Ihr wollt. Es fehlt euch jetzt nicht an Gelegenheit, viel Gefährliches zu unternehmen. Hütet euch, daß Ihr nicht den

Sturz des Hauses Dolgoruki verursacht! Laßt wenigstens mich in Ruhe sterben. Ich gebe euch mein Ehrenwort, daß ich euch, so lange ich schweigen darf, in allem, was Ihr unternehmen werdet, nicht hindern will. Dafür bedinge ich mir nur aus, daß Ihr mich in Ruhe laßt, und mir keinen eurer Plane mittheilt. Meine Pflicht als Feldmarschall werde ich erfüllen. Oder, stehe ich euch da im Wege, so sagt nur ein Wort; und ich lege die Stelle nieder. . . . Fedor, ich achte deine tugendhafte Hitze. Lebt wohl!

Man stand betroffen da, und überhäufte mich dann mit Vorwürfen. „Was willst du aber?" fragte mein Vater zornig.

Fürs erste nach Warschau zu Sapieha reisen.

„Nun, so geh, du Tollkopf!"

Ich ging nach Menzikofs Pallaste. Ein alter Kastellan, den man darin gelassen hatte, erzählte mir, weil er glaubte, ich sey ein Freund seiner ehemaligen Herrschaft, von der Fürstin und von Marien, und ich hörte ihm stundenlang mit schmerzlichem Vergnügen zu.

Der

Der Arzt, der sie die ersten Tagereisen begleitet hat, ist zurückgekommen; ich erwarte jeden Augenblick die Nachricht, daß er zu Hause ist. Er wird ja wissen, wohin sie gehen. Von meiner Familie will ich Keinen fragen, weil es Verdacht erregen könnte.

Ich habe den Arzt gesprochen. Er hat sie nach Ischora begleitet. Sie gehen über Moskwa, Kasan und Tobolsk nach Beresow, einem Städtchen an der Soswa, nicht weit vom Ob. Der Mann erzählte mir mit Thränen in den Augen von der Geduld, der himmlischen Geduld der Unglücklichen, und von der raffinirten Grausamkeit, mit der man sie behandelt hat. Das Bittre ihres Elendes ist ihnen Tropfen für Tropfen zugetheilt worden.

Der Boden brennt unter mir: so ungeduldig hoffe ich auf Pferde! Ich habe deine Wechsel gebraucht, guter Sapieha, und bin mit Kostbarkeiten versehen. Erwarte Briefe von mir. Du schreibst mir unter dem Nahmen Moses Popoff aus Petersburg. So heißt ein

treuer Bedienter, der aus Tobolsk gebürtig ist, und mit mir geht.

Diesen Brief bekommst du durch einen Kourier, der mit einem Staatspasse reist. Du schreibst deinem Vater, daß ich bei dir angekommen bin, und mit dir nach Paris gehe. Laß das bekannt werden; meinen Leuten habe ich dasselbe gesagt.

Ich eile nach Sibirien, dem edelsten Herzen, der gekränkten Unschuld zu Hülfe; und wenn dir mein Glück noch etwas werth ist, so reisest du, Sapieha, mir sogleich nach dem Empfange dieses Briefes entgegen. Ich nehme meine Geliebte in die Arme; wir verlassen unser Vaterland, gehen an irgend einen Ort, wo wir eine Hütte, einen Garten, in Ruhe besitzen können, und sind glücklich.

Dein Sekretair hat mir Pässe verschafft für mich und meinen Bedienten; wir, die Gebrüder Moses Popoff, gehen nach Tobolsk, und weiter, des Handels mit Pelzwerk wegen.

Vergiß nicht, für Pferde zu sorgen. Nimm, welchen Weg du willst. Mein Wa-

gen wird angespannt. Gott Lob! Leb wohl, Sapieha. Die Freundschaft führe dich bald zu uns, zwei Liebende retten zu helfen!

31.

Marie an Fedor.

Twer, im Oktober 1727.

Nein, Fedor, länger erträgt meine gequälte Seele dies Leiden nicht! Wohin ich meine Augen wende, sehe ich nur Elend, nur rettungslosen Jammer. Mit zitternder Hand ergreife ich die Feder, und fodere von dir — nicht Hülfe; die kannst du mir nicht geben — aber tröstendes Mitleid. O Fedor! du siehst deine Marie langsam in den Abgrund versinken, und eilest nicht herbei, sie zu retten! ja, du rufst ihr nicht einmal ein Lebewohl, ein bedauerndes Ach zu!

Jetzt, da ich dir schreiben will, bricht mein Schmerz in Thränen aus, in heiße, bittre Thränen! Erst in diesem Augenblick fühle ich ganz, wie grausam ich verlassen bin!

Ich habe alle, alle Hoffnung aufgegeben. Mein Muth, auf den ich so stolz war, ist dahin. Für Eine frohe Minute könnte ich mein Leben aufopfern: so arm bin ich geworden! — Unsre Feinde verbannten uns, machten die reichste Familie in Rußland zu Bettlern, drückten sie in den Staub. Möchten sie das thun! Aber — sie verspotten die Unglücklichen auch; ihr Hohngelächter verfolgt uns von einem elenden Nachtlager zum andern. Sie wollen uns tödten; doch erst sollen wir ihre Grausamkeit ganz empfunden haben!

Fedor, ich hätte sie verachtet. Meine Unschuld, mein Stolz würde freilich wohl nicht ihre Grausamkeit entwaffnet, aber doch den Schmerz, der mich treffen sollte, abgestumpft haben, wenn nicht das Schicksal — Fedor! hast du mich vergessen, bist du treulos: o, so nenne dir nie wieder irgend ein Mensch meinen Nahmen; so höre dein Ohr nie eine Schilderung unseres Elendes; so komme dieses Blatt, auf das ein zerdrücktes Herz seine Klagen ausgießt, nie in deine Hände!

Als wir von Petersburg abreisten, suchte mein Auge in den rohen Haufen, die unser Trauergepränge umgaben, keinen Boten der Begnadigung; aber dich, Fedor, dich suchte es. Auf der weiten Ebne, in die wir dann kamen, suchte es wieder dich; und seit einem Monat hört es nicht auf, dich zu suchen. Deine Marie hoffte so zuversichtlich, du müßtest kommen, daß sie sogar in dem Boten einer neuen Härte dich zu sehen glaubte. Böse, grausame Menschen nahmen uns alles, was wir hatten, warfen uns auf elende Karren; und noch immer kamst du nicht. Als uns jetzt auch unsre Bedienten verließen, und mein Vater lächelnd sagte: „bald werden wir ganz verlassen seyn!" da sah ich den Leuten lächelnd nach, und mein Herz rief mir zu: Fedor verläßt dich nicht!

Aber ich sollte nicht mehr lächeln! Uns traf noch ein neues, größeres Elend. Meine Mutter war blind geworden! O Fedor, nun unterlag ich zum ersten Male gänzlich! Selbst wenn ich mir denken wollte, wie du zu uns kommen, in meine Arme eilen und ausrufen

würdest: hier ist dein Fedor, Marie! so war auch diese Freude vergiftet. Meine Mutter konnte dich ja nicht mehr sehen! — Aber dennoch suchte dich mein Auge allenthalben. Wenn ich dich nicht sah, und das Bild der Gegend in meinen Thränen zitterte, dann beneidete ich meine Mutter um die Nacht auf ihren Augen. Was sollte ich in der weiten Schöpfung sehen, da du nicht kamst!

Selbst als unsre Feinde uns noch einmal Boten ihrer Grausamkeit nachschickten, und uns, weil wir ihnen auch jetzt noch nicht elend genug waren, unsre Kleider nehmen ließen, damit uns das gröbste Tuch jeden Augenblick an unser Elend erinnern sollte — selbst bei dieser kleinlichen Barbarei dachte ich nur: und Fedor kommt nicht!

O, werde ich dich noch wiedersehen, ehe der Schmerz mein Leben verzehrt hat? — Da sitze ich, den verhüllten Augen meiner Mutter gegenüber. Sie will mich durch ein erzwungenes Lächeln täuschen; aber die Thränen, die aus ihren Augen rinnen, sagen mir ja, wie unglücklich sie ist. So sitze ich den

ganzen Tag, und sehe an ihrem immer blei-
cher werdenden Gesichte, und höre an ihren
immer matteren Athemzügen, und fühle an
ihrem immer langsamern Pulsschlage, daß
der Schmerz ihr theures Leben verzehrt.
Ach, und sagten mir das auch meine Sinne
nicht, so würde ich es doch an ihren Reden
merken, die immer ruhiger werden. Sie
spricht, wie eine sterbende Mutter, die ihre
geliebte Tochter im Elende zurück zu lassen
fürchtet.

Und des Nachts? O, die langen Nächte,
die ich an dem Bette meiner Mutter ver-
wache, verseufze, verweine — schon Eine die-
ser Nächte könnte den Himmel mit dem
schuldvollsten Herzen versöhnen, könnte die
schwersten Verbrechen abbüßen. Und ich, Fe-
dor, ich zähle ihrer schon dreißig! — Doch
selbst in diesen langen schweren Nächten
würde ich nicht ohne Trost seyn, wenn —
Fedor! wie konntest du mich so gänzlich ver-
lassen!

Ich fragte Morgens früh unsern Fuhr-
mann, wann wir das Ufer der Twerza er-

reichen würden, und ließ mir von ihm die ganze Gegend beschreiben. Nun kamen wir endlich zu dem Birkenwäldchen, von dem du mir schriebst, als du mit Sapieha in Twer gewesen warst. Ich hatte mit dem Fuhrmann verabredet, daß ich an einer gewissen Stelle — eben da, wo du ausgestiegen bist — aussteigen wollte. Fedor, ich warf mich hier auf die Kniee, und streckte die Hände betend gen Himmel. O, ich konnte mich nicht von den Birken losreißen; sie hatten ja deine Seufzer, deine Wünsche gehört! Der Himmel sollte mir — das foderte ich ungestüm — ein Zeichen geben: einen Donner, eine lispelnde Stimme, nur ein Rauschen in den Wipfeln der Birken. Vergebens! vergebens! Die ganze Natur war stumm für mich! O Fedor! so verlassen, wie in diesem Augenblicke, hatte ich mich noch nie gefühlt! Ich bedeckte mit beiden Händen meine Augen, und lief in wilder Verzweiflung vorwärts. Dich hatte doch ein Zeichen am Himmel getäuscht; mich nicht! Als ich über den Hügel kam, dessen du dich wohl

noch erinnern wirst, sah ich die Twerza wild über ihre Klippen hinstürzen. Brausende Wasserfälle waren jetzt eben da, wo du die Stille des Todes im Winter gesehen hattest. Ich stürzte hinunter an das Ufer, und sah in den Strudel hinein, der zu einem hohen Wasserfall führte. O Fedor, ich würde die Hand gesegnet haben, die mich hinab gestoßen hätte!

Was mich von dem gefährlichen Ufer zurückzog, weiß ich nicht. — Ich kam wieder zu dem Kibitken, und setzte mich zu meiner Mutter. „Wo bist du gewesen, mein Kind?" fragte sie mit sanfter Stimme. Ich fiel, meinem Schmerz erliegend, zu ihren Füßen nieder, und gestand ihr schluchzend, was ich in dem Birkenwalde gethan hätte, und daß ich jetzt an aller Hoffnung verzweifelte. Sie rief, mit einem Tone — o, ich kann ihn dir nicht beschreiben! —: „Allgütiger Gott! wenn meine Marie nicht glücklich seyn soll, so gieb ihrem Herzen Geduld!" Kaum hatte sie diese Worte gesagt, so floß, wie durch ein Wunder, neuer Muth in mei-

ne Seele. Ich umfaßte die theure Mutter knieend, und schwor mir selbst, daß sie nie wieder eine Klage von mir hören sollte.

Seit dieser Stunde beherrsche ich meinen Schmerz, und lächle der Zukunft entgegen. Findest du einst das Grab deiner treuen Marie in irgend einer von diesen öden Wildnissen, so ehre durch stille Trauer das Mädchen, das lächelnd sterben konnte.

Was ich dir nun noch zu sagen habe, kann ich mit einigen Worten abthun. Meine Mutter liegt hier sterbend. Unser Elend, nicht das Gefühl ihres eigenen, bricht ihr das Herz. Schon in Torschok war sie so matt, daß wir sie in den Karren heben mußten. Hier in Twer erlag sie ganz; es war unmöglich, daß sie weiter reisen konnte. Ich warf mich unserm Begleiter zu Füßen, und beschwor ihn, meine Mutter in Ruhe sterben zu lassen. Gott Lob! meine Thränen hatten doch die Kraft, Ein Herz zu rühren! Wir bleiben hier, bis — o Gott! — bis meine Mutter todt seyn wird! Und dann — dann bleiben wir wieder irgendwo, bis — bis auch

ich todt seyn werde. Ich fühle, wie alle Lebenskraft in mir erstirbt. O, meine Mutter lächelt auf ihrem Sterbebette; denn sie weiß, daß eine liebende Hand ihr die Augen zudrücken wird. Und ich? wer wird mir die Augen zudrücken! — Fedor, es ist nicht möglich, daß du treulos bist. Deine grausamen Verwandten halten dich zurück. Vielleicht leidest du so viel, wie ich selbst.

32.

Marie an Sophie Roncalez.

Twer, im Oktober 1727.

Gute Roncalez, so lange das Mitleiden unseres Führers mich hoffen läßt, daß meine Briefe zu dir kommen werden: so lange muß ich dir schreiben. Du findest hierbei einen offnen Brief an Fedor, mein Lebewohl für ihn. Ich vertraue das Blatt deiner Freundschaft. Du wirst ja einmal nach Petersburg kommen; gieb es ihm dann. Doch, hat er

mich vergessen, so gieb es ihm nicht. Sage ihm dann nur, ich wäre nicht unglücklich gewesen. O Roncalez, ich ringe mit meinem Herzen, und weiß selbst nicht, was ich möchte. Gieb ihm das Blatt, oder gieb es ihm nicht; thue du für mich, was du für gut und recht hältst.

Als er gefangen war: — o, ich hätte seine Einsamkeit gern mit ihm getheilt! Wäre er unglücklich geworden: — keine Gewalt hätte mich hindern sollen, mit ihm zu sterben! Könnte nun auch Er mich täuschen, dann . . . dann . . . Was ist denn das Leben ohne Liebe! — Sieh, gute Roncalez, ich hange so fest, so innig an meiner Mutter; denn sie hat mich geliebt, sie liebt mich bis zu ihrem letzten Athemzuge. O, wenn Mutterliebe die einzige auf der Erde ist, die einzige, die bis zum Tode aushält: so muß ich ja wohl an dem treuen Herzen der besten Mutter hangen. Ach, Roncalez, ich habe sie nicht so geliebt, wie sie mich; ihn liebte ich mehr: ich wollte sie ja mit ihm verlassen! „O,“ sagte sie heute seufzend zu mir: „wie

würde ich mein Schicksal segnen, wenn du damals mit Fedor entflohen wärest!"

Nein, Mutter, erwiederte ich; nicht für das höchste Glück des menschlichen Lebens möchte ich jetzt von Ihnen entfernt seyn! In den Armen einer dankbaren, zärtlichen Tochter werden sie sanfter, ruhiger sterben; und das ist der Lohn meines Lebens!

Das, gute Roncalez, fühle ich jetzt so wahr, so innig. Sieh, darum ist es gut, daß ich mich fühle, wie ich mich fühle. Und doch hange ich mit tausend Banden an dem Leben, an Kleinigkeiten, den verächtlichsten Kleinigkeiten. O, den Unglücklichen schmerzt alles doppelt!

Hinter Lubani erreichte uns ein Kourier, der eine Ordre an unsern Begleiter abzugeben hatte. Dieser ritt gerade neben unserm Wagen. Als er die Ordre erbrach, wurde er bleich, und warf einen sehr mitleidigen Blick auf mich. Ich winkte ihm, er möchte nichts sagen, und zeigte auf meine blinde Mutter. Als ich ausgestiegen war, sagte er mir: die Ordre enthalte den Befehl, daß wir unsre

Kleider ablegen, und dafür (gleich gemeinen Verbrechern) grobe Kittel bekommen sollten. Ich lächelte in der That verachtend und stolz über die niedrige Grausamkeit unsrer Feinde. Sie kam mir so kleinlich vor, daß ich darüber beinahe heiter wurde. Um meine Mutter zu schonen, bat ich den Officier, er möchte seine Ordre allen Andern, nur ihr nicht, mittheilen. Es währte mir sogar zu lange, bis wir in unser Nachtlager kamen, wo wir die Kleider ausziehen sollten. Eben die Wirkung that die Ordre auch bei allen Uebrigen, meine Schwester etwa ausgenommen.

Am Abend vertauschten wir, so leise, daß meine Mutter es nicht hörte, unsre Kleider mit den groben wollenen, welche der Kourier bei sich hatte, und dem Officier wurden bei diesem Schauspiele die Augen naß. Ich war am frühesten fertig, und lächelte wieder über die kleinliche Rachsucht unserer Feinde. Als ich aber meinen Vater in seiner Kleidung sah, und meine Tante, und meine Schwester, die sich das Gesicht verhüllte: da fiel es dennoch wie eine schwere Last auf mein Herz, und

ich konnte mich der Thränen nicht erwehren. Ich umarmte meinen Vater. Er legte seine Hände auf meine Schultern, als befühlte er mein Kleid, und sagte leise, mit dem Tone des tiefsten Schmerzes: „Kaiserin!“ Ach, dieses einzige Wort bezeichnete den Abstand zwischen unserem Glück und unserm Elend mit der fürchterlichsten Kraft!

Meine Mutter fragte nach der Ursache unserer Betrübniß, die sie, aller unserer Vorsicht ungeachtet, dennoch gemerkt hatte; ich gab ihr indeß eine unbedeutende Antwort, durch die sie befriedigt wurde. Nicht lange nachher that meine Tante eine Frage an den Officier; und er verbeugte sich jetzt viel tiefer gegen sie, als gewöhnlich. Dieser Beweis von der Zartheit seiner Seele machte ihn mir theuer. Es schmerzte mich nur, daß ich seine Menschlichkeit mit weiter nichts belohnen konnte, als mit einigen Worten.

Am folgenden Morgen sagte ich zu meiner Mutter, noch ehe sie aufstand: die Rauheit der hiesigen Luft mache durchaus andre Kleidung nöthig. Als sie lächelte, fuhr ich fort:

ich hätte einen Anzug für sie, so gut er hier zu bekommen gewesen wäre, und der wenigstens gegen die Kälte schützte. Während ich sie ankleidete, freuete ich mich, daß sie nichts merkte. Nun kamen die Andern, ihr einen guten Morgen zu wünschen. Sie umfaßte einen nach dem andern, auch meinen Vater. Auf einmal fing sie an zu schluchzen, und sagte: o, auch das noch! — Du magst dir denken, was wir in diesem Augenblick empfanden!

Meine Mutter kann seitdem nie die Hand auf mein Kleid legen, ohne einen Seufzer auszustoßen. Ach, liebe Roncalez!

Er ist hier, Roncalez! mein guter geliebter Fedor ist hier! Und er liebt mich treuer, als jemals!

Wie werde ich es dir sagen können, daß du mich verstehst! oder, daß du mich nicht mißverstehst! Ich verstehe mich wohl selbst nicht. Aber ich will nicht grübeln, nur empfinden, daß er hier ist! Und doch muß ich grübeln, nachsinnen, was er mir gegeben hat,

und

und warum er mir Alles, Alles ist! Kann ich dir das mit Einem Worte sagen? Doch ja! er hat meine Seele, meinen Geist geheilt, obgleich mein Leben noch unglücklich, mein Herz noch voll Kummers ist. Sieh, ehe er kam, sah ich trostlos auf mein und aller Menschen Leben, und vor mir war nur das Grab, die letzte Freistätte. Jetzt seh' ich mit Hoffnung in die Zukunft, und mit sanfter Trauer auf das Unglück, von dem meine Familie getroffen wurde. Fedor hat mich durch den ersten Ton seiner Stimme glücklich gemacht, obgleich nicht fröhlich, nicht heiter, da ich weiß, daß in diesem Leben keine Hoffnungen mehr für mich übrig sind. Ich faßte seine Hand, wie eine Sterbende — wie eine sterbende Braut, welche die letzte Kraft ihres Lebens aufwendet, noch einmal lächelnd, freundlich und segnend, mit ihrem Geliebten zu reden.

Als er nicht kam, Roncalez; als ich endlich glaubte, die Unglückliche sey von ihm vergessen; fest glaubte, er, den ich so treu bis zum Tode liebte, und für den ich willig ge-

storben wäre, er wolle nicht einmal Armuth und Elend mit mir theilen: da verwandelte sich alles vor meinen Blicken in ein wildes Chaos; das Leben wurde mir eine lästige, drückende Bürde; ich verlor mich selbst, und zweifelte an meinem eignen Herzen. Er, auf den ich das Glück meines Daseyns bauete, verließ mich, und ich war verloren! Doch, da kam er, meine Seele zu heilen!

Sieh, ich ging, um mein gedrücktes Herz durch einsam geweinte Thränen zu erleichtern, längs dem Ufer der Wolga den Weg, den wir gekommen waren. Da näherte sich ein Wagen, auf den ich indeß kaum achtete. „Halt! halt!" rief eine mir bekannte Stimme. Ich blickte auf, und blieb stehen. Es sprang ein Mann aus dem Wagen. Ich erkannte meinen Fedor, und wir eilten einander in die offnen Arme.

Meine Marie! rief er gewaltig, und ich lag an seinem Herzen. In diesem Augenblicke durchdrang eine sanfte Ruhe meine ganze Seele. So hätte ich mit ihm sterben mögen! Ja, sterben, Roncalez! Ich lebe jetzt mit

ihm, doch nur, um zu sterben, mit ihm zu sterben!

„Ich komme," sagte er endlich, mich noch immer umfassend: „ich komme, dich zu retten!"

Du hast mich gerettet! erwiederte ich mit einer ganz neuen Seele, mit einem ganz neuen Leben in meinem Innern.

„Geschwind, Moses!" rief er; „die Mannskleider hervor! Schnell, geliebte Marie!" Er warf jetzt einen zornigen Blick auf meine Kleidung, der wohl seinen grausamen Verwandten galt.

Fliehen? fragte ich lächelnd. O, dazu findet sich hier immer Gelegenheit. Aber — willst du nicht erst meine sterbende Mutter sehen?

„Sterbende Mutter?" fragte er mit starren Blicken. Als er sich gefaßt hatte, fragte er wieder: „Marie, liebst du mich noch?" Ich lag an seiner Brust. „Nun, so laß uns fliehen! Mein Moses kennt die Wege."

Ich muß jetzt, erwiederte ich schmerzlich lächelnd, an das Sterbebett meiner geliebten

Mutter. Könntest du mich jemals wieder achten, wenn ich diese sterbende Mutter verließe?

Er küßte mich, und sagte ängstlich: „ich fürchte nur, Marie . . ." —

Seit einer Minute fürchte ich nichts mehr, Fedor; denn ich halte dich in meinen Armen! . . . Begleite mich. — — Ich führte ihn langsam auf die Hütte am Ufer zu, die man uns angewiesen hat, und erzählte ihm in einigen Worten unser Schicksal auf der Reise. Sein Wagen fuhr während dessen nach einem Wirthshause.

Ich wußte, daß ich mein Mädchen allein bei meiner Mutter finden würde; denn mein Vater war mit den Uebrigen bei dem Commandanten der Stadt. So wie ich hinein trat, winkte ich dem Mädchen, daß sie schweigen möchte. Meine Mutter, die mich kommen hörte, reichte mir beide Hände entgegen. Ich setzte mich neben sie, und auf ein Zeichen von mir blieb Fedor zu den Füßen des Bettes stehen. „Marie," sagte meine Mutter: „mein Tod kommt immer näher. Ich habe

nur noch Einen Wunsch, mein gutes Kind. Dein Vater erträgt sein Unglück mit unbegreiflichem Muthe; ich fürchte aber, es ist nur der Muth der Verzweiflung. Die Last seines Grams wird ihm am Ende doch zu schwer seyn und sein Leben zerdrücken. Marie! verlaß deinen Vater nicht! In der Todesstunde wird er deiner bedürfen; denn du bist die muthigste von uns Allen. Versprich deiner sterbenden Mutter, den unglücklichen Vater nicht zu verlassen!" Sie hielt mir die Hand hin, daß ich ihr die meinige auf dieses Versprechen geben sollte. Ich war nicht zweifelhaft, was ich thun müßte. Aber Fedor sollte entscheiden; darum sah ich ihn an. „Du zögerst, Marie?" fragte meine Mutter. „Vergiß nicht, daß ich für deinen Vater bitte, und glaub mir, daß der Mensch in der Todesstunde das Leben mit ganz anderen Augen betrachtet!" — Was soll ich thun? fragte ich endlich, den Blick noch immer auf Fedor gerichtet. „Mir versprechen, daß du . . .," hob meine Mutter an; doch ehe sie noch ihre Worte vollendet hatte, faßte Fedor meine

Hand, und legte sie in die Hand meiner Mutter.

Jetzt konnte ich mich nicht länger halten. Ich küßte die Hand meiner Mutter, benetzte sie mit Thränen der schmerzlichsten Freude, und rief: mein Fedor ist hier, geliebte Mutter!

„Wo?" fragte sie eilig, und wollte sich aufrichten. „O, ruf ihn! bring' ihn mir!" Fedor knieete an dem Bette nieder, und sagte: Mutter, hier bin ich! Nie wird Marie ihren Vater verlassen! — Als sie seine Stimme hörte, streckte sie beide Arme nach ihm aus, umfaßte ihn, und sagte, wie entzückt: „Fedor! du hier? O, Gott hat meinen Wunsch erhört, den heißesten meiner Seele! Marie, nun bist du nicht verlassen. Gott segne euch, meine Kinder!"

Wir knieeten Beide neben ihr nieder, und ihre Hände suchten unsre Stirnen, uns zu segnen. In diesem Augenblick öffnete mein Vater die Thür, und blieb erstaunt auf der Schwelle stehen, ohne Fedorn zu erkennen. „Gott segne euch meine Kinder!" fuhr meine

Mutter fort. „Marie, verlaß deinen Vater nicht! Fedor, verlaß meine Tochter nicht!"

„Was ist das!" fragte mein Vater finster. „Ich will nicht hoffen, daß ein Dolgoruki hieher kommt, einer unglücklichen Familie zu spotten?"

Fedor stand auf, trat mit ruhiger Würde einen Schritt auf meinen Vater zu, und sagte in dem sanftesten Tone: unglücklicher Mann, vergessen Sie, daß ich ein Fürst Dolgoruki bin. Ich habe vergessen, daß der Fürst Menzikof mir lange meine Freiheit genommen hatte.

Mein Vater schlug die Augen nieder, und schien ungewiß, was er sagen sollte. „Was wollen Sie hier?" fragte er endlich.

Ihr Sohn seyn! antwortete Fedor noch sanfter: der Genosse Ihrer Verbannung, Ihres Unglücks. Ich kam hieher, Marien dem Elende zu entreißen. Doch — von jetzt an gehöre ich zu Ihnen, und werde Sie nie verlassen.

„Wie!" sagte mein Vater bestürzt. „Junger Mensch, du siehst an meiner Kleidung,

wie tief dein Haus mich gestürzt hat. Ich bin nach Beresow verbannt. Was willst du? Rede! Ein Dolgoruki könnte die Hand einer Menzikof wünschen? O Gott! wenn dies das Mittel wäre, unsre Häuser zu versöhnen . . .!"

Das hätte es vielleicht seyn können, sagte meine Mutter. Aber — nicht wahr, Fedor? man weiß nicht, daß du bei uns bist.

Fedor erzählte jetzt, daß seine Verwandten glaubten, er sey nach Frankreich gegangen, und daß nur der Graf Sapieha um sein Geheimniß wüßte.

Mein Vater erstaunte immer mehr; er begriff nicht, wie ein Dolgoruki, dem jetzt der Weg zu jeder Ehrenstelle offen stehe, sich freiwillig nach Sibirien verbannen könne. Nachdem er lange zweifelhaft und überlegend dagestanden hatte, sagte er endlich finster: „diese jugendliche, verkehrte Schwärmerei wird uns noch unglücklicher machen! Es mag Ihnen in dem ersten Augenblicke süß vorgekommen seyn, einer Geliebten in die Verbannung zu folgen; doch schon in vier Wochen wird Ihr

Schritt Sie gereuen. Ihre grausamen Verwandten werden meiner unglücklichen Familie dann, wo möglich, noch größeres Elend bereiten. Verlassen Sie uns! Ich that Ihnen einmal Unrecht: das schützt Sie jetzt vor meinem Zorne."

Ich gehe mit Ihnen, mein Vater, sagte Fedor ruhig. Keine Gewalt würde mich von Ihnen reißen. Doch — Sie haben von meiner Begleitung nichts zu befürchten. Hier sind meine Pässe. Ich bin ein Kaufmann, Nahmens Popoff Niemand in Sibirien kann mich kennen, selbst kein Gouverneur, wenn er auch in Petersburg gewesen ist: denn ich lebte immer anderswo. Ich habe Empfehlungen an den Gouverneur von Tobolsk, von meinem Oheim, dem Feldmarschall, und von dem alten Grafen Sapieha, auch Empfehlungen von der Krone an mehrere Gouverneurs und Obrigkeiten. Sie sehen, daß meine Begleitung Ihnen wohl nützen, aber nie gefährlich seyn kann. Zwei Dolgorukis machten Sie unglücklich; ein dritter will die Stütze Ihrer Familie im Unglück werden!

Mein Vater gab endlich unsern Bitten nach, doch ohne deshalb an Fedors Edelmuth zu glauben; denn als ich mit ihm späterhin allein war, sagte er: „der junge Mensch wird uns früh genug wieder verlassen." — Wir beschlossen nun, daß Niemand, der Fedorn nicht schon kannte, seinen wahren Nahmen erfahren, und daß er von uns Andern immer Popoff genannt werden sollte.

Es schien, als hätte Fedors Ankunft uns Allen neues Leben mitgebracht. Noch diesen Abend verschaffte er uns Arzenei, mehr Bequemlichkeit und bessere Lebensmittel. Seine offnen Empfehlungsschreiben gaben ihm großes Ansehen, das er durch ein geheimnißvolles Wesen noch vergrößerte.

Unserm Oheim und seiner Familie wurde gesagt: der Kaufmann Moses Popoff, der meinem Vater von ehemaligen Zeiten her große Verpflichtungen habe, wolle, größerer Sicherheit wegen, in unsrer Gesellschaft reisen. Mein Vater weiß noch immer nicht, was er aus Fedor machen soll. „In der That," sagte er heute zu mir, den Kopf bedenklich

schüttelnd: „wenn der junge Mensch so fortführe, so würde ich ihn endlich für eine große Seele halten müssen.“

O, Roncalez! meine Mutter ist todt! Der Gram hat sie getödtet — der Gram um meinen Vater, um uns Alle. Ich kann nicht weinen! Mein Auge ist so starr, wie das ihrige. Vor ihrem Tode richtete sie sich noch einmal plötzlich auf, und rief: „o Gott, ich sehe wieder! Fedor! geliebter Mann! meine Kinder!“ Wir eilten freudig auf sie zu; doch schon sank sie kraftlos zurück, und stammelte, noch im Sterben lächelnd: „Gott sey Dank! ich habe euch Alle noch einmal gesehen! ... Fedor!“

Der Nahme meines Geliebten war ihr letztes Wort. Ich muß schließen. Die Briefe sollen abgehen.

33.

Fedor an Sapieha.

Twer, im Oktober 1727.

So lebe denn wohl, Sapieha. Ich habe das große Ziel meines Lebens erreicht: die liebenswürdige Marie, das edelste Herz, die reinste Seele eines Engels, ist mein! Hier, von Allem, was Ihr Elend nennt, umgeben, lerne ich erst, wie groß der Mensch ist, und welche Schätze die Natur in seine Brust gelegt hat. Der Mann, von dem Ihr wohl glaubt, er müsse tief erniedrigt seyn, ist jetzt stolzer und größer als jemals. Sie Alle scheinen mir in ihrer elenden groben Kleidung Fürsten; denn sie sind über ihr Unglück erhaben. Zumal meine Marie, die lächelnd den Muth ihrer großen Seele, und die Heiterkeit ihres unschuldigen Herzens um sich her verbreitet.

Schick mir keine Pferde, Sapieha. Marie versprach der sterbenden Mutter, ihren

Vater nicht zu verlassen; und ich gehe mit ihr nach Beresow. Erinnere dich, wie oft uns in den schönen Träumen unsrer jugendlichen Herzen das wilde, selbstständige Leben des Nordamerikaners glücklicher schien, als die träge Ruhe, das sklavische Glück, wozu unsre Geburt uns bestimmte. Erinnere dich, wie oft wir uns hinübersehnten in die kalten Wälder, den weiten Wohnplatz der freiesten Menschen! wie fest wir glaubten, daß wir nicht zu viel aufopfern würden, wenn wir sogar der Liebe entsagten, um Männer zu seyn! Und jetzt führt mich die reinste, zarteste Liebe in die nordischen Wälder. Ich kann ein Mann seyn, ohne das schönste Gefühl der Natur, die Liebe, darüber aufzuopfern.

Die Mutter ist todt. O, wäre ich früher gekommen: meine Stimme, meine Liebe hätten ihr Leben erhalten! Sie starb, weil ich nicht da war, ihre Marie und die andern Kinder zu beschützen.

Glaub mir, auch wenn ich Marien nicht liebte, so würde mich schon die Vorstellung,

diesen Menschen alles seyn und sie vor noch härterem Elend schützen zu können, auf ewig an sie binden. Frage dein Herz, Sapieha: was ist dessen heißester Wunsch in seinen schönsten, glücklichsten Stunden? Unbeherrscht, von Menschen wie vom Unglück, für Menschen gegen Macht und Unglück zu kämpfen, zu siegen, und die Freude, das zu können, mit einem treuen Herzen zu theilen. Das ist in ein Paar Worten der Plan eines edlen, tugendhaften und glücklichen Lebens. Wie viel fremder Eigennutz, wie viel Hinterlist und Büberei gehört dazu, dem Herzen des Jünglings einen andern Plan des Lebens aufzudringen! — Ich habe das Ziel des edelsten Lebens erreicht, und ein treues Herz voll inniger Liebe giebt mir den Kranz des Sieges.

Sag mir kein Wort von Schwärmerei, von Romanen-Ideen! Was geschah denn schon Großes ohne Schwärmerei? Magst du übrigens das alles belächeln. Marie wollte ihren Vater, ihre sterbende Mutter nicht verlassen. Nun denn! ich liebe sie, und folge

ihr wider Willen, wohin sie mich führt — gleich einem Kinde, das nicht Kräfte genug hat, sich loszureißen. Oder — ich bleibe, so lange ihre schmeichelnden Worte, ihre süßen Küsse, ihre Umarmungen mich halten können. Nun auch das! So bin ich ja in der Regel. Ich laufe dem Genusse nach, selbst auf die Gefahr nach Sibirien geschickt zu werden. Findest du das so ungewöhnlich, so seltsam? Ich nicht! That denn Menzikof Jahrelang etwas Anderes? Und thun denn nicht meine Verwandten, die Dolgorukis, jetzt dasselbe?

Du weißt, daß ich in Frankreich bin, wenn du nicht selbst dahin gehst. Ich treibe mich, nach meiner Weise, in allen Gebirgen, in allen menschenleeren Gegenden umher. Sucht man mich in Frankreich, so sag: ich sey über die Alpen gegangen. Von Zeit zu Zeit werde ich dir aus allen Enden und Orten des westlichen und südlichen Europa schreiben. Kannst du nicht länger, so sage ihnen, ich sey todt. Dann werde ich doch in meinem Osten Ruhe haben! Fürchte nicht,

daß man dir am Ende vorwerfen könne, du habest gelogen; denn, was auch mein Schicksal seyn mag: — ein Dolgoruki wird nie einer Menzikof öffentlich seine Hand geben dürfen. Ich werde immer todt seyn müssen, um glücklich zu leben. Und risse der Tod sie aus meinen Armen: dann — ihr letzter Seufzer würde ja mein Leben zertrümmern! Du weißt nicht, wie fest ihr Unglück, ihr rührendes Zutrauen, ihr Entschluß für mich den Thron mit einem Sarge zu vertauschen, mein Leben an das ihrige, meine Seele an die ihrige gebunden hat. Ich könnte aufhören, sie zu lieben, wenn sie eine Krone trüge. Aber, Sapieha, ich sah sie in der Kleidung einer Leibeigenen auf Stroh schlafen! Das Unglück hat ihr weiter nichts übrig gelassen, als das Leben und mein Herz. Könnte ich so grausam seyn, ihr auch das noch zu rauben?

Vergiß nicht, daß ich Moses Popoff heiße. Geld werde ich von dir fodern, wenn ich es brauche. Jetzt nur vor allem Andren Empfehlungen an jede Obrigkeit, u. s. weiter,

die

die dringendsten Empfehlungen, die dein Vater dir leicht verschaffen kann. Ich könnte sie nöthig haben, um die Familie meiner Marie nicht untergehen zu lassen, um selbst nicht unterzugehen.

Leb wohl, Sapieha. Verschweige die Geheimnisse deines Freundes; denn, bei Gott! lebend bringt mich keine Gewalt von Marien weg. Morgen früh reisen wir weiter. Leb wohl.

34.

Marie an Sophie Roncalez.

Katharinenburg, im November 1727.

Ich bin in Asien, geliebte Roncalez! So liegt denn beinahe ein ganzer Welttheil zwischen uns; doch unsre Herzen kann dieser weite Raum nicht trennen. Die Vorstellung, nicht mehr mit dir in demselben Welttheile zu seyn, hat etwas Aengstliches; aber wenn nur ein Weg von einer Stunde zwischen uns läge: wären wir nicht auch dann getrennt?

An jedem Morgen gebe ich der heraufkommenden Sonne Grüße an meine Roncalez mit, Abends dem aufgehenden Monde den Kummer meiner Brust, und den funkelnden Sternen meine Hoffnungen. Es ist ein tröstender Gedanke, Sophie, daß Ein Gewölbe des Himmels uns bedeckt, daß die Sonne, die über mich hin eilt, das Grab meiner Mutter an der Wolga beleuchtet, und dann auch meine Roncalez, die für ihre Marie betet. Könnte ein Mensch den, welchen er haßt, unter eine andre Sonne, unter andre Sterne verbannen, dann wäre seine Macht fürchterlich. Doch jetzt? Dieselbe Luft trägt meine Seufzer zu dir hin, und bringt mir deine Gebete.

Wir sind ruhig, liebe Sophie, sogar heiter. Könnte ich mir einbilden, daß ich freiwillig in meines Fedors Gesellschaft reiste, um fremde Nationen kennen zu lernen, so würde mich die Reise sogar glücklich machen.

Meine Mutter wurde am Ufer der Wolga beerdigt, und ein großer Stein, den Fe-

dor auf dem Grabe errichten ließ, ist ihr Denkmahl. Es steht kein Nahme daran; doch die Thränen einer dankbaren Tochter haben das Monument geheiligt. — Fedor mußte mich beinahe mit Gewalt von dem einsamen Grabe wegreißen, über welchem eine hohe Birke säuselt. Ach, Roncalez, ich fühle, daß ich es nicht wiedersehen werde!

Unsre Reise geht, seitdem Fedor bei uns ist, weit schneller, als vorher. Seine Pässe und Empfehlungen machen, daß selbst unser Begleiter ihn als einen wichtigen Mann betrachtet; und so haben wir denn allenthalben so viel Bequemlichkeit, als seine Erfindungskraft und sein Geld uns nur immer verschaffen können.

Mein Vater trägt jetzt seinen Fall wie ein Mann, wie ein edler Mann. Das Unglück hat, gleich einem läuternden Feuer, sein Herz rein gebrannt von allen Schlacken der Herrschsucht, der Eitelkeit und des Stolzes. Du solltest nur sehen, wie sanft, wie gütig er ist: kaum würdest du ihn wieder kennen. Er rührt mich oft unbeschreiblich, wenn er

sagt: „ich habe mein Schicksal verdient!" und dann einen von uns umarmt, und seufzend schweigt, als ob er nur uns bejammerte. O, du solltest hören, mit welcher rührenden Beredsamkeit er zu meinem Bruder über die nichtige menschliche Größe redet, und ihn bittet, schon früh sein Herz an den wahren Genuß der Freundschaft, der Liebe, der Genügsamkeit zu gewöhnen! Ich weine dann vor Freude. Das Unglück hat uns einen Vater gegeben. War es denn nicht eben das, was wir Alle so oft von dem Himmel erfleheten? Und dürfen wir jetzt darüber klagen, daß er unser Flehen erhört hat?

Ja, liebe Roncalez, ich werde wieder heiter; doch ich ahne eine dunkle Zukunft. Wenn Fedor mir beschreibt, wie unsre Liebe, unser Muth die Wüste zu einem Paradiese machen soll: dann lächle ich, und meine Seele ist heiter; aber dennoch kann ich den schönen Hoffnungen, die seine Liebe für die Zukunft bildet, nicht glauben.

Das Grab meiner Mutter ist in einer öden Wildniß; mein Grab wird vielleicht in

einer noch öderen seyn. Liebe und Schmerz, Entzücken und Verzweiflung haben an meinem Leben gezehrt. Die Kraft, welche ich aufwendete, die Hoffnung in meinem Herzen zu erhalten und die Meinigen zu erheitern, hat die Quellen meines Lebens erschöpft. Aber Roncalez, dennoch bin ich unbeschreiblich glücklich: denn ich werde geliebt, wie vielleicht noch Keine geliebt war. In meines Fedors Armen täuscht mich oft das Gefühl meines Glückes, und eine neue Kraft scheint meinen halb zerstörten Körper wieder zu beleben. Die Stille, die Ruhe meines Geistes treibt das Blut in meinen Adern rascher um, und beschleunigt die Schläge meines Herzens. Aber dann ermatte ich wieder desto mehr; mein Blut fließt träger, mein Herz schlägt langsamer. Das Bekämpfen meines Schmerzes greift mich an; und doch muß ich immer kämpfen und siegen, weil es ihnen Allen Freude macht.

Ob ich zu leben wünsche? Liebe Roncalez, darauf weiß ich dir kaum zu antworten. Das Leben ist süß; aber es giebt Unglücksfälle, die das Herz gleichsam zum Tode einweihen.

Man erzählt von einer Frau, die lebendig begraben war, und die ein Zufall aus dem Grabe rettete: sie habe nachher, obgleich übrigens gesund, nie die Leichenfarbe wieder verloren, und nie wieder gelacht. Verstehst du mich nun? Ich werde die Farbe unsrer Leiden nie wieder verlieren, und — glaube ich — nie wieder lachen. Jetzt bin ich glücklich; aber ich fühle, daß ich nahe an meinem Grabe stehe. Ich habe, möchte ich sagen, das Gelübde des Todes schon abgelegt, den Schleier des Grabes schon genommen. Wenn ich meinem Fedor das sage, dann lächelt er über seine liebe Schwärmerin; und doch versinkt er in ein finstres Nachdenken, woraus ich ihn nicht anders reißen kann, als durch Heiterkeit, und durch die Versicherung, daß ich glücklich bin.

Vor einigen Tagen kamen wir nach Kungur, wo eine berühmte große Höhle ist. Da unser Führer die Pferde, die wir nöthig hatten, nicht sogleich zusammen bringen konnte, so beschlossen wir, den Vormittag diese Höhle zu besehen. Mein Bruder bemerkte, der Ein-

gang sähe aus, als führte er in die Unterwelt. Alle verloren den Muth hinein zu gehen; Fedor aber und ich, wir zündeten unsre Fackeln an, und ich flisterte ihm leise zu: muthig betritt deine Marie mit dir den Eingang der Unterwelt. Ein Ostiak war unser Führer. Wir gingen, wie Schatten, durch die hohen Gewölbe, deren Dunkelheit unsre Fakkeln nicht erhellen konnten. Unser Führer wollte endlich einen kürzern Rückweg suchen. Wir Beide setzten uns auf Stufen, auf denen ein hohes Kreuz stand, klemmten die Fakkeln in eine Felsenspalte, und warteten auf seine Rückkehr. Als wir so da saßen, und Fedors Gesicht so bleich schien, da überfiel mich der Gedanke an nahen Tod. Ich umfaßte den Geliebten, und sagte weinend: auch die Unterwelt wird uns nicht trennen! — „Nichts, nichts, meine Marie!" rief er, mich umfassend, und wir schworen einander aufs neue ewige Liebe.

Da unser Ostiak zu lange ausblieb, so nahmen wir endlich unsre Fackeln, und gingen, die Hände in einander gelegt, durch

die weiten Gewölbe. Auf einmal sahen wir Tageslicht, eine sanfte Dämmerung, durch die Decke hereinbrechen. Wir gingen ihr nach, und kamen auf einen geräumigen Platz, noch immer unter der Erde, doch von der Sonne beleuchtet, deren Licht durch große Spalten und Risse fiel. Ich sah Gras auf dem Boden, und fand eine blühende Pflanze. Diese pflückte ich ab, steckte sie an Fedors Brust, und sagte freudig: siehst du, daß auch die Unterwelt Blumen für die Liebe trägt? Meine Phantasie wurde so lebhaft, daß ich glaubte, ich müßte hier in Fedors, und er in meinen Armen sterben. Wir kamen endlich an einen Bach; ich kostete sein Wasser, und es schien mir, als hätte ich aus dem Strome der Vergessenheit getrunken. — Nach einigen Minuten waren wir unter freiem Himmel, und der Ostiak fand uns wieder.

Als bei dem ersten Heraustreten das helle Tageslicht uns blendete, blickten wir einander wehmüthig an, und ich sagte: die Dämmerung der stillen Unterwelt ist milder! — Fedor schenkte unserm Führer Taback, und ver-

sprach ihm auch Brot und andre Lebensmittel. Der arme Mensch sagte freudig: er wolle Gott bitten, uns der Luft gleich zu machen. (Ein ganz gewöhnlicher Wunsch der Ostiaken, den ich schon kannte, der mir aber jetzt auffiel.) Du wünschest uns, zu sterben, guter Mensch! sagte ich bewegt. — Nein, erwiederte er verwirrt; es ist etwas Gutes, das ich euch wünsche. (Unfähig zu leiden, ist der Sinn des Wunsches)

Wir gingen, Hand in Hand und schweigend, am Ufer des Flusses durch die Felsen weg nach Kungur. „Und wenn auch!" sagte Fedor auf einmal wehmüthig: „sind wir denn nicht glücklich gewesen?

Ich blieb stehen, und es quollen Thränen der reinsten Freude aus meinen Augen. O, ich bin *sehr* glücklich gewesen! sagte ich; und ich bin es *noch*! Wir gingen mit wehmüthigen Gefühlen weiter; aber Tausende würden uns beneiden, wenn sie wüßten, welche Seligkeit diese Wehmuth unsren Herzen gab.

Ja, Roncalez, noch glücklich! **Arm** wären

wir? hier, wo uns der Reichste unter den Einwohnern, wo uns der Fürst der Nation fast um alles beneidet, was wir haben? Die Menschen leiden Mangel; wir leben in Ueberfluß. Ich bin geschmückt wie eine Fürstin, wenn ich neben den Ostiakinnen stehe, die in eine trockne Fischhaut oder in ein rohes Bärenfell gekleidet sind. Sie wohnen in Löchern, mit Birkenrinde bedeckt, der Luft, dem Sturm, der Kälte ausgesetzt; ich bin in einen warmen Pelz gehüllt, und ruhe auf einem weichen Bette, oder werde durch ein dichtes Zelt über dem Schlitten vor Schnee und Wind geschützt. Selbst der reichere Tatar, der aus seiner geräumigern, heitern und reinlichen Hütte stolz auf den armen Ostiaken hin sieht, staunt die Wunder unseres Gepäkkes an: diese Herrlichkeiten, welche uns schon auf der Erde Freuden geben, wie Er sie nur in seinem Paradiese hofft.

Wenn mein Bruder klagt, wenn meine Schwester über unsern Zustand jammert, so zeige ich ihnen die Hütten dieser Wilden, oder erzähle ihnen, durch welche schwere Arbeit

bei der Jagd und der Fischerei diese Armen kaum dem Elende des Hungertodes entgehen. — Wir verirrten uns, ehe wir Katharinenburg erreichten, in einem Walde, und kamen endlich an eine elende Jurte, wo wir anhielten. Meine Verwandten hatten allen Muth verloren. Da sahen wir eine Familie, welche Birkenrinde kochte, um ihr Leben zu erhalten. Ein schreckliches Jahr! Es gab hier weder Wild noch Fische. Ich eilte zu unsern Schlitten mit Vorräthen, und gab den Leuten Taback, Brot und Wein. Als sie vor uns niederfielen, sagte ich: die sind arm und unglücklich! Als wir dann unser Zelt aufschlugen, der liebliche Thee uns entgegen dampfte, und die Bewohner der Jurte ehrerbietig in der Ferne stehen blieben; da fragte ich meinen Bruder: hörst du diese Menschen klagen? Er schwieg beschämt, und gestand mir zu, daß wir, gegen diese Menschen, glücklich wären.

Ja, liebe Roncalez, glücklich! — Auf der letzten Station vor Katharinenburg mußten wir auf Ankommende warten, deren Pfer-

de zurückgehen und uns mitnehmen sollten. Wir hofften mit Ungeduld auf sie, um so bald als möglich den elenden Ort zu verlassen. Endlich kamen die Reisenden. Als sie die Pelze und Mützen abwarfen, da — o Gott! — da erkannte ich meines Vaters Schwester, die Gräfin Devier, die ein Kaiserlicher Ukas nach unsrem Falle aus Sibirien zurückgerufen hat. Roncalez, hier trat die Göttin der Rache noch einmal, mit allen ihren Schrecken bewaffnet, auf meinen Vater zu! Er erkannte seine Schwester nicht, so wenig, wie sie ihn. Ich faßte schnell ihre Hand, und sagte leise: darf ich Sie bitten, ein Wort von mir zu hören? Sie sah mich an, erschrak, und rief mit lauter Stimme: gerechter Gott! die Tochter meines Bruders!

Menzikof? rief der Graf. Wo? wo ist er?

Mein Vater trat beschämt hervor. „Hier," sagte er sanft, „hier ist der Menzikof, der dich haßte, Devier; hier ist er! erniedrigt, gestürzt, beschimpft, arm, nach Sibirien verbannt!"

Es machte einen tiefen Eindruck auf den Grafen, als er meinen Vater, von dessen Fall er noch nichts wußte, den mächtigen Fürsten Menzikof, den Regenten des Reiches, den Schwiegervater des Kaisers, in der Kleidung eines Gefangenen, bleich, mit halb erloschenen Augen, und in einer gebeugten Stellung, auf sich zu treten sah. Im ersten Augenblick schien das Mitleiden bei ihm siegen zu wollen; das verschwand aber bald aus seinem Gesichte, und es glühete Zorn in seinen Augen. Unmensch! rief er: Barbar! Fort aus meinen Augen!

„Sey nicht hart, Devier!“ sagte mein Vater sanft. „Ich habe einen rauhen Weg zu gehen.“

Denselben, den deine Grausamkeit mich und viele Andre schickte! ... Diese Wildnisse kennen deinen Nahmen. Mit Verwünschungen, mit Flüchen nennen ihn Tausende, die in ihnen ein elendes Leben hinschleppen. Geh, du Barbar! Ungetröstet wirst du in dem Aufenthalte des Elends seufzen; ungetrocknet werden deine Thränen fließen. Zittern wirst

du vor jedem Menschen, der dir begegnet. Was uns eine freundliche, tröstende Erscheinung war, ein Mensch, wird dich, so oft du einen siehst, in Schrecken setzen; denn du bist der Urheber seiner Leiden, sein Henker. Jedes Auge wird sich mit Abscheu von dir wenden. Deine Kinder werden gehaßt und verspottet seyn, weil sie Menzikof heißen. In diesen Wildnissen findet der größte Verbrecher Freunde; nur du nicht. Du wirst in einsamen Höhlen leben müssen, wie der Bär, den du jagen sollst; deine Kinder werden um deinetwillen Hungers sterben. Wohin du dich wenden magst, habsüchtiger, rachgieriger Unmensch: überall findest du Feinde. Kommst du nach Beresow? Dort ist der unglückliche Tolstoi, der Gott nicht um Erlösung von seinen Leiden bittet, wohl aber um Rache an dir!

Mein Vater ließ erblassend den Kopf auf die Brust sinken, und schwankte. Wir schluchzten laut, als wir ihn zu einem Stuhle führten; denn, Roncalez, Devier mahlte unsre Zukunft mit schrecklich wahren Zügen.

O, ich beschwöre Sie, Oheim, rief ich laut, schonen Sie eines Unglücklichen!

„Nein," sagte mein Vater matt; „laß ihn! Die Rache des Himmels hat ihn gesendet. Rede, Devier, rede! Laß deine Worte wie Dolche in mein Herz dringen! Ja, ich war gegen dich ein Barbar, ein Unmensch; ich verfolgte dich mit wüthender Rachsucht, und darum habe ich dich in dem öden Sibirien gefürchtet. Es war mein sehnlichster Wunsch, daß ich dich nicht dort antreffen möchte. Er ist erfüllt, und du bist gerächt! Weide dich nun an dem Anblick deines gestürzten Feindes, und geh dem Ueberflusse, der Freude entgegen. Ich habe im Unglück gelernt Vater und Gatte zu seyn; auch Bruder bin ich wieder geworden. Meine Schwester, deren bleiche Gestalt ich immer vor mir sah, wird mir jetzt nicht mehr fluchen. Ich gehe muthiger nach Beresow, obgleich Tolstol's Anblick mich dort erwartet. Geh, und sey glücklich!"

O, Roncalez! es war eine tief erschütternde Scene! Auch Devier wurde bewegt;

er ließ aber seine Gefühle nicht hervorbrechen, und verbarg sie unter einem höhnenden Triumph. Bei den letzten Worten wendete er meinem Vater sogar den Rücken zu.

Mein Vater stand sanft wieder auf, breitete seiner Schwester die Arme entgegen, und sagte: „ich fodre nicht, daß du mir verzeihen sollst. Aber sag mir nur Ein sanftes Wort, ein Lebewohl, ein Adieu! Laß mich nicht vergebens bitten. Du kennst das Elend, dem ich jetzt entgegen gehe."

Meine Tante konnte ihre Thränen nicht länger zurückhalten. Du hast uns sehr unglücklich gemchat, Alexander! sagte sie endlich mit ungewissem Tone.

„Das that ich, Schwester; ja! Wäre ich in diesem Augenblicke wieder der stolze Fürst Menzikof, so würde ich vor dir und deinem Manne knieen und sagen: verzeihet mir! ich machte euch unglücklich."

Ich warf mich jetzt vor meiner Tante nieder, und sagte schluchzend: meine selige Mutter befahl mir in ihren letzten Stunden, ich sollte Sie bitten, uns zu verzeihen.

Selige

Selige Mutter? fragte meine Tante, und der Graf sah umher, als suchte er sie.

„Lebte sie noch, Devier," hob mein Vater wieder an: „du würdest mir um ihret-willen verzeihen."— (Der Graf wendete sich ganz von uns ab.) —Lebte sie noch, sagte ich zu meiner Tante: Sie würden Ihre Nichte segnen! — Jetzt beugte sich meine Tante weinend zu mir nieder, küßte mich auf die Stirn, und sagte leise: Bruder, lebe glücklich, und habe Geduld!

Mein Vater stürzte in die Arme seiner Schwester, und Beider Thränen vermischten sich. Devier stand noch immer mit finstren Mienen in der Ferne. Auch die Gräfin verhielt sich fast nur leidend bei den Umarmungen meines Vaters, ohne sie zu erwiedern. Ich ging zu dem Grafen, und faßte seine Hände. Er war gegen mich nicht unwillig, aber doch kalt, förmlich. Ich beschwor ihn leise, mit den rührendsten Worten, meinem Vater zu verzeihen, und ihm dadurch seine Ruhe wiederzugeben. Da riß er sich ungestüm von mir los, und fragte: sind die

Schlitten noch nicht angespannt? Als man erwiederte, daß alles bereit wäre, faßte er die Hand seiner Gemahlin, und zog sie schweigend fort. Gott segne euch, meine Kinder! und auch dich, Bruder! schluchzte die Gräfin; der Graf schwieg noch immer. Mein Vater folgte ihnen. Als sie im Schlitten saßen, ging er auf die Seite hin, wo Devier sich gesetzt hatte, faßte dessen Hand, und beugte das Knie zu Boden.

Jetzt sprang Devier aus dem Schlitten, umfaßte meinen Vater, und rief: unglücklicher Menzikof! ich verzeihe dir! — Wir Alle warfen uns ihm und der Tante in die Arme, und hörten und sprachen nur die Wörter: „Bruder, Schwester, Oheim, Tante," von Thränen versöhnter Herzen begleitet.

Mein Vater sah ihnen, wie mit einem verklärten Gesichte, nach, als sie endlich abfuhren. „O," sagte er dann mit einem mild lächelnden Blicke, den ich noch nie an ihm gesehen hatte: „jetzt, Marie, fühle ich mich erleichtert! Ich habe gebüßt; und nun ist die Gerechtigkeit des Himmels versöhnt. Komm,

wir wollen fort! Euer Unglück kann nicht lange dauern. Wenn ich todt bin, werdet Ihr wieder zurückberufen. Man wird nicht vergessen, welch eine Mutter Ihr hattet."

Froh erzählte mein Vater Fedorn, der während dieser Scene in dem Städtchen gewesen war, daß er mit seinem Schwager versöhnt sey. Wir setzten uns heiter in unsre Schlitten, und kamen mit leichtem Herzen hier an.

Nun, liebe Sophie? sind wir jetzt nicht glücklich? Mein Vater meint, er habe nie das Leben mehr genossen.

Hier hat uns der menschliche Officier verlassen, und wir bekommen eine andre Begleitung. Er war unser Freund geworden, und der Abschied von ihm that uns sehr weh. Solltest du den edlen Mann — er heißt Luschin — jemals sehen, so sag ihm, daß deine Marie seinen Nahmen nie vergessen wird. Als er im Begriff stand, sich von uns zu trennen, sagte ich ihm, tief gerührt: wir sehen einander nie wieder, edler Mann. Du hattest Thränen des Mitleids für uns; was

hab' ich für dich? Thränen der Dankbarkeit, und diesen Ring." — Der einfache Goldreif, den ich jetzt vom Finger zog, war mir unschätzbar, weil ich ihn von meiner Mutter hatte; doch er mußte ihn nehmen. Ich bat ihn, das Grab meiner Mutter zu besuchen. Der weiche Mensch konnte vor Thränen nicht antworten, und nickte nur mit dem Kopfe. Ich küßte ihn; da legte er betheuernd die Hand auf die Brust, und sagte abgebrochen: ich werde nie wieder hart seyn! nie! Jetzt habe ich erfahren, wie ehrwürdig das Unglück macht!

Fedor, der ihn liebt, weil er uns menschlich behandelt hat, sprach noch lange mit ihm. Und wie glücklich sich das treffen mußte! Luschin äußerte die Hoffnung, daß die Sapiehas sein Glück machen sollten. Fedor hat, ohne sich zu verrathen, sogleich von hier an seinen Freund geschrieben; und wenn Luschin nach Petersburg kommt, ist sein Wunsch schon erfüllt. — Sapieha wird ihm schreiben: „für das Mitleiden mit der Familie des unglücklichen Menzikof."

Wir müssen fort. Die Schlitten sind angespannt. Leb wohl, Roncalez!

35.

Marie an Sophie Roncalez.

Tobolsk, im December 1727.

Der Gouverneur von Tobolsk behandelt uns mit vieler Güte. Wir dürfen hier bleiben, bis die fürchterliche, unbeschreiblich große Kälte nachgelassen hat. Fedor bringt mit unermüdeter Thätigkeit alles zusammen, was wir in unserer Einöde bedürfen werden. Er war neulich sehr froh, als er mir Vorräthe von Mehl zeigte, die er gekauft hatte. Aber, Fedor, sagte ich, das hätten wir ja dort kaufen können. Er erwiederte lächelnd: „ich bin freilich allzu besorgt!" Seine Miene machte mich nachdenkend. Ich erkundigte mich nun, und erfuhr — o, liebe Roncalez! du wirst ein wenig erschrecken, wie ich erschrak — ich erfuhr: Beresow liege so hoch im Norden, daß dort kein Ackerbau möglich sey. Ich mag nicht wei-

ter fragen, weil ich noch mehr Schreckliches zu hören fürchte. Aber wäre Beresow auch eine Hölle: wenn ich es an Fedors Hand betrete, wird es mir ein Paradies seyn.

Fedor hat sich von uns getrennt, um keinen Verdacht zu erregen und rings in der Gegend umher Bekanntschaften zu machen. Ich werde ihn wohl erst in einigen Tagen wiedersehen. Er hat von Sapieha große Wechsel bekommen, die ihm hier in Tobolsk ausgezahlt worden sind, auch noch neue Empfehlungen von der Krone, daß man ihm überall behülflich seyn soll. —

Roncalez! wir müssen fort! diesen Augenblick! O Gott! wo ist mein Fedor? — Ein Courier hat dem Gouverneur den schärfsten Befehl gebracht, uns sogleich weiter zu schikken.

Ich lege diese Zeilen in ein Billet an Fedor. Wir haben einen Ort bestimmt, wo wir in dringenden Fällen unsre Billets verstecken wollen. Leb wohl.

Nachschrift von Fedors Hand.

Sie sind fort, gute, edle Roncalez, und ich eile ihnen nach. Zum Glück habe ich schon Vorräthe von den nothwendigsten Bedürfnissen nach Beresow schaffen lassen. Ich nehme von hier zu meiner Sicherheit Soldaten als Begleiter mit. Ach, es war mein Wunsch, daß Marie erst im Frühlinge in die traurige Wüste kommen sollte! Und nun? Sie wird Beresow betreten, wie jene Unterwelt in Kungur, wo der Tag nur eine Dämmerung ist!

Aber dennoch, Roncalez, sind wir glücklich! Die Liebe wird auch in diese erstarrte Natur ihre milde Wärme gießen, und mit ihrem Lichte den nächtlichen Himmel des hohen Nordens erhellen. Dem Uebermuthe grausamer Menschen zum Trotze soll Marie glücklich seyn. Ich stelle dem Hasse die Gewalt der Liebe entgegen, und habe keinen andern Gedanken mehr, als Marien vor jedem neuen Gram, jeder neuen Sorge zu schützen. O, der Schmerz hat ihre weiche Seele nur schon

allzu stark getroffen, und ich fürchte, die Wunden ihres Herzens werden nicht heilen. Ihr Geist ist heiter, wie der sternenvolle Himmel über mir, zu dem ich betend meine Hände emporstrecke; doch ihre Gesundheit ist im Innern angegriffen. Du solltest sie jetzt sehen, Roncalez! Mit jedem Athemzuge wird sie schöner, heiterer, sanfter und muthiger.

Wenn sie stürbe — ich würde verzweifeln! Noch lächle ich; aber dann . . .! Der Tod kann sie mir nicht rauben; wir sind unzertrennlich. Doch so lange sie noch lebt, soll sie nur den milden Athem, die sanfte Hand der zartesten Liebe empfinden. Ich kenne keine andere Freude, als die ihrige, und würde mein Blut für sie aufopfern. Sie liebt mich unaussprechlich; aber mein Herz verdient ihre Liebe auch.

O, möchten wir nur noch lange so glücklich seyn! Doch, ich fürchte, daß die Stunde schon nahe ist, welche meine Marie der Erde rauben wird. Meine Seele hängt immer mit schwarzer Melancholie an diesem Gedanken, wenn auch meine Lippen lächeln. Und

doch, Roncalez, hebe ich oft meine Hände zu dem Himmel auf, und rufe triumphirend: ich Glücklicher! Ich kann die Wonne nicht fassen, wenn sie an meiner Brust liegt, und mit ihrer süßen Stimme mich: „mein Fedor, mein geliebter Fedor!" nennt.

Ich muß fort, sie einzuholen. Sie sind drei Tage voraus; doch ich habe Couriere vorangeschickt, mir Pferde, Rennthiere oder Hunde vor meine Schlitten zu bestellen. Marie soll nur an meiner Hand die Wohnung betreten, die den unendlichen Schmerz und das unendliche Glück zweier tugendhaften Herzen einschließen wird.

Gott segne dich, Roncalez! Wie wirst du es ertragen, wenn du hörst: Marie und Fedor sind nicht mehr!

36.

Sapieha an Fedor.

St. Petersburg, im Dec. 1727.

Ich schicke dir noch einige Wechsel, Fedor, auch Empfehlungen und neue Pässe für mehrere Personen. Man möchte dir gern auf die Spur kommen, Fedor. Deine Verwandten lächeln, wenn ich ihnen sage: er ist in Frankreich. Doch da, wo du bist, vermuthet dich niemand; sie suchen dich in Petersburg, in Pozek, oder sonst in der Nähe.

Fedor, dein Blut mag warm genug seyn, die erstarrte Erde dort zu beleben; denn auch ich — an welchem Ende der Erde wollte ich nicht wohnen, sobald mich die Freundschaft, oder die Ehre riefe! Ich beneide dich in meinen schönsten Stunden. Wenn die Bilder unsrer Jugend mit lebendigen Farben vor meiner Seele stehen, und mir Leben, Rang und Gold nichts, ein Herz voll Liebe, voll Treue alles ist: dann fühle ich, wie wohl dir seyn

muß in den Armen, an dem Herzen deiner Marie, für die du alles aufopferst.

Deine Familie macht ihren Weg. Sie beherrscht das Reich eben so wie Menzikof, und wird gehaßt, wie er. Man trifft Anstalten zu der Krönung des jungen Kaisers, der das Idol seines Volkes ist. Dieses Volk hofft von ihm goldne Zeiten, und jeder Unfall, jede Last wird seinen Günstlingen, den Dolgorukis, Schuld gegeben. — Dein Oheim, der Feldmarschall, ist ein großer Mann. Er zieht sich fast gänzlich in eine unbemerkte Stille zurück, und nimmt keinen Theil an der Gnade, womit der Kaiser dein Haus überschüttet.

In einer vertrauten Unterredung mit Iwan, dem eitlen jungen Menschen, der die Freundschaft des Kaisers für ihn zur Schau trägt, berührte ich den Gedanken, daß eine Heirath zwischen einem Dolgoruki und einer von Menzikofs Töchtern deinem Hause die ungeheuren Reichthümer, die Menzikof in mehreren Banken liegen hat, verschaffen würde. (In Venedig und in Amsterdam will man

nehmlich, wie es heißt, die Kapitale nur an Menzikof selbst auszahlen.) Iwan runzelte die Stirn, und ein Paar Worte, die ihm entfielen, zeigten mir, daß man den Fürsten Menzikof auch jetzt noch fürchtet. Er bleibt gewiß verbannt, so lange ein Dolgoruki Einfluß auf den Kaiser hat.

Welche seltsame Menschen! Die Großen, die mit an Menzikofs Falle gearbeitet haben, wundern sich, daß sie nur unter einem andern Herrn stehen, und hassen fort — nicht Menzikof, nicht die Dolgorukis, sondern die mächtigen Günstlinge.

Man sagt: ein Fürst könne keinen Freund haben. Ich fange an zu glauben, er dürfe keinen haben, oder dieser Freund müßte von allen Geschäften entfernt bleiben. Dem bloßen Minister, den der Fürst nur achtet, nicht liebt, verzeihet man große Fehler; dem Günstlinge aber kaum seine Tugenden. Der Fürst vertritt die Stelle der Gottheit; und so fodert man von ihm die fleckenlose Gerechtigkeit derselben. — Man giebt hier, wie gesagt, das vorige Schauspiel; nur haben Andre die Haupt-

rollen übernommen. Und, dir die Wahrheit zu gestehen, ich selbst schlüge die erste Rolle nicht aus, wenn das Glück sie mir gäbe, obgleich Alles sich gegen einen Günstling zum Hasse verschwört.

Lächle nicht! Ich werde, glaube ich, hier noch aufhören, den unabhängigen Mann für den einzigen freien zu halten. Des Jünglings Liebe zur Unabhängigkeit ist vielleicht weiter nichts, als eine versteckte Herrschsucht: weil er nicht beherrschen kann, will er wenigstens nicht beherrscht seyn. Mein Vater sagt: ein Minister von zwanzig Jahren würde, und hätte die Tugend selbst seine Seele begeistert, despotischer herrschen, als jeder andre.

Aber, wie ich auch denken mag, Fedor: ich bin dein! Verlange es, so eile ich zu dir an den Nordpol, und entsage an deinem Herzen allen Planen von Größe. Ich kann aufhören, meine Jugendträume für wahr zu halten, doch niemals, dein Freund zu seyn.

37.

Marie an Sophie Roncalez.

Beresow, im Februar 1728.

Ja, liebe Sophie, es giebt noch größeres Elend, als ich mir denken konnte. Jetzt bin ich von dir getrennt, du Freundin meiner Jugend, meine geliebte zweite Mutter: auf einer andren Erde, unter einem andren Himmel! Andre Sterne gehen über mir auf; eine andre, rothe Flammen sprühende, Sonne fliegt wie ein schreckliches Gestirn über dem Rande meines Grabes weg, und erhellet das lange Dunkel der todten Einsamkeit nur auf Augenblicke. Jede Nacht kämpft es am Himmel in zuckenden Flammen, und erfüllt meine Brust mit weissagender Angst. Diese Flammen sind kalt, aber fürchterlich; sie beleben nicht, sie erschrecken nur.

Roncalez, ich blicke scheu zu den Sternen auf, die ich nicht kenne, und fürchte, mein Gebet wird den fremden Himmel nicht

durchdringen. Ach, jenseits jenes blauen Gebirges, an dessen Saume eine dunkelrothe Kugel — für uns Arme die Sonne — hinsinkt, liegt meine Welt; dort gehen meine Sterne auf, die treuen Bürgen eines gütigen Gottes! Ich bin ausgestoßen aus der Welt, und lebe in einem Grabe, über dem kein mildes Lüftchen säuselt, aus dem keine Blume hervorsprießt. Jetzt, indem ich dir schreibe, ergreift mich der Gedanke: wer wird diesen Brief in jene freundliche Welt bringen, wo meine Roncalez lebt? Die fremden Schauspiele am Himmel, welche Fedor prächtig nennt, die Nebensonnen, die doppelten Monde, die zuckenden Blitze der Nordlichter, erfüllen mich nur mit Entsetzen. Die todte Stille in dieser, auch nicht einmal von Thieren bewohnten, Einöde ist mir furchtbarer, als der lauteste Donner in der Welt, die ich vormals bewohnte. Ach, Sophie! mein Herz wird bald erstarren, wie die Natur hier! Selbst die edelmüthige, treue Liebe meines Fedor kann es nicht mehr erwärmen.

Wir fuhren auf dem felsenharten Eise des Stromes, und der Athem unsrer Brust erstarrte vor unsren Lippen. So weit mein Auge reichte, sah ich keine Hütte; und nicht einmal ein Ton, ein Schall belebte die todte Gegend. Wir Armen jauchzten, wenn uns ein Schlitten mit einem Ostiaken begegnete, und drückten die Hände des Wilden, der unsre Liebkosungen, unsre Thränen nicht verstand. Es war ja doch ein menschliches, ein lebendes Wesen, das uns im Grabe begegnete! — So eilten wir vorwärts, immer weiter weg von der Sonne, von menschlichen Wohnplätzen, und kamen endlich zu dem Meere, das der Ob mit dem Irtisch bildet. Noch immer fehlte Fedor — nicht mir allein: denn Alle lieben ihn, unsren Wohlthäter, eben so herzlich, wie ich. O Gott, was wären wir auch ohne ihn! Seine Liebe zu mir ist die beglückendste Wohlthat für uns Alle geworden!

Endlich holten uns seine Schlitten ein. O Roncalez! als die ersten Töne der Schellen, welche man den Pferden hier anhängt,

unsre

unsre Ohren trafen; als wir ihn in der Ferne erblickten; als er dann näher kam, und sein Zuruf uns erreichte, der uns wie die Stimme eines helfenden Engels klang: da stürzten wir Alle ohne Athem in seine Arme. Ich vergaß einen Augenblick, wo ich war, wohin ich ging, und umfaßte ihn mit frohem Stolze: ihn, der mich liebt; der die lebende Welt verließ, um mit mir in eine ewige Nacht zu gehen, mit mir zu sterben. Womit kann mein Herz ihn belohnen! Nur mit unaussprechlicher, unendlicher Liebe!

Mein Vater und alle Andern fürchteten, er würde uns nicht nachkommen; ich aber, ich glaubte nicht bloß, ich wußte, daß er seine Marie nicht verlassen könnte. Und dieser Glaube, liebe Sophie, war für mich eine Quelle von reiner himmlischer Freude, die ihnen Allen fehlte. Als er nun kam, und sein Blick mich suchte, sein zitternder Arm mich umfaßte, und sein Auge in dem meinigen las, was ich empfunden hätte und jetzt empfände; als er nun freundlich meinen Muth erhob, jeder Noth entgegen lä-

chelte, jedes Hinderniß besiegte, das Unmögliche möglich machte; als er, und Er allein, heiter, sogar scherzend, seinen ruhigen Muth auch uns mittheilte — da sagte mein Vater einmal, mit Thränen in den Augen: „ohne ihn müßte ich verzweifeln! . . . Marie," setzte er, wie begeistert, hinzu: „du hattest Recht! Fedors Herz ist mehr werth, als eine Krone. Vergieb mir, mein Kind! Ich wußte ja noch nicht, wie edel, wie groß ein Herz seyn kann!"

Wir kamen mit jedem Tage dem Norden näher; und Fedor allein trug die unbeschreiblichen Beschwerlichkeiten der Reise, als wäre er, was uns der Ostiak in Kungur wünschte, alles Leidens unfähig, wie die Luft. Die Sonne sank hinter uns immer tiefer, das Leben hörte immer mehr auf. Dann waren wir in einer steten Dämmerung, und endlich erreichten wir Beresow, das Grab, das wir bewohnen sollten.

Wir hielten am Fuße des Hügels, auf dem der Ostrog der Staatsgefangenen ist. Unser Begleiter ging zu dem Woiwoden, uns

anzumelden. Fedor ging mit ihm, um den Woiwoden sogleich für uns einzunehmen; doch vorher ließ er ein großes Feuer anzünden, um das wir Alle uns stellten. Jetzt trat ein großer, hagerer, bleicher Mann, der von Elend gebeugt schien, langsam auf uns zu. Er betrachtete uns schweigend, mit finstern Blicken, die indeß immer heiterer wurden. Nun fragte er einen von den Kosaken, die uns begleitet hatten: woher wir kämen. Als man ihm antwortete: von Petersburg; wendete er sich mit einer heitern Miene zu uns, und sagte: willkommen, Ihr Genossen meines Unglücks! — Er bot meinem Vater die Hand, und dieser nahm sie mit wahrem Entzücken an. O, Roncalez! du weißt nicht, was hier der freundliche Blick eines Menschen, eine dargebotene Hand, eine Begrüßung werth ist!

„Ja, Genossen deines Unglücks!" sagte mein Vater. „Du siehst die unglückliche Familie Menzikof vor dir!"

Der Alte zog schnell seine Hand zurück, starrte meinen Vater eine Weile an, und sag-

te dann kalt: ich heiße Tolstoi! Nun wendete er sich um, und ging langsam den Weg nach dem Ostrog. Mein Vater bebte, und bedeckte sich das Gesicht. Die Verwünschungen seines Schwagers Devier hatten kaum einen solchen Eindruck auf ihn gemacht, wie Tolstoi's drei Worte. Ich trat zu ihm, und ergriff seine Hand, die er von dem bleichen Gesichte niedersinken ließ. Er sagte mit leiser Stimme: „ich bin der Unglücklichste von euch Allen! Ihr leidet nur; ich büße. Und selbst euer Leiden fühle ich doppelt, zehnfach; denn Ihr leidet durch mich!"

Niemand antwortete; wir Alle hefteten Augen voll Thränen an den Boden. „Ja," rief endlich meine Tante jammernd: „ich bin unschuldig, und mein Mann ist es auch! O, wenn ich doch im Grabe läge!" — Roncalez, diese Worte schnitten tief in mein Herz. — Mein Vater sprang in einer heftigen Bewegung vor, verhüllte sich in seinen Pelz, und beugte den Kopf auf den Schnee.

Ich suchte ihn aufzuheben. Er zog den Pelz vom Gesichte, und rief: „wird denn kein

Schmerz dieses Herz brechen?" Unsre Liebe, Vater, sagte ich, unsre Zärtlichkeit soll es heilen! Er riß sich heftig von mir los, eilte Tolstoi nach, faßte dessen Hand, und sagte: „Verzeihe mir, oder tödte mich!" Ich war ihm zur Seite geblieben, und weinte auf die andre Hand des zürnenden Greises; dieser zog aber seine Hände mit Verachtung zurück, und ging schweigend weiter. Mein Vater sah ihm eine Weile nach, und kehrte dann langsam, mit gesenktem Kopfe, zu dem Feuer zurück, in das er mit unverwendeten Augen hinein starrte, während die Farbe auf seinem Gesichte fast jede Sekunde wechselte. Er antwortete auf alle meine Fragen, auf meine sanftesten Tröstungen nichts, und ging schweigend vor uns her zu dem Woiwoden, wohin wir jetzt gerufen wurden. Auch hier sagte er kein Wort; und wieder schweigend ging er vor uns her in die uns angewiesene Hütte. Fedor, der das benachbarte Haus gemiethet hatte, kam gegen Abend zu uns. Doch auch von dem ließ mein Vater sich nicht erheitern. Er ging mit großen Schritten auf und ab, und schien mit

sich selbst zu kämpfen. Auf einmal stand er vor meiner Tante still, und sagte: „Schwester, ich kann dein Schicksal nicht ändern; aber was in meinen Kräften steht, das will ich thun. Die Dolgorukis sollen für eure Freiheit mein ganzes Vermögen bekommen; und dann will ich sterben. Mein Tod wird sie mit euch Allen versöhnen. Doch Tolstoi, Tolstoi! Nun, er mag dem Unglücklichen im Grabe fluchen!" — Er ging hinaus, um seine Thränen zu verbergen.

Wir erzählten Fedorn, was vorgegangen war. Er folgte meinem Vater nach, und hatte, wie immer, das Glück, ihn zu beruhigen. So wurde durch ihn der Friede in unserem Hause wieder hergestellt. Alle lieben ihn ja, und sind ihm dankbar. O, wie unglücklich, wie arm wären wir ohne seine Hülfe! Er hat für Alles gesorgt, selbst für die kleinsten Bequemlichkeiten. Seine Vorräthe von Lebensmitteln sind so groß, als hätte er uns auf immer vor Mangel sichern wollen. Er nimmt eine Menge Ostiaken in seinen Dienst, und hat die Idee, uns ein eigenes

Haus bauen zu lassen, wozu das behauene Holz den Ob herunter geflößt werden soll. Uns fehlt hier beinahe weiter nichts, als ein milder Himmel, und das unschätzbarste Gut des Menschen, die Freiheit.

Wenn seine Arme mich umfaßt halten, wenn ich seine zärtliche Stimme höre und sein Auge voll Liebe sehe: dann bin ich sogar glücklich. Mitten in diese erstorbene Natur zaubert er mir ein Paradies hin, dessen Seligkeit nur die Seufzer meiner Verwandten stören. Mein Leben ist eine Folge der schönsten, süßesten Freuden, und des herbsten, bittersten Schmerzes. Das Entzücken hebt meine Seele über die Erde; der Schmerz lös't die Banden des Lebens auf, und zerstört die Quellen der Gesundheit. Mit jedem Tage komme ich dem Grabe näher. Doch ich werde hinab sinkend sagen: ich habe gelebt! denn ich werde aus seinen treuen Armen hinabsinken!

Antworte mir bald, gute Roncalez, wenn ich deinen Brief noch lesen soll. Ich bin nahe am Grabe; und sechs Monate — o,

ich zittre bei diesen Worten! — sechs Monate gehen hin, ehe ich Antwort von dir bekommen kann. Wird mein Herz, das die widerstreitendsten Empfindungen zerreißen, noch so lange schlagen? Ich stelle mich stärker, als ich bin! Sie Alle sehen nicht, wie in mir ein Faden des Lebens nach dem andern zerreißt, wie jeder Seufzer, den sie ausstoßen, mein Herz zerschlägt.

O, noch einmal, schreib mir bald! Schick deinen Brief an Sapieha, wenn ich ihn noch bekommen soll!

Ich habe einen Brief von unserm gütigen Begleiter. Er hat das Grab meiner Mutter besucht und es mit Thränen benetzt. Die Reise mit uns, schreibt er mir, habe ihn zu einem fühlenden Menschen gemacht. That sie das, konnten unsre Thränen ein hartes Herz erweichen: so sind sie ja doch nicht vergebens geflossen! — Der edelmüthige Sapieha muß unsern Luschin für die uns erwiesene Menschlichkeit jetzt schon belohnt und alle seine Wünsche erfüllt haben. So ist denn noch ein Herz **mehr** in der Welt, das sich der un=

glücklichen Verbannten mit Liebe und Mitleid erinnert! Nein, ich werde nicht unbeweint sterben, und an meinem Grabe wird ein schmerzlicheres Wehe erschallen, als an dem Todestage des Kaisers!

Marie fühlte ihren Zustand sehr richtig. Außer ihrem Schmerz und ihrem tiefen Mitleiden mit dem Unglück ihrer Verwandten zerstörte auch der rauhe Himmel ihre Gesundheit; und das Entzücken ihrer Liebe, die Bewunderung ihres treuen Fedors wirkten auf ihr weiches Herz nicht weniger verderblich. Die Keime ihres Lebens erstarben unter so entgegen gesetzten Empfindungen; sie machte sich aber stark, und es schwebte immer ein wehmüthig heitres Lächeln auf ihren schönen Lippen. So lächelt ein Engel, der den Schmerz eines Sterbenden sieht, und sich dessen Freude bei dem Erwachen im Grabe denkt.

Der Fürst klagte nicht über sein Unglück; er gestand ganz offen, daß er es verdient habe. Nur das Leiden seiner Familie jammerte ihn, und er hätte es gern mit den größten Aufopferungen gemildert. Er beschäftigte

sich immer mit dem Gedanken, den Dolgorukis für die Freiheit seiner Familie alle die großen Summen, die er in Venedig und Amsterdam besaß, anzubieten. Nur ein Brief von Sapteha, der diese Idee bei den Dolgorukis berührt, und dem sie entschiedenen Widerwillen dagegen geäußert hatten, konnte ihn davon abbringen. Am schwersten drückte ihn nur Tolstoi, der, so oft sie einander begegneten, ihn finster und verachtend ansah. Jedes Mal, wenn dies geschehen war, kam Menzikof in tiefem Gram zurück. Er rief dann den Nahmen: Tolstoi! schmerzlich aus, und nichts war im Stande, ihn zu erheitern.

Fedor und Marie machten mehrere Versuche, Tolstoi mit dem unglücklichen Fürsten zu versöhnen. Doch vergebens! er behandelte Beide mit der Härte einer langen Erbitterung. Nun wurde er krank. Marie ging in der entstellenden Tracht eines Ostiakischen Mädchens zu ihm in seine finstre Hütte, und verpflegte den unglücklichen Greis, dem es an Allem fehlte. Um nicht von ihm zu früh erkannt zu werden, sprach sie wenig,

und wenn sie sprechen mußte, ahmte sie den Dialekt des gemeinen Mannes nach.

Tolstoi hielt seine Verpflegerin, die sich für eine Leibeigene des Woiwoden ausgab, für einen Engel vom Himmel, und begriff nicht, wie sie es anstellte, ihm so vorzügliche Speisen und so ungewöhnliche Bequemlichkeiten zu verschaffen. Endlich genas er, und gestand der vermeinten Ostiakin, daß ihre unermüdete Sorgfalt sein Leben erhalten hätte. Er wollte jetzt zu dem Woiwoden gehen, ihm für seine Menschlichkeit zu danken. Da sagte Marie lächelnd: der Woiwode hat mich nicht geschickt. Ich kam, weil du krank warst, weil ich dich liebte, weil ich — dich einmal beleidigt hatte. Tolstoi fragte verwundert: „du mich beleidigt? Wer bist du denn?"

Marie warf sich vor ihm nieder. Ich bin die Tochter des unglücklichen Menzikof. Tolstoi trat zurück, und sagte in einem harten, rauhen Tone: „Unglückliche, verlaß mich!" Marie stand langsam auf, und ging weinend an die Thür. „Du hast mein Leben gerettet," sagte Tolstoi jetzt sanfter. „Ich danke

dir!" — Du kannst mich dafür belohnen, sagte Marie. Verzeihe meinem Vater, der unglücklicher ist als du.

Tolstoi wendete sich von ihr ab, und Marie ging. Am folgenden Morgen kam sie wieder, doch nicht um ihn für ihren Vater zu bitten, sondern ihn zu unterhalten und mit ihm Schach zu spielen. Tolstoi erwähnte ihres Vaters nicht; er gewöhnte sich aber so an ihren Umgang, daß er sie jeden Tag mit Sehnsucht erwartete. Nach einem Monate bat sie ihn noch einmal, sich mit ihrem Vater zu versöhnen. Er schwieg; und nun verzweifelte sie, daß ihr Plan, um den nur Fedor wußte, gelingen könne.

Sie kam heute traurig in ihre Hütte zurück. Auf einmal öffnete sich die Thür, und Tolstoi trat herein. Menzikof erschrak; doch Tolstoi streckte ihm schweigend die Hand entgegen. Marie fiel ihm froh um den Hals, zog ihn mit sanfter Gewalt näher zu ihrem Vater, legte seinen Arm um dessen Schulter, und warf sich dann vor ihm nieder auf die Kniee.

„Wer kann dir widerstehen!" sagte Tolstoi, und drückte den Fürsten an seine Brust. Beide waren versöhnt, und so die schwerste Wunde in Menzikofs Herzen geheilt.

Jetzt schimmerte für Menzikof sogar ein neuer Strahl von Hoffnung. Der edelmüthige Sapieha arbeitete in Petersburg mit unermüdetem Eifer an dessen Zurückberufung, und die Sache war auf gutem Wege, da die Dolgorukis die Gnade des Kaisers so sicher besaßen, daß Menzikof ihnen nicht mehr fürchterlich seyn konnte. Sapieha schickte einen Courier mit dieser Nachricht an Fedor. Alle jauchzten; nur der Fürst schüttelte ungläubig den Kopf, und Marie nahm die neue Hoffnung mit einem wehmüthigen Lächeln auf. „Die Eine Hälfte meines Vermögens," sagte Menzikof, „gäbe ich für Tolstoi's, und die andre für unsere Freiheit. Aber hoffet nicht zu früh! Ja, wenn sie mich so kennten, wie ich jetzt bin! Sie glauben noch immer, mich fürchten zu müssen." — Er hatte Recht. Feinde, die sich von seiner Rückkehr und seiner Versöhnung mit den Dolgorukis nichts

Gutes versprachen, schlugen in Moskwa ein Pasquill auf die Letzteren an, worin Menzikofs Rückkehr gefodert wurde. Man hatte sich so künstlich benommen, daß der Verdacht entstehen mußte, Menzikof selbst sey der Urheber dieses Pasquills. Nun wurden alle Unterhandlungen sogleich abgebrochen, und es war entschieden, daß die Familie Menzikof keine Befreiung hoffen dürfte.

„Seht Ihr?" sagte Menzikof, als die Nachricht ankam, weit ruhiger, als man geglaubt hatte. Er wendete sich zu Tolstoi: „Alter, es ist so besser! Wir bleiben beisammen." Fast in demselben Augenblicke runzelte er die Stirn, und sah Fedorn nachdenkend an. Drei Tage lang ging er mit sich selbst kämpfend umher. Endlich bat er Fedorn heimlich: „schaff mir Gelegenheit, mit dir und Marien allein zu seyn. Ich habe euch etwas zu sagen, das mein Glück, meine Ruhe betrifft."

Die Gelegenheit war bald gefunden. Menzikof faßte Fedors und Mariens Hand, und sagte ernst: „ich hoffe, Ihr zweifelt nicht

daran, daß ich gern mein Leben für euer Aller Freiheit aufopfern würde. Aber ich muß leben, ohne euch retten zu können. Edler Fedor, es schmerzt mich, so oft ich dich hier sehe. Du verlierst hier dein Leben ungenützt. Ich weiß, daß du hier nicht glücklich bist, so wenig wie Marie und wir Alle. Wäre es mir möglich, von hier zu entfliehen, ich wollte zu Fuß durch Wüsteneien und über schroffe Gebirge gehen, bis ich China erreichte, oder unterweges das Leben verlöre. Doch ich werde zu genau bewacht. Du, Fedor, bist frei, und deine Pässe, deine Empfehlungen an die sämmtlichen Befehlshaber sichern dir eine leichte Reise. Was hält dich noch immer ab, diesem Mädchen, das du liebst, ihre Freiheit wiedezugeben? . . . Ich weiß, warum Ihr hier bleibt; aber, Marie, glaub mir, nicht mein Leiden macht mich unglücklich, sondern der Anblick des eurigen. Ich wäre glücklich, wenn ich euch gerettet wüßte, und würde ich dann auch nach Kamtschatka oder in die Bergwerke geschickt, um, wie ein gemeiner Verbrecher, unter schwerer Arbeit zu erliegen.

Bei

Bei Gott! ich wollte dann die Geduld selbst seyn, und kein Seufzer sollte euch in dem Triumph über eure Freiheit stören! O meine Kinder, ich habe von euch gelernt, welche Freude Aufopferungen geben! Fedor, nimm Mariens Hand; sie ist dein. Rette von uns, wer gerettet werden kann. Mache mir nicht den Einwurf, daß du mir hier nöthig bist. Das Glück eines von meinen Kindern ist dem Vaterherzen lieber, als die Bequemlichkeiten, die du mir hier geben kannst. Auch sind ja die Vorräthe, die du nach und nach hieher geschafft hast, für mehrere Jahre hinreichend; und dein treuer Popoff kann hier sehr wohl deine Stelle ersetzen. An Gelde kann es mir nicht fehlen. Sieh, hier habe ich noch einen Schatz, wovon wir Alle ein halbes Jahrhundert leben könnten. Den braucht Popoff nur in Petersburg oder sonst wo zu verkaufen." (Er zeigte einige sehr große und schöne Brillanten.) „Du siehst, ich verliere durch deine Entfernung nichts, und meine Marie gewinnt dadurch ihre Freiheit, und ein Glück, das ihre Liebe schon

längst verdient. Und — bleibt mir denn nicht noch immer die edelmüthige Freundschaft deines Sapieha? Sieh, in diesem Briefe — du hast ihn vor einigen Tagen verloren — erbietet er sich sogar, an deine Stelle zu treten, wenn du fliehen willst."

Fedor warf sich an die Brust des Fürsten, und sagte: ja, es war mein Plan, mit Marien zu fliehen; aber sie will nicht.

„Ich befehle es dir!" sagte Menzikof, und drückte Marien zärtlich an seine Brust. Marie machte ihrem Vater alle nur mögliche Einwürfe; Fedor erwartete schweigend und lächelnd, wer den Sieg davon tragen würde, der großmüthige Vater, oder die noch großmüthigere Tochter. Endlich wendete Marie die mit Thränen gefüllten Augen gen Himmel, und sagte wehmüthig: ja, ich will fliehen, mein Vater, sobald meine Gesundheit es erlaubt. Jetzt bin ich allzu matt! Der Vater war mit diesem Versprechen zufrieden.

Sobald Fedor Marien allein sprach, setzte er ihr aus einander, welche Mittel er anwenden wollte, seine und ihre Flucht zu

sichern. Er machte es sogar wahrscheinlich, daß man nicht einmal etwas davon merken würde, da ihr Mädchen bei dem Woiwoden als Fedors Reisegefährtin angegeben war, und da diese also leicht Mariens Rolle spielen konnte. Menzikof hatte sogar die Vorsicht gebraucht, das Mädchen dem Woiwoden von Beresow als seine Tochter vorzustellen. Mariens Flucht fand also gar kein Hinderniß, wenn sie nur ihr treues Mädchen zurücklassen wollte.

In entzückter Begeisterung nahm Fedor ihre Hand, und schilderte ihr mit den schönsten Farben das Leben, welches sie in dem reitzendsten Thale der Erde, in unbekannter Stille führen wollten. Marie legte, mit Thränen einer süßen Freude in den Augen, die Arme um den Geliebten, und drückte ihn an ihre Brust, in der seine Liebe heiße Wünsche des Lebens erweckte. „O," sagte sie, stärker als sonst: „könnte ich doch itzt gleich mit dir nach dem Thale eilen, das der Wohnplatz unsrer Liebe werden soll! Aber, Fedor, wenn nun deine Hoffnung vergeblich wäre; wenn das Schicksal sie vernichtete!"

Du hast mir nicht zugehört, Marie! — Er wollte ihr alle Mittel, ihre Flucht zu sichern, noch einmal wiederholen.

Sie lächelte sanft. „Wenn nun ich selbst deine Hoffnung vernichtete!“ — Sie warf sich mit Heftigkeit an seine Brust, und sagte: „o, mahle mir ein Glück, das mir nicht bestimmt ward, nicht so reitzend!“ (Fedor erblaßte.) „Ich will mit dir gehen, wohin du mich führst. Aber jetzt würde ich die Reise nicht aushalten, weil ich zu sehr ermattet bin. Laß erst die erwachende Natur mir neue Kräfte gegeben haben: dann bin ich dein, wenn der Himmel es will.“ — Fedor wurde noch bleicher; denn er erinnerte sich der Stunde, da er mit ihr in der Höhle bei Kungur gewesen war, und er schwieg, mit banger Ahnung im Herzen.

Menzikof fürchtete, daß Marie sein Verlangen nicht würde erfüllen wollen, zumal da Fedor jetzt über die Flucht zurückhaltend und räthselhaft sprach. Er dachte nun auf ein Mittel, sie zum Fliehen zu nöthigen. In Beresow lebte ein alter Pope, der schon

unter Peter dem Großen hieher verwiesen war, und für dessen Befreiung Menzikof sich damals vergebens bemühet hatte. Dieser Pope, ein ehrwürdiger Greis, kam zu dem Fürsten, sobald er dessen Ankunft erfuhr. Er wollte nicht wieder zu den Menschen zurück, und hängte sich mit der größten Innigkeit an die Familie seines einzigen Wohlthäters, des Fürsten. Ihm entdeckte Menzikof die Liebe seiner Tochter zu dem jungen Popoff, wie Fedor allgemein genannt wurde, und bat ihn, dem jungen Paare die priesterliche Einsegnung zu geben. Der Pope war bereit dazu, und blieb das auch, als ihm Menzikof endlich Fedors wahren Nahmen anvertrauete. Wen habe ich noch zu fürchten? sagte der muthige Greis; was können mir Menschen thun? Ich bin bereit, das Glück des jungen Paars zu versiegeln, und freue mich, daß ich meinem Wohlthäter einen Dienst erweisen kann, was ich mir schon so oft gewünscht habe.

Eines Tages, als die ganze Familie beisammen war, trat der Pope in die Hütte, und Menzikof erklärte, wozu der Mann jetzt

käme. Fedor war entzückt, daß der höchste seiner Wünsche, den er Marien zu gestehen noch nie gewagt hatte, jetzt erfüllt werden sollte. Er warf sich vor der Geliebten nieder, und bedeckte ihre Hand mit Küssen. Sie hob ihn lächelnd auf, und sagte freudig ihr Ja, als der Pope ihre und Fedors Hand in einander legte.

So feierte ein edles Paar in der ärmlichsten Hütte das Fest der glücklichen Liebe. Selbst Marie vergaß ihre Ahnung des Todes über die Gefühle, die jetzt bei dem Gedanken, Gattin zu seyn, in ihrer Seele erwachten.

Einige Tage nachher starb der Pope, und nahm das gefährliche Geheimniß, daß ein Dolgoruki hier lebte, mit in sein Grab. Fedor erklärte nun Marien für seine Gattin. Um so mehr hielt jedermann ihr Mädchen für Menzikofs Tochter. Nur Tolstoi wußte, daß sie es nicht war; doch wer Fedor wäre, erfuhr auch er nicht.

Was bedarf es der Flucht? fragte Marie ihren Vater nach einigen Tagen. Bin ich

denn nicht glücklich? glücklicher, als ich es in den glänzendsten Tagen unseres Hauses je zu werden hoffte?

Nach einiger Zeit kam ein Major mit funfzig Mann aus Tobolsk, die bisherige Besatzung in Beresow abzulösen. Er hatte von dem Gouverneur bestimmten Befehl, den Kaufmann Moses Popoff zu unterstützen. Da er den Sapiehas sein Glück verdankte, so interessirte er sich auch für den Fürsten Menzikof, dessen Freund der räthselhafte Popoff war. Die Wohnung des Fürsten wurde jetzt vergrößert, und Fedor verschaffte ihm und seiner Familie sogar die kleineren Bequemlichkeiten, die man so ungern entbehrt, wenn man einmal an sie gewöhnt ist.

Die Sonne stieg höher, und die Natur fing an, sich zu beleben: das Eis zerschmolz, der Boden wurde mit einem lieblichen Grün bekleidet, die Birken (von denen Beresow seinen Nahmen hat) bekamen reiches Laub; kurz, zu Mariens Erstaunen brach hier aus dem starren Tode ein frohes Leben her-

vor. Jetzt war die Soswa mit Nachen der Ostjaken bedeckt, welche Pelzwerk, ihren Tribut an die Krone, in Beresow ablieferten. Fedor machte täglich mit Marien Spazierfahrten auf diesem Flusse und dem Ob, um ihre Gesundheit zu stärken. Einmal gingen Beide sogar nach Tobolsk, um neue Vorräthe von Lebensmitteln und andre Bedürfnisse zu kaufen. Diese kleinen Reisen erheiterten Marien, ohne sie darum stärker zu machen. Sie lächelte, wenn Fedor auf ihren Wangen eine frischere Farbe zu bemerken glaubte; denn sie fühlte, daß ihr Tod nicht mehr entfernt seyn könnte.

Auf der Rückreise von Tobolsk, die sie zu Lande längs dem Ufer des Ob hin machten, stiegen sie aus ihrem Wagen, um eine Landspitze zu besehen, die ganz mit lieblichen Talnikbäumen besetzt war. Sie gingen bis an das Ufer des Stroms, und hatten da den herrlichen Anblick des weiten Meeres, das hier der Zusammenfluß des Ob mit dem Irtisch bildet. Vor ihnen lagen die stolzen, schönen Samarowischen Berge; die fernen

Ufer gegenüber waren mit Tamikbäumen besetzt, aus denen himmelhohe einzelne Cedern hervorragten. Ueber den Bergen hing eine einzelne schwarze Wolke, aus der es blitzte; die Sonne schwebte nahe über dem weiten Wasserspiegel, und vergoldete dessen Fläche. Fedor sagte lächelnd: „Als du in diese Gegend tratest, glaubtest du da wohl, daß sie dich einst mit ihrer Schönheit so überraschen könnte? Sieh, geliebte Marie, die Nacht, welche dich schreckte, ist verschwunden. Eine heitere Sonne umkreist den lieblichen Horizont; und der Tag ist, wie unsre Liebe, ewig! . . . So wird auch dein Gram, deine Sorge um dein Leben verschwinden; Gesundheit und Freude werden dein Leben verschönern." Marie sagte zärtlich lächelnd: hasse ich denn das Leben, mein Fedor? muß ich es denn nicht lieben, da ich so glücklich, so selig bin? Aber, soll ich sterben, dann werde ich nicht klagen; denn ich habe gelebt, und bin glücklich gewesen! — Sie drückte ihn bei diesen Worten an ihr Herz; Fedor aber schrie gräßlich auf, riß sich aus ihren

Armen, und stürzte einige Schritte von ihr weg. Als er zurückkehrte, rief er: „wir sind verloren!" Jetzt sah auch Marie, was ihn so erschreckt hatte. Die Landspitze, auf der sie standen, war von dem reißenden Strome unternagt, hatte sich von dem Ufer abgelös't, und schwamm langsam neben demselben hin.

Fedor machte allerlei Versuche, sich zu retten; doch vergebens. Der Fluß war zu tief, und die schwimmende Insel, auf der er mit Marien stand, wurde immer weiter in das eigentliche Bette des Stroms getrieben. In jedem Augenblicke glaubten sie, der Boden, auf dem sie waren, würde versinken. Der Ostiak, der sie gefahren hatte, näherte sich auf Fedors Geschrei; sie verstanden ihn aber nicht, als er ihnen zurief: sie sollten gutes Muthes seyn; solche schwimmende Inseln wären in dem Ob nichts Ungewöhnliches. Zitternd und bleich nahm Fedor seine Marie in die Arme, und sagte ihr, der Tod sey hier unvermeidlich. Sie drückte ihn fester an das ängstlich schlagende Herz, sah rings um sich auf die andringenden Wellen, und sag-

te: giebt es denn kein Mittel, uns zu retten? — Nirgends war ein Nachen, nirgends ein Mensch zu sehen. „O," rief Fedor, beide Arme verzweifelnd nach dem Ufer ausstreckend: „noch sind wir nicht weit vom Lande. Marie, wenn du schwimmen könntest!" — Du kannst es! sagte Marie; rette dich, Fedor! rette dich für meinen Vater, und meine Geschwister! Sie wollte ihn näher zu dem Rande der Insel hinziehen. „Marie," rief er nun laut: „willst du, daß ich im Tode von dir getrennt seyn soll? Nein, bei Gott!" — (er umfaßte sie heftig) — „so versinken wir! du an meinem Herzen!"

Marie bat ihn lange, sich für ihren Vater zu erhalten. Er schwieg; doch endlich sagte er lächelnd: „siehe hin! würde ich das Ufer noch erreichen?" Sie blickte auf, sah sich rings von einer weiten Wasserfläche umgeben, und sagte: ja, es ist zu spät! O, Fedor! mußtest du mit mir sterben? — „Marie," erwiederte er sanft; „konntest du nur einen Augenblick daran zweifeln, so verstand dein Herz mich nicht." — Nun, mein Fe-

dor, so laß uns sterben, wie wir lebten: fest vereinigt und muthig! — Sie stiegen den Hügel in der Mitte hinan, weil jetzt die höheren Wellen den niedrigen Theil der Insel überschwemmten. Hier setzten sie sich, die Hände in einander geschlungen, und erwarteten den Tod. Jetzt kam die schwimmende Insel in die reißende Strömung des Flusses, und wurde pfeilschnell fortgerissen. Die Liebenden umschlangen einander noch fester; denn die Insel fing an zu schwanken, und es brachen große Stücke davon los. Schon erwarteten sie, in die Wellen zu versinken, und ihr Blut erstarrte. Das Brausen der tobenden Wogen, und der schreckliche Donner eines heraufziehenden Gewitters, betäubten ihre Sinne; und als die hoch aufschlagenden Wellen sie benetzten, glaubten sie schon, mit den Fluthen zu ringen. „Marie! meine Geliebte!“ „Fedor! mein Geliebter!“ „Ewig dein!“ so riefen sie Beide, und drückten die kalten Lippen fest auf einander. Doch auf einmal floß die Insel sanfter, und wurde von der Sonne im Norden beleuchtet. Als sie

jetzt wieder aufblickten, glitten sie auf dem schnellen, aber ruhigen Strome, sanft, der Sonne zu, hinunter. Welch ein Schauspiel! Die Insel drehete sich bald rings um. Es war, als wären die Gesetze der Natur vernichtet, als flöge die Sonne in furchtbar schnellem Laufe rings um den Horizont, und als verfolgte der Weltenrichter in flammendem Dunkel mit tausend Donnern tobender Gewitter die fliehende, als zerrönne der Himmel über ihnen, als sollten schmetternde Blitze die Schöpfung zertrümmern. Jetzt ereilte das flammende Gewitter die Sonne, und löschte sie aus. Tiefes Dunkel bedeckte den wogenden Strom, den nur blendende Flammen beleuchteten. Die Liebenden wurden wieder muthiger, und sagten einander lächelnd: „wir sterben vereinigt!"

Endlich brach die Sonne wieder aus den Wolken hervor, und goß ihre Feuerstrahlen auf das Meer, worin die Liebenden schwammen. Fedor sprang auf, die Insel zu untersuchen. Die Erde war von den Seiten abgespühlt; und er bemerkte nun, daß der Grund

aus einem Tuffstein bestand, der von unzähligen kleinen Wurzeln fest zusammen gehalten wurde. Er kehrte ruhig zu Marien zurück, und gab ihr die Nachricht, daß sie noch Rettung hoffen dürften. Die Angst hatte Marien entkräftet, und sie bedurfte einer Erquikkung. Fedor zündete durch Reiben ein Feuer an, und erstieg einige Cedern, die unter andern Bäumen auf der Insel standen. Mit lauter Freude, als hätte er Marien eine Krone anzubieten, kehrte er zu ihr zurück, und schüttete ihr die wohlschmeckenden Cedernnüsse in den Schooß. Sie theilte ihr spärliches Mahl mit dem Geliebten, und trank einige Tropfen Wasser aus seiner Hand. Dann lehnte sie sich an seine treue Brust, und schlummerte ruhig ein.

Die Sonne ging unter; es war indeß itzt, gegen Mitternacht, noch immer hell genug, die Gegend zu erkennen. Fedor sah das Ufer in weiter Ferne; doch schien es sich immer mehr zu nähern. Auf einmal stieß die Insel heftig an, und Marie erwachte aus ihrem Schlummer. Fedor hob sie auf, und

trug sie rasch ans Ufer. „Wir sind gerettet!" sagte er dann freudig; „jetzt stehen wir auf festem Boden." Marie war so matt, daß sie die wenigen Schritte bis an die Jurte eines Ostiaken kaum gehen konnte.

Während sie in der Hütte ruhete, ging der Ostiak hin, den Wagen zu holen. Sie erwachte nach einem tiefen Schlafe gestärkt, und machte nun dem Geliebten sanfte Vorwürfe, daß er sich nicht hatte retten wollen. Er lächelte sie an, und fragte: „glaubst du denn wirklich, daß ich dich überleben könnte?" Sie sah ihm fest in das flammende Auge, und flisterte: nein, du wirst mich nicht überleben; das fühle ich mit jedem Tage mehr. Und eben darum wünschte ich, daß wir mit der Insel versunken wären. Fedor, wie der Strom die blühende Insel untergraben hatte, so ist es auch mein Leben von heftigen Gefühlen. Der Tod wird mich von euch losreißen, ehe Ihr es vermuthet. Ja, ich wünschte, wir wären Herz an Herz versunken; denn ich fürchte, Fedor, daß ich dich nun werde betrüben müssen. — Fedor stand

schweigend auf, und ging trauernd in den Talnikwald, der sich längs dem Ufer hinzog. Als er zurückkehrte, kam Marie ihm heiter entgegen, und sagte: mein Fedor, ich werde dich nicht betrüben! Wir wollen das Leben noch mit Blumen der Liebe bestreuen!

Sie reichten einander die Hände, und kehrten muthiger nach Beresow zurück. Von diesem Augenblicke an erhielt ihre Liebe einen noch höheren Charakter: eine heiligere Empfindung beseligte ihre Herzen, und gab ihnen eine stille wehmüthige Heiterkeit, eine feste Ruhe. Das Leben, die ganze Erde lag schon zu ihren Füßen; sie hatten alles, sich selbst, und wünschten nichts mehr. Die Ruhe, die sanfte Geduld ihrer Herzen verbreitete Frieden rings um sie her, und wehrte bei ihren Verwandten jedem Ausbruch der Ungeduld.

Menzikof, dessen Gesundheit mit jedem Monat abnahm, sagte jetzt oft zu Tolstoi: „das Leben meiner Kinder lehrt mich sterben." Auch der trotzige Tolstoi wurde sanft wie ein Lamm, wenn Marie ihn anredete,

oder nur ihr gütiges Auge ihn ansah. Jeder ahnete Mariens Tod, und jeder scheuete sich, die stille Ruhe der Sterbenden durch eine Klage zu stören. Alle hatten oft Thränen in den Augen; doch sie selber wußten nicht, ob es Thränen des Schmerzes oder der Freude waren: sie fühlten sich nur jetzt besser, edler und muthiger.

So ging ein Monat nach dem andren hin, und es kam der dritte Winter. Sapieha schrieb an Fedor: sein Vater bestehe darauf, daß er zurückkommen solle. — Die Dolgorukis standen jetzt auf der höchsten Stufe des Glückes: was Menzikof hatte erzwingen wollen, bot sich ihnen von selbst dar. Der junge Kaiser besuchte auf einer Jagd den Fürsten Alexei Dolgoruki in einem von dessen Landhäusern, und sah hier zum ersten Male dessen junge Tochter, Katharina, ein schönes Mädchen, mit einer noch schöneren Seele. Er blieb bis zum folgenden Tage, und kehrte mit ganz neuen Empfindungen im Herzen nach Moskwa zurück. Im Herbste besuchte er den Vater der schönen Katharina wieder, und

entdeckte ihm seine Liebe schüchtern. Der Fürst gerieth in ein freudiges Erstaunen, und wollte seine Tochter sogleich holen; der Kaiser hielt ihn aber zurück, und ging selbst zu Katharinen, sie um ihre Liebe zu bitten.

Katharinen schlug das Herz von einer schönen Freude; sie liebte den edlen Jüngling, nicht seine Krone. Erröthend gestand sie ihm, daß seine Liebe sie glücklich mache. Noch an demselben Tage ließ der Kaiser seiner Großmutter anzeigen, daß er sich mit Katharina Dolgoruki vermählen werde, und am folgenden Tage war die feierliche Verlobung des jungen Paares. Unter den Dolgorukis herrschte jetzt die lauteste Freude, und ihre Sorgen vor der Zukunft verwandelten sich in stolze Sicherheit. Nur der Feldmarschall blieb sich gleich, weil lange Erfahrung ihn weise gemacht hatte. Kurz vor der feierlichen Verlobung nahm er Katharinens Hand, und sagte ernst: „Muhme, Sie werden nun meine gebietende Kaiserin. Was auch Ihre Verwandten Ihnen sagen mögen: vergessen Sie niemals, wie viel ein Tag ver-

ändern kann! Genießen Sie Ihres Glückes mit Bescheidenheit, und erinnern Sie Sich, daß Sie von diesem Augenblick an nicht mehr zu unsrem Hause gehören. Jetzt sind die Unterthanen des Reiches Ihre Verwandten, nicht wir, deren Nahmen Sie führten."

Nun! sagte Alexei an diesem Abend zu dem Feldmarschall: diesen Tag haben wir erlebt!

Der Feldmarschall erwiederte ernst: „ich muß euch immer an die ungewisse Zukunft erinnern. Ja, Ihr habt diesen Tag erlebt. Aber — auch der unglückliche Menzikof erlebte ihn; und dennoch ist er jetzt ein Verbannter!" — Er zog sich von diesem Tage an noch mehr in die Einsamkeit zurück. Die übrigen Dolgorukis hielten für Neid, was nur weise Mäßigung war, und sahen den edlen Feldmarschall nicht anders wieder, als wenn sie es nicht vermeiden konnten.

Wie seltsam ist das Schicksal der Menschen! An eben dem Tage, da die Dolgorukis auf den Gipfel der Ehre gelangten, hatte

Menzikof die Gränze des Lebens erreicht; und an ihr stand er muthiger, größer, glücklicher, als einst auf dem Gipfel der Ehre. Hätten die Dolgorukis einen Blick in das dunkle Gefängniß werfen können, wo er sterbend die letzten Seufzer aushauchte; hätten sie gehört, wie ernstlich er seinem Sohne die Warnung gab, sich immer vor Ehrsucht zu hüten — dann würden sie den Triumph ihres Stolzes gemäßigt haben, und nicht in die übermüthigen Worte ausgebrochen seyn: auch Menzikof wird erfahren, wie hoch wir gestiegen sind!

Menzikof erfuhr es nicht; der Tod ersparte ihm die bittre Empfindung, welche ihm die Nachricht, daß eine Dolgoruki Kaiserin von Rußland werde, vielleicht doch verursacht hätte. Er starb wie ein Mann, in den Armen seiner Kinder, unter Tönen der Liebe, der Freundschaft, der zärtlichsten Trauer, beklagt und zurückgewünscht von Allen, die ihn in Beresow kennen gelernt hatten.

Nicht lange nachher kam aus Moskwa die Nachricht, daß der Kaiser die Fürstin Katharina Dolgoruki zu seiner Gemahlin gewählt

habe, und daß der 18te Januar 1730 zu der Vermählung bestimmt sey. „Katharina Dolgoruki!“ sagte Fedor. „Die hat ein Herz, wie du, meine Geliebte. Ich kenne das edle Mädchen. Es bedarf nur Eines Briefes von mir, so sind wir frei und glücklich. Sie wird gar nicht erstaunen, wenn sie erfährt, wo ich bin. In einer vertraulichen Unterredung mit ihr ließ ich sie ahnen, daß ich dich liebte; und sie allein von allen meinen Verwandten weinte deinem Unglück mitleidige Thränen. Gewiß, Marie, wir werden ihrer Güte, ihrem Edelmuthe unsre Freiheit verdanken!“

Ich darf dich nicht betrüben, erwiederte Marie. Gern möchte ich noch einmal an dem Grabe meiner guten Mutter weinen; aber ich sehe es nicht wieder! ... Fedor! wenn man erführe, daß du hier bist, und Katharina mir nicht zu helfen vermöchte, und man dich dann mit Gewalt von mir trennte, und ich allein sterben müßte! ... Laß uns den Rest des Lebens, der noch so glücklich seyn kann, nicht an eine ungewisse Hoffnung setzen. Das Sterbebett meines Vaters hat mir meine

letzten Kräfte gekostet. Ich habe mich nur mit Mühe aufrecht erhalten, um ihn ruhiger sterben zu lassen. Jetzt aber — wir werden bald scheiden müssen, mein Fedor! — Sie sank ermattet an seine Brust. Er lächelte schweigend, und verhehlte ihr die quälende Angst seines Herzens, weil er sie nicht betrüben wollte.

Die Rosen auf Mariens Wangen waren verschwunden; ihr Auge erlosch, die Kraft ihres Körpers verlor sich mit jedem Tage mehr. Doch ihre Seele wurde nur um so begeisterter: es war, als hätte sie sich schon losgerissen von den Banden des Körpers, als schwebte sie schon über dem Grabe. Fedor konnte nicht länger zweifeln, daß sie bald sterben müßte; und nun wurde seine Liebe zu ihr noch heiliger, noch erhabner. Beide hielten ihr gegenseitiges Versprechen, einander nicht zu betrüben, und waren heiter. Sie lebten jetzt meistens für sich allein in sanfter Stille, und lächelten zu den neuen Hoffnungen, welche man ihnen machte. Katharina hatte nehmlich Sapieha gesprochen,

und sich bei ihm mit besorgter Theilnahme nach Fedors Aufenthalt erkundigt. Zu der Roncalez, die sich ihr zu Füßen geworfen, hatte sie gesagt: „Sie kommen, für Ihre unglücklichen Freunde in Sibirien zu bitten. Ich theile Ihr Mitleiden mit Ihnen. Schreiben Sie besonders der ältern Menzikof, daß Ihr trauriges Schicksal mir immer Thränen ausgepreßt hat. Gewiß, ich werde mich nicht eher für glücklich halten, als bis Marie es ganz ist; ganz!" — „Fedor," sagte Marie, als sie diese Nachrichten gelesen hatte: „jetzt, da ich die Menschen verlassen soll, öffnen sie mir wieder so freundlich die Arme! Katharina versöhnt mich wieder mit ihnen; sie giebt mir die frohe Hoffnung mit, daß meine Geschwister und Verwandten bald frei seyn werden."

Katharinens Plan, die Unglücklichen zu befreien, und Marien zu Fedors Gattin zu machen, wurde von dem Schicksal fürchterlich zerstört. Den jungen Kaiser befielen die Blattern; und an eben dem Tage, der zu seiner Vermählung bestimmt war, stürzte

Alexei todtenbleich in den Vorsaal, und rief den versammelten Dolgorukis ängstlich zu: er ist todt! der Kaiser ist todt!

Iwan hatte den Gedanken, des Kaisers Verlobte, seine Schwester, auf den Thron zu setzen, und mit rascher Unbesonnenheit wollte er in dieser Absicht schon die Garden unter das Gewehr treten lassen; doch der Feldmarschall brachte ihn durch den Zuruf: „rasender Thor!" wieder zur Besinnung. Am Abend versammelte sich das geheime Conseil, und Anna von Kurland wurde zur Kaiserin gewählt. Die Dolgorukis trugen darauf an, der Herzogin, ehe ihr die Wahl angezeigt, und ehe sie förmlich als Kaiserin anerkannt würde, gewisse Bedingungen vorzulegen, die sie unterschreiben sollte; und sie unterschrieb, was man verlangte. Der Feldmarschall schüttelte den Kopf über die Bemühungen seiner Familie, ihr sinkendes Ansehen zu erhalten. Sein Rath machte aber jetzt eben so wenig Eindruck auf sie, wie vormals seine Prophezeiungen, und sie fuhren fort, das hohe Conseil zu beherrschen. Ihre

Feinde wurden aber thätig, sobald die Kaiserin nach Moskwa kam. Ostermann, und Biron, Annens Günstling, fanden Mittel, ihr die Unabhängigkeit vom hohen Conseil, und völlig unbeschränkte Herrschaft zu verschaffen. Die Dolgorukis fielen plötzlich. Man warf ihnen vor, daß sie die Absicht gehabt hätten, des Kaisers Braut auf den Thron zu setzen; und nach einem kurzen Prozesse wurden alle Dolgorukis, nur den Feldmarschall ausgenommen, auf ihre ganze Lebenszeit nach Beresow verwiesen. — Wie seltsam ist das Schicksal der Menschen!

Während dies am Hofe der Kaiserin vorging, stieg in Mariens und Fedors Aufenthalte die Sonne wieder erwärmend und belebend höher. Ich werde, sagte Marie lächelnd, noch einen Frühling sehen, und sein schönes Bild wird mich begleiten. Sieh, mein Fedor, wie das Schicksal mir alle meine Wünsche gewährt!

Das Eis der Soswa schmolz, die unbegränzten Wiesen wurden grün, und der Talnik trieb seine schönen Blätter. An jedem

milden Tage ging Fedor mit Marien zu dem nahen Ufer der Soswa, und jeder von diesen Spaziergängen schien ihre Lebenskraft zu erhöhen, oder machte sie wenigstens heiterer. Fedor verbarg seine Verzweiflung, und lächelte, wie sie, um sie nicht zu betrüben. Endlich ließ er an dem Ufer der Soswa, unter schützenden Birken, eine Hütte aufschlagen. Alles, was Marien lieb war, hatte sie hier vor Augen: die schönen Wiesen, die sich jenseits der Soswa bis an den Fuß entfernter blauer Gebirge hin zogen; auf der einen Seite das Grab ihres Vaters, hoch auf dem Hügel nahe bei dem Ostrog der Verbannten, und auf der andern ein Birkenwäldchen, welches sie an das neben der Twerza erinnerte.

O, sagte sie eines Tages zu Fedor, als sie lange der schönen Aussicht genossen hatte: hier laß mich sterben, und dann die Stelle, wo ich starb, mein Grab seyn! Fedor, der den so lange verhaltenen Schmerz fast nicht mehr verbergen konnte, wendete das Gesicht von ihr ab, der schönen Aussicht zu, um eine heiße Thräne abzutrocknen, und seine gedrück-

te Brust durch einen Seufzer zu erleichtern. Er ließ Fenster aus seinem Wohnhause holen, die Fugen der Hütte mit Moos verstopfen und den Boden mit Brettern und Decken belegen. Marie brachte nun ihre letzten Tage ganz in der Hütte zu, aus der sie ihre Blicke oft nach den Gegenden hin warf, wo ihre Mutter begraben war, und wo ihre Roncalez lebte. Sie drängte sich jetzt mit schwärmerischer Innigkeit an Fedor, und fragte ihn fast täglich, ob er durch sie auch glücklich gewesen sey. Er verstand die letzten Empfindungen ihres schönen Herzens, das nicht der Tod, das nur die Besorgniß, seine treue Liebe nicht genug belohnt zu haben, unruhig machte. Sie sah, obgleich Fedor es ihr verbergen wollte, wie sehr er litt, und wünschte oft im Stillen, daß sie mit ihm zugleich in den Ob versunken seyn möchte. Doch auch ihre letzten Stunden beseligte die Liebe. Sanft lös'te der Tod ihr weiches, edles, reines Herz von dem Leben ab, als das Schicksal ihr noch eine große Freude gegeben hatte.

38.

Katharina Dolgoruki an Sophie Roncalez.

Beresow, im August 1730.

Dieses Blatt bringt Ihnen, liebe Roncalez, die letzten Wünsche ihrer seligen Freundin, Marie Menzikof, und den ersten Gruß von einer neueren Freundin, Katharina Dolgoruki. O, laß mich in die Stelle deiner Marie treten, liebe Roncalez! Sie nannte dich Du; auch ich muß dich so nennen dürfen: denn Marie hat mir deine Liebe vermacht. Fremd sind wir einander nicht, gute Roncalez. Als ich die Braut des Kaisers war, und du zu mir kamst, für deine unglückliche Marie zu bitten — o, ich bin jetzt viel unglücklicher, als sie, die doch in den Armen der treuesten Liebe sterben konnte! — als du bei mir warst, da vereinigten Thränen des Mitleids unsre Herzen. Ich liebte dich, Roncalez, weil du in deinem Schmerze vergessen konntest,

konntest, mit wem du sprachst. Du sagtest mir: o, kennten Sie diese Marie, die jeden Thron auf der Erde ehrwürdig machen würde, die durch ihre Tugenden jetzt in der Verbannung noch immer mehr ist, als eine Kaiserin! Ich habe sie kennen gelernt, diese Marie. Sie war nicht bloß größer, als jede Fürstin, sie war auch glücklicher. Ja, Roncalez! trockne deine Thränen! auch glücklicher!

Wahrscheinlich hast du mein Schicksal schon erfahren. Der Tod des Kaisers würde mich aus der Welt verbannt haben, wenn auch unsre Feinde es nicht gethan hätten. Es ist mir gleichgültig, wo ich den Rest meines nun freudenleeren Lebens verathmen soll. — Unsre Familie wurde getrennt. Meinen Vater, meinen Bruder und mich schleppte man mit grausamer Härte fort. Die Göttin der Rache führte uns denselben Weg, den vor uns die Menzikofs gegangen waren. An dem Ufer der Wolga setzte sich mein alter Vater auf einen Stein. O, Gott! ich mochte ihm nicht sagen, daß er auf dem Grabe der edlen

Fürstin Menzikof säße. (Von einem Manne in der Stadt hatte ich erfahren, wo sie begraben läge.) Ich benetzte den Stein mit heimlichen Thränen — mit Thränen, welche die Asche der edlen Frau gewiß nicht gestört haben.

Der Officier, der uns führte, war mit den Menzikofs bis nach Tobolsk gegangen, und hatte jetzt den Befehl, der Familie des verstorbenen Fürsten ihre Freiheit anzukündigen. Er sprach mit großer Achtung von dieser unglücklichen Familie, von Marien aber mit einer wahren Begeisterung. Und dennoch behandelte er uns, ihre Feinde, mit einer so feinen, zarten Menschlichkeit, daß ich sein Herz verehren mußte. Ich sagte ihm das; und er erwiederte: diese Menschlichkeit verdanke ich der ehrwürdigen Familie, die ich jetzt aus der Verbannung zurückführen soll. — Auch er stand lange am Grabe der Fürstin. Ich glaube, er verschwieg uns aus Schonung, was der große Stein bedeute.

Zu der Reise nach Beresow hat er sich gedrängt. Nein, sagte er zu mir sehr lebhaft:

Niemand anders als ich, darf ihnen die Frei-heit ankündigen! Ich war der Bote ihres Unglücks, und muß nun auch der Bote ihres Glückes seyn! — Er erzählte mir tausend rührende Scenen von der Reise mit Marien, und je näher wir dem Aufenthalte der Glücklichen kamen, desto größer wurde seine Freude.

In Tobolsk schifften wir uns ein, und fuhren auf dem Irtisch und dem Ob nach Beresow hinunter. Ich sage dir nichts von den Empfindungen meines Vaters, die er wenigstens den Augen der liebenden Tochter nicht verbergen konnte! — Endlich sahen wir Beresow vor uns, und landeten an. Vor uns lag ein Birkenwäldchen, und dicht daran eine kleine Hütte, aus der jetzt ein Paar Menschen langsam hervor traten. Ein junger Mann, mit dem rührendsten, geduldigsten Kummer in seinem blassen Gesichte, hatte ein junges Weib am Arme. Der Officier näherte sich diesem Paare, blieb dann stehen, stürzte auf sie zu, und rief: Marie Menzikof! Sie nannte mit einer weichen, sanften Stimme

seinen Nahmen, und bot ihm lächelnd die Hand, die er küßte. Sein Ausruf hatte mich herbei gezogen, und ich war nun nahe genug, eine sehr rührende Scene ganz genau zu sehen. Marie wendete sich mit einem himmlisch freundlichen Gesichte zu ihrem Begleiter, und sagte: „sieh, mein Fedor, welche Freude der Himmel mir noch giebt!" — Dann wendete sie sich zu dem Officier, und fragte mit bebender Stimme: „sind Sie am Ufer der Wolga gewesen?" — Ja, antwortete er: ich habe das Grabmahl Ihrer Mutter besucht, und es mit tiefer Rührung umfaßt. — „Nun, so umfasse auch ihre sterbende Tochter, du guter Mensch!" sagte Marie, und drückte ihn an ihr Herz.

Ich konnte mein Auge kaum von ihrer schönen Gestalt, ihrem blassen Gesichte abwenden; und doch erregte der Nahme Fedor meine Aufmerksamkeit. Ungeachtet der Trauer in seinem Gesichte erkannte ich ihn. In diesem Augenblicke wurde mir alles hell, und ich sagte im Tone der Ehrfurcht: edle Marie! edler Dolgoruki! — Marie schien ein

wenig unruhig zu werden, und sagte: „du kennst ihn? O, nenne seinen Nahmen nicht! Laß mich erst in seinen Armen sterben. Die Dolgorukis sind mächtig!" —

Nein, Niemand wird ihn von dir reißen. Unser Haus ist gefallen. Ich bin Katharina Dolgoruki.

Sie sah mir verwundert in's Gesicht, und legte die schneeweiße Hand an die Stirn. „Katharina Dolgoruki? So hieß ja die Kaiserin! Wie ist mir denn? Fedor, kann ich mich nicht mehr besinnen?"

Fedor selbst besann sich erst jetzt, wie es schien. Er stürzte auf mich zu, und nahm mich in seine Arme. Auch meinen Vater und meinen Bruder erkannte er jetzt, und sagte: welch ein böses Gestirn waltet über unserem Hause! Soll denn Niemand von uns Allen glücklich seyn? Verbannt! warum?

Ich erzählte ihm in einigen Worten mein Schicksal. Marie fragte mich zitternd: „und du liebtest den Kaiser?" — Ich liebte ihn! antwortete ich, und es drangen Thränen aus meinen Augen. Jetzt weinte auch Marie, und

sagte: „o, ich war glücklicher, als du! Aber nun will ich dich lieben, so lange ich noch athme!"

Mein Vater, der jetzt Fedorn erkannte, näherte sich ihm scheu, und mein Bruder noch scheuer; denn sie konnten leicht sehen, daß Fedor Marien geliebt hatte, und ihr nach Beresow gefolgt war. „Fedor," sagte mein Vater, „das gewaltige Schicksal, ein böser Dämon . . . Ich sehe zu spät, daß wir Alle glücklich seyn konnten."

Fedor erwiederte sanft, mit einer Thräne in den Augen: „glücklich? Ich bin es gewesen! Ich bin es noch — obgleich dieses Herz bald an dem meinigen brechen wird!"

Er sprach sanft und tonlos, um nicht laut zu weinen; und desto tiefer drangen seine Worte in mein Herz. Mit gesenktem Kopfe sah er vor sich nieder, und warf nur von Zeit zu Zeit einen Blick auf seine Marie. Luschin hatte eine Weile in der Ferne gestanden und laut geschluchzt. Als er zu dem Woiwoden ging, bat uns Fedor, in seine Hütte zu treten, in die er jetzt Marien

sanft zurückführte. Mein Vater erzählte ihm den Fall unsres Hauses; und Fedor rief auf einmal: „o, solcher Jammer!“ Ich glaubte erst, dieser Ausruf sollte uns gelten; aber nein, bald sah ich, daß Fedor nur an seine Geliebte dachte. Liebe füllte seine und ihre ganze Seele.

Jetzt kamen die übrigen Menzikofs, um zu erfahren, was das Schiff von Tobolsk mitgebracht hätte. Sie erkannten uns; doch keiner von ihnen machte uns auch nur durch Blicke einen Vorwurf. Alle behandelten uns mit Liebe; denn sie sahen, daß Marie nicht auf uns zürnte, und daß sie mich sogar mit unverkennbarer Zärtlichkeit anblickte.

Noch hatte ihnen keiner von uns gesagt, daß sie frei wären. Jetzt trat der Major in die Hütte, und sagte: Gott sey Dank! Sie Alle sind frei! Ich habe den Auftrag, Ihnen das im Nahmen der Kaiserin anzukündigen. — Diese Nachricht machte großen Eindruck auf die übrigen Menzikofs, doch auf Marien gar keinen. Sie reichte ihrem Fedor die Hand, und sagte: „wir waren frei,

und sind es! — Die Menzikofs erboten sich, uns in ihre Wohnung aufzunehmen, und sie uns bei ihrer Abreise ganz zu überlassen; ich wollte mich aber nicht von Marien trennen, und blieb in ihrer Hütte.

Fedor erfuhr jetzt von mir, daß auch sein Vater verbannt wäre; und das machte doch ein wenig Eindruck auf ihn. Ich wollte ihn zerstreuen, und sagte daher, er müßte zu meinem Vater gehen, wenn er alles ganz genau erfahren wollte. Nun schüttelte er schweigend den Kopf, und blickte auf Marien, als wollte er sagen: ich darf sie nicht verlassen. Am Abend führte er sie an die Thür, weil sie die untergehende Sonne zu sehen wünschte. Sie stand eine Weile in seinen Armen schweigend da. „Und wenn auch ich nun in dieser Stunde versänke, mein Fedor!" sagte sie dann schnell, und ihr Gesicht wurde immer bleicher. (Sein Auge flog, und in seinem Gesichte bewegte sich jeder Muskel.) „Ich sterbe jetzt!" hob sie wieder an. „Gott sey Dank! so lange hat er meine Kräfte erhalten! Fedor! . . . An deinem Herzen!"

Sie wendete langsam das bleiche Gesicht zu mir, und sagte: „grüße meine Roncalez, und Alle!" — Mir gab sie diesen Auftrag, nicht ihrem Geliebten. — „Grüße sie!" wiederholte Fedor. Marie wurde immer schwächer, und er trug sie auf ihr Bett. Sie nahm seine Hand, richtete das schwere Auge auf ihn, und sammelte ihre Kräfte noch einmal, ihm zu sagen: „Fedor, ich liebe dich!" Dann versank sie in einen Schlummer, aus dem sie nicht wieder erwachte. Ich fürchtete, daß Fedors Schmerz nun in lauten Jammer ausbrechen würde; doch er blieb ruhig, als er ihr die Hände über der Brust zusammen legte. „Nein," sagte er sanft; „ich habe dich nicht betrübt, Marie, und will dich nicht betrüben! Ich liebte dich, und liebe dich noch!" — Er kniecte an dem Bette nieder, und küßte von Zeit zu Zeit die bleichen Lippen der Todten. Auf die Nachricht, daß Marie geendet hätte, kam die ganze Familie. Alle jammerten laut; doch Fedor stand lächelnd, mit trocknen Augen, da. Er hörte nichts von allem, was man sagte, und hatte

die Augen nur auf Marien geheftet. Den folgenden Abend sank er vor Erschöpfung in Ohnmacht, da er nicht das Mindeste genossen hatte; und während der Zeit brachte man die Leiche weg. Als er erwachte, und sich durch einige Speise gestärkt hatte, schien er sie nicht zu vermissen, oder er zwang sich vielmehr, nicht von ihr zu reden, und sah lächelnd immer auf Eine Stelle.

Am nächsten Tage erkundigte er sich ruhig nach den Anstalten zu dem Begräbnisse. Er sah, er küßte seine Marie noch einmal, bedeckte dann den Sarg, und ließ ihn versenken. Der Officier, der die Menzikofs zurückbringen soll, war untröstlich. Er bat Fedorn, mit nach Moskwa zu gehen; dieser wendete sich aber schweigend von ihm ab, und ging zu dem Grabe, das ganz nahe bei der Hütte ist. Man hat ihn so eben ernstlich gefragt, ob er nicht mit wolle; und er hat bestimmt geantwortet: ich verlasse meine Marie nicht!

Die Menzikofs reisen ab, liebe Roncalez; sie nehmen dir meinen Brief mit, und brin-

gen dir den letzten Gruß von deiner Marie. Leb wohl. Bei dem Schmerz über die Trennung dieser Liebe habe ich mein eignes Leiden fast vergessen.

39.

Katharina Dolgoruki an Sophie Roncalez.

Beresow, im September 1730.

Einen Schritt weit von dem Grabe, das die beiden treuesten Liebenden bedeckt, schreibe ich dir, Sophie, und schicke dir ihre Briefe, wie Fedor es mir aufgetragen hat. Als die Menzikofs abgereist waren, ging er schweigend umher, lächelte freundlich, wenn man ihn um etwas fragte, antwortete auch freundlich, doch zuweilen nur in dunklen, räthselhaften Worten. Die meiste Zeit brachte er auf Mariens Grabe zu. Hier saß er, mit einem grünen Florschleier in der Hand, und sagte lächelnd, wenn man ihn anredete: „von der ersten Hoffnung bis zur letzten! . . . . O,

sie hat mir gegeben, was sie versprach: Treue bis zum Tode!"

Eines Tages, als er wieder so auf Mariens Grabe sitzt, kommt eine Barke den Strom herunter, und legt an. Fedors Vater steigt aus, und der erste Mensch, den er sieht, ist sein Sohn Fedor, von dem er glaubt, er sey in völliger Sicherheit. Er sinkt betäubt auf Mariens Grab; Fedor hebt ihn auf, erkennt ihn, und wirft sich an seine Brust. Ich eilte hinzu, um eine Unterredung zu verhüten, die für den Vater leicht sehr schmerzhaft werden konnte; denn Fedor weiß, und äußert es auch zuweilen, daß die Dolgorukis an Mariens Tode Schuld sind. „Was konnten sie denn mit ihrer Ehrsucht?" habe ich ihn schon sagen hören: „ein Paar Herzen brechen!" Eine solche Aeußerung fürchtete ich auch jetzt; darum trat ich näher, und gab dem Vater in einigen Worten einen Wink, daß er den Sohn zu schonen hätte. Doch es ging besser, als ich glaubte. „Nein," sagte Fedor; „ich will dich nicht betrüben!" und nun war er sanft, wie ein Lamm. Er

wäre beinahe einmal bitter geworden; doch ich erinnerte ihn, daß er ja seine Marie nicht betrüben wolle; und sogleich hatte er wieder volle Gewalt über sich.

Ich bemerkte leicht, daß er den steten heftigen Kampf in seinem Innern nicht lange aushalten würde, und bereitete seine Verwandten darauf vor. „O,“ sagte der Vater nun zu Fedor; „du konntest für Menzikof leben, und für deinen Vater nicht?“ Fedor warf sich vor ihm nieder, und sagte: „kann ich das Unmögliche? kann ich machen, daß ihr treues, edles Herz wieder schlägt? Ich thue, was in meinen Kräften ist; denn ich will und darf sie nicht betrüben. Aber, wie könnte ich sie vergessen und nicht um sie trauern! . . . So oft ich den Hügel sehe, der meine Marie bedeckt; so oft ich bedenke, daß sie mir die Arme entgegen breitet: so möchte ich . . . Vater, Sie wissen nicht, was ich leide!“ —

Er lebte noch einen Monat. Schon ganz nahe am Tode trug er mir auf, den grünen Schleier auf sein Herz zu legen; und ich habe

dies Verlangen erfüllt. Sein Vater rief in Verzweiflung aus: „Meine Ehrsucht hat dich getödtet, mein Sohn!" Der Leichnam wurde an Mariens Seite versenkt.

Leb wohl, Roncalez! Ich wohne hier in der Hütte, dicht an dem Grabe. Da sitze ich, und weine; und wenn die Birken über mir wehen, dann blicke ich auf, und es ist mir, als ob ihre Geister mich riefen. O Roncalez! wann werde auch ich im Grabe ruhen! ... Und doch waren sie glücklich, die beiden treuen Herzen! so glücklich, wie die arme Katharina es niemals werden kann!

Fedor läßt seinen Freund Sapieha grüßen. Das beikommende Paket, an Gustav überschrieben, sollst du ihm zustellen.

Leb wohl, gute Roncalez. Fedor und Marie waren und sind durch Treue bis zum Tode glücklich. Wann werde ich ihnen folgen!

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Lafontaine, August Heinrich Julius,

Fedor und Marie, oder Treue bis zum Tode

Berlin 1802

Coburg, Landesbibliothek -- D II 9
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11940522-3